







Reactionäre und Demokraten.

Geschichtlich-politischer Roman aus der neuesten Zeit

von

H. E. R. Belani.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1850.

„Wo die Kunst gefallen, da ist sie durch die Künstler gefallen.“ Dieses Wort Schiller's auf die Politik unserer Tage angewendet, zeigt, wie die Extreme der politischen Parteien durch ihre eifrigsten Verfechter, so die Reaction durch die Reactionäre, die Demokratie durch die Demokraten gefallen ist.

D. V.

Vorwort.

„Wo die Kunst gefallen, da ist sie durch die Künstler gefallen."
Schiller.

Parodie: Wo die Demokratie gefallen, da ist sie durch die Demokraten gefallen.
Wo aber die Reaction gefallen ist, da ist sie an Altersschwäche verschieden, nachdem sie zuvor kindisch geworden war.
D. V.

Dieser Roman, „Reactionäre und Demokraten," schließt sich unmittelbar an den früher erschienenen Roman: „So war es," an.

Beide bilden ein Ganzes, doch wieder getrennt und völlig abgeschlossen ist jeder Roman für sich selbst ein Ganzes. Zwischen beiden besteht nur, um diplomatisch zu reden, eine Personal-Union, in welcher jedem Staate seine Souveränetätsrechte salvirt sind. Es erscheinen Personen, die im ersten Roman eine Hauptrolle spielten, hier im zweiten wieder, wenn auch mehr in Nebenrollen, so daß

sowohl der erste Roman als der zweite, jeder für sich selbst den Lesern verständlich bleibt, die den andern nicht gelesen haben.

Hiernächst aber herrscht auch zwischen beiden Romanen eine Causal-Union. Beide hängen zusammen wie Ursache und Wirkung.

In Hinsicht der Zeitgeschichte führte uns der Roman „So war es" ein in die vormärzlichen Zustände der Bureaukratie, des Polizeistaats, der Aristokratie, besonders des modernen Junkerthums und der Mysterien der Sittenzustände. Er zeigte an Zügen, die aus dem Leben gegriffene Wahrheit und Dichtung enthielten, wie dadurch allmälig eine Einwirkung auf das Volksleben entstehen mußte, die es erklärlich macht, daß die Revolutionen in Paris und Wien auch in Berlin solche Erschütterungen hervorbringen konnten, welche hier die Volksleidenschaften, bis auf den tiefsten Grund aufregend, zu der blutigen Katastrophe des 18. und 19. März führten; daß allgemein der Ruf nach Ministerveränderung, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Volksbewaffnung und wahrer Volksvertretung sich erhob; daß dieser Ruf, mächtig wie aus der Posaune des Weltgerichts ertönend, selbst am absoluten Throne als Stimme einer neu erwachten Zeit Gehör und Gewährung finden mußte.

Mit dieser Katastrophe der neuesten Civilisationsgeschichte unserer Zeit schloß auch die Katastrophe des vorigen Romans ab.

Jene Zeit mit ihrem vorläufigen Abschluß ließ hoffen, daß nunmehr auch mit der Revolution und Anarchie abgeschlossen sein und ein neuer Völkerfrühling beginnen werde.

Aber diese Hoffnung hat uns damals getäuscht.

Wenn auf der See sich der Sturm gelegt hat, so gehen die einmal aufgeregten Wellen noch immer hoch und bewegt. Der Schiffer sagt: „Die See geht hohl!“ Das Schiff schwankt hin und her und die Stöße, die es von den kurzen, aber starken Wellen empfängt, bedrohen seine Flanken zu zerbrechen und erzeugen bei dessen ungewohnten Passagieren eine furchtbare Seekrankheit.

Dieses Bild bezeichnet die Zeit, die den Märzereignissen folgte. Mehr als einmal drohte auf der hochwogenden See das Staatsschiff in Trümmern zu gehen, auch uns, den Ruhe- und Ordnungliebenden, solcher Revolutionsstürme ungewohnten Passagieren wurde unwohl und krank in Herz und Nieren und wir dankten endlich Gott, als der erhabene Pilot, der noch immer festhielt am Steuer dieses schon wankenden Staatsschiffes, dasselbe mit der octroyirten Verfassung Preußens vom 5. De-

cember 1848 in den gesicherten Hafen führte, wo der Anker der Hoffnung festen Boden finden konnte.

Eine Schilderung dieser Zeit bildet den historisch-politischen Hintergrund dieses Romans.

Den Wogenkampf dieser Zeit förderten die Wühlereien und Intriguen beider Extreme politischer Parteiungen: der Demokratie und Reaction.

Die Demokratie hatte den Sieg in den Händen gehabt. Hätte sie davon einen weisen Gebrauch zu machen gewußt, hätte sie, statt politischen Leidenschaften sich hinzugeben, dem Egoismus, den Herrschergelüsten und persönlichen Eitelkeiten zu fröhnen, mit weiser Mäßigung, klarem Verstande und besonnener Ruhe nur das Erreichbare und dem Staate wie dem Gemeinwohl wirklich Heilsame erstrebt; hätte sie politische Mündigkeit gehabt, anstatt die politisch unmündige, urtheilslose Menge durch hohle Seifenblasen-Theorien zu verblenden und durch communistische, mit dem Bestehen der Gesellschaft unvereinbare Ideen, mit revolutionären Schlagwörtern und gehaltlosen pathetischen Phrasen, in steter Aufregung und Permanenz der Anarchie zu erhalten; hätte sie achtbare Persönlichkeiten, wahrhaft große Geister und edle, sich der Menschenliebe und dem Volkswohl mit warmer und klarer Einsicht und hoher Bürger-

tugend sich hingebende Charaktere an ihrer Spitze gehabt, so würde sie heute noch am Staatsruder sitzen und die vernünftig gehandhabte Freiheit würde auch ohne Dictatur, Belagerungszustände und Bajonnette für alle Zeiten ungeschmälert in der Verfassung und Verwaltung ihren gesetzlichen Boden gefunden haben.

Aber blicken wir auf diese Demagogen, Volksredner, Berliner Straßendemokraten, selbst auf das hochverrätherische Treiben so mancher Berliner und Frankfurter Parlamentsdemokraten, so möchten wir Blut weinen, daß nicht der gesunde Kern des Volks selbst sich ermannt hat, um diesen Auswurf einer durch sie hektisch und faul gewordenen Demokratie in den stinkenden Rinnstein, wohin sie gehören, zu werfen.

Nicht einer octroyirten Verfassung, nicht einer Verlegung und Auflösung der Nationalversammlung hätte es bedurft, wenn der Wille des Volks hochherzig, edel und kräftig genug gewesen wäre, die Demokratie von ihren ehr- und gewissenlosen Persönlichkeiten zu reinigen und sich damit die Achtung der edlern Naturen im Volksleben zu sichern.

So aber, mit diesen moralischen Faulflecken behaftet, mußte wohl die Demokratie ein Leichnam

werden durch den Selbstmord, den die Demokraten vor der öffentlichen Meinung an ihrer eigenen Sache begingen.

Und was die Reaction betrifft, so bleibt es in der That lächerlich, die Reaction fürchten zu wollen, so lange noch der gesunde Kern des Volks zur Vertretung berufen, die vernünftige Preßfreiheit und das besonnene Versammlungsrecht ungeschmälert geblieben ist, so lange eine freisinnige Verfassung gesetzlich feststeht, redlicher Wille in einem thatkräftigen Ministerium herrscht und die Krone auf einem Haupte ruhet, das es klar erkannt hat, wie die Civilisation der Menschheit in eine neue Zeit getreten ist; ein hohes Haupt, das, um uns zweier von demselben ausgegangener, sehr bedeutsamer Lieblingsphrasen zu bedienen, dieser neuen Zeit Rechnung trägt, um damit ein neues, humanisirtes, geistesfreieres, kraft- und würdevolleres Staatsleben anzubahnen.

Wenn bei solchen Zeitbewegungen die Reaction gefallen ist, so konnte sie nicht durch die ohnmächtigen und lächerlichen Rückwärtsstrebungen der Reaction fallen, sondern nur, weil sie sich selbst und ihre Zeit überlebt hat.

Diese Extreme der Reactionäre und Demokraten als einen krankhaften Auswuchs einer, gleich

dem Phönix zu einem verjüngt aus den Flammen aufsteigenden Staatsleben sich erhebenden Zeit zu schildern, war die höhere geistige Aufgabe des Romans.

Wenn ich in beiden Romanen, die für weitere Verbreitung in Deutschland bestimmt sind, nur das Berliner Treiben zum Vorwurf der nachstehenden Erzählung nahm, so geschah es, weil sich darin die Phrasen, die, mehr oder weniger stürmisch, jeder von der Revolution heimgesuchte Staat durchmachen muß, am klarsten abspiegeln, und weil darin die seit zwei Jahren durchlebte große Zeit am gemessensten ihre poetische Abrundung gefunden hat.

In dieser Zeit aber, in welcher dieser und der vorige Roman entstand, durchdringt Politik jedes geistige Leben so sehr, daß sie auch aus einem auf der Bühne der Zeitgeschichte spielenden Roman unmöglich ausgeschlossen bleiben konnte.

Möge damit zugleich auch die politische Richtung dieses Romans ihre Rechtfertigung finden. Diese aber, wie sie hier vertreten ist, enthält den gesunden Kern einer die verfassungsmäßige Freiheit, den bildungsfähigen Fortschritt, das constitutionelle Königthum und die gesetzliche Ruhe und Ordnung gleich sehr liebenden Gesinnung, einer Gesinnung, welche niemals für den Unsinn politischer Ideolo=

gie und Leidenschaft geschwärmt hat; eine Gesinnung, die aber auch die Reaction haßt und verachtet, weil sie aus elender Selbstsucht, in unverständiger Weise das Unmögliche, und wenn es möglich wäre, damit das Unglück des Volks aus den Grüften des Mittelalters wieder herauf beschwören möchte.

Darum nieder mit der Ultrademokratie, nieder mit der Ultrareaction, hoch das constitutionelle Königthum, besonders wenn es, wofür unsere Kammern sorgen wollen, keine Hinterthüren offen erhält, durch welche einmal kräftig die Reaction an der Hand eines jesuitischen Scheinconstitutionalismus sich wieder einschleichen könnte.

Potsdam im September 1849.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

Die Reactionäre im Schloß. — Reactionäre in der Bürgerwehr. — Ein gemäßigter Demokrat. — Amnestie. — Die befreiten Polen. — Die Refugié's in Potsdam. — Mittheilungen aus Berlin. — Die Bittschriftcommission. — Umzug des Königs. —

Ach könnten sie doch rückwärts drehen das Rad der Zeit;
Sie würden dann rückkehren sehen die alte Zeit.

D. V.

1.

Es war spät Abends am 19ten März 1848.

Wir führen unsere Leser in die Vorgemächer der königlichen Wohnung, denn das Allerheiligste derselben, wo der König und die Königin, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen ihres Hauses und den Vertrauten ihrer Suite, erschöpft von den Aufregungen und den entsetzlichen Scenen der vergangenen sechsunddreißig Stunden endlich, nachdem das Volk befriedigt war, einige Ruhe zu finden hofften, wagen wir nicht zu betreten. Wir befinden uns in dem altersgrauen Berliner Residenzschlosse, das inmitten der modernen Bürgerhäuser mit

ihren glänzenden Kaufläden und eleganten Etagen, wie eine feste Burg einer aus dem Mittelalter herstammenden absoluten Herrschermacht des Hauses Hohenzollern sich erhebt.

Wir sehen dort hochadlige Kammerherren, in ihren einfachen blauen Röcken, mit rothen Kragen, hohe Generale mit ihren Adjutanten, meistens in Civilkleidung, die neu ernannten Minister des Königs, die Grafen von Arnim und von Schwerin, auch den Polizeipräsident von Minutoli und den, nach der unfreiwilligen Entfernung des vormaligen Oberbürgermeisters Krausnick aus dem Magistratscollegium, an der Spitze desselben stehenden Bürgermeister Naunyn.

Auch einige wohlgesinnte Literaten sah man dort, unter welchen wir am geistvollen Auge und den feinen, etwas blassen Gesichtszügen mit dem nicht sehr vollwüchsigen Kinn- und Schnurrbart, den geachteten Publicisten Dr. Wöniger erkennen. Auch einige der bekanntesten Volksführer, die sich vor dem furchtbaren Kampfe des vergangenen Tages und der Nacht, sowie während desselben geachtete Volksführernamen gemacht hatten, wir nennen nur den Thierarzt Urban und den Conditor Karbe, sehen wir dort ab- und zugehen.

Unter der Menge, die in den verschiedenen Vorgemächern vertheilt war, ließen sich auch Zeitungsreferenten blicken, die geschäftig hierhin und dorthin horchten; dann eiligst einige Notizen in ihr Portefeuille trugen,

und sich ebenso schnell und unbemerkt, wie sie gekommen waren, wieder entfernten, um ihre Notizen den damals ungeheuer gierigen, eben erst entfesselten Zeitungspressen zu übergeben. Unter diesen sehen wir auch den Dr. Julius, damals Herausgeber und Redacteur der Berliner Zeitungshalle, der Erste, welcher das servile Zeitungsfell abstreifte und von der freien Presse einen vollen, alles Maß des bis jetzt nur für möglich gehaltenen Liberalismus überschreitenden Gebrauch machte.

Ausnahmsweise sah man Lakaien in der königlichen Livree, dunkelblau, mit weißen Knöpfen und Adlerborten, beschäftigt Erfrischungen umher zu reichen, die nach einer sechsunddreißigstündigen steten Aufregung wohl Mancher der Anwesenden bedurfte.

Die großartige Räumlichkeit gestattete, daß sich die Anwesenden, je nach ihren verschiedenen Gesinnungen und selbst nach ihren Standesverhältnissen, oder nach dem Bedürfniß, Diesen oder Jenen zu sprechen, in Gruppen sammelten.

Es herrschte hier, im Gefühl der Heiligkeit des Orts, wir nehmen diesen Ausdruck im profanen Sinne, eine Stille, die mit der ungeheuern Bewegung aller Gemüther, innerhalb und außerhalb des Schlosses, in einem fast schauerlich ergreifenden Widerspruch stand.

Die Gespräche, wie lebhaft aufgeregt sie auch waren, wurden mit gedämpften Stimmen geführt.

Nur von Zeit zu Zeit wurden sie unterbrochen, wenn eine der zahlreichen Deputationen, die der König noch bis spät Abends empfing, hindurchgeführt wurden, oder wenn sich vielleicht einer oder der andere der königlichen Prinzen sehen ließ, um mit einem oder dem andern der einflußreichen Personen einige Worte zu wechseln, dann in den Schloßhof hinabging, um der dort als Wache zum ersten Male aufgezogenen, neu geschaffenen Bürgerwehr, im Auftrage des Königs einige freundliche Worte zu sagen, die sichtlich einen günstigen Eindruck machten.

So ungefähr gestaltete sich im Allgemeinen das Bild in den königlichen Vorgemächern, während unten die große schöne Hauptstadt der preußischen Monarchie eine ganz andere Physiognomie angenommen hatte.

Die Soldatenwelt war verschwunden. Man sah nur noch bewaffnete und unbewaffnete Bürger, auf allen Gesichtern den Ausdruck von Freude und Befriedigung. Geschäftige Hände suchten die Passage wieder zu öffnen, die Barrikaden hinweg zu räumen; nur das aufgewühlte Straßenpflaster, die aufgerissenen Granittrottoirs, und die zerschlagenen und zerschossenen Fenster ließen sich so schnell nicht wieder herstellen.

Auch die Thränen waren sobald nicht zu stillen, welche hier eine Mutter um den gefallenen Sohn, dort eine Gattin um den Gatten, die ganze Familien um

ihre Theuern weinten, welche im Straßenkampf, auf den Barrikaden oder in den Häusern, als Opfer eines zwölfstündigen blutigen Bürgerkriegs gefallen waren.

Inmitten der freudigsten Volksbewegung sah man noch Todte, mit ihren offen gelegten klaffenden Wunden auf mit Blumen bekränzten Bahren, mit einem grausamen Volksinstinkt nach dem Schlosse getragen werden. — Hier und dort entfalteten sich schon die schwarz-roth-goldnen Fahnen, die damals noch mehr als ein Panier der Freiheit, wie der deutschen Einheit betrachtet wurden.

Doch kehren wir zurück in die Vorgemächer im königlichen Schlosse, wo wir so eben die Gespräche einer Gruppe von keineswegs durch die neue Wendung der Dinge befriedigter Rangoffiziere und Hofherren in lebhafter Unterhaltung bemerken.

„Der König ist die Güte selbst," sprach eine sehr magere Figur, mit weißlichem Haar, das vorn zu einer Tolle aufgestrichen war, duftend von Pachouli, gekleidet in den schwarzen Salonfrack mit weißer Weste und weißer Cravatte, um welche sich das rothe Band des Johanniterordens mit dem Ordenskreuz schlang. — Den Lesern meines Romans *): „So war es" darf ich den so eben Redenden als einen alten Bekannten von der nächtlichen Spielpartie her, den Baron von Kater

*) „So war es" Thl. I. S. 108.

„Kattenhausen" vorstellen. Er führte, wie viele märkische Edelleute, den Titel als königlicher Kammerherr, jedoch ohne Dienst zu thun, oder Gehalt vom Hofetat zu beziehen; aber die Hofluft war einmal sein Lebenselement. Nach solchen entsetzlichen Ereignissen hielt er sich wenigstens für verpflichtet, sich in dem Antichambre zur beliebigen Disposition zu stellen.

Er fuhr fort:

„Wie gesagt, in seiner überschwenglichen Herzensgüte hat der König dem rebellischen Pöbel mehr bewilligt, als wohl eben nöthig gewesen wäre; aber ich verwahre mich dagegen, die allerhöchsten Intentionen nicht der allermindesten Kritik unterwerfen zu wollen. Was ein König von Gottes Gnaden thut, ist so heilig und unantastbar, als habe es Gott selbst gethan."

„Auf Ehre, liebster Baron," sprach ein schöner junger Gardeducorps-Offizier mit einem blonden Schnurrbart, der aber jetzt Civilkleidung trug, „noch eine Stunde hätten die Kartätschen spielen dürfen, und ich gebe Ihnen meine Cavalierparole, diese rebellische Pöbelcanaille würde völlig ecrasirt gewesen sein. Von der Erde vertilgt müßte dieses Proletariat werden, das mit seinen Massen die allzeit schlagfertige Armee der Demagogen und radicalen Umstürzer bildet."

„Du hast Recht, mein Sohn," sprach ein hochgewachsener Herr von imposanter Körperfülle, mit dem

gestickten Ordensstern auf dem schwarzen Salonfrack. Das volle Antlitz deutete durch seine Röthe auf Gesundheit und einen guten Weinkeller. Sein dünnes weißes Haar trug er frisirt und gepudert. Der kleine dünne Zopf, von dem er sich nicht hatte trennen können, steckte ihm im Rockkragen, aber in seinem ganzen Wesen war es ausgeprägt, daß er zu der zahlreichen Klasse alter Edelleute gehörte, von der das Lied singt:

„Der Zopf, der hängt ihm hinten.“

Es war der Graf von Padden-Triton, mit seinem hoffnungsvollen Sohn, Graf Arnold, der so eben sprach.

Der ältere Graf fuhr fort:

„Das Eine ist gewiß, daß das eigentliche Volk, so wenig es auch mit seinem beschränkten Unterthanenverstande berechtigt ist, in Angelegenheiten des Staats ein Wort mitzusprechen, bei dieser Pöbelemeute durchaus nicht betheiligt war; würde sonst die Bourgeoisie zuerst als Schutzverein, dann heute, als Bürgerwehr, für die Herstellung der Ruhe und Ordnung aufgetreten sein?“

„Und das ist das Unglück, lieber Graf,“ bemerkte ein Kammerherr, „daß man in diesen aufgeregten Stunden Leute von der Bourgeoisie unter der Form von Deputationen zu dem König gelassen hat, die Sr. Majestät ans Herz gelegt haben: die Massen, die man nieder kartätschte, wären immer ein Theil des Volks

und beständen aus naturgeschichtlichen Menschen, mit rothem und warmem Blut."

„Und," fuhr ein Zweiter fort, „es sei eine neue Zeit gekommen, das Volk sei zum Bewußtsein seiner Mündigkeit gereift und verlange sogenannte constitutionelle Freiheit."

„Noch mehr, lieber Baron," bemerkte Herr von Kater, „man hat sogar die Frechheit gehabt, dem Könige in seinem eignen Hause zu sagen, der Thron stehe in Frage; eine Republik sei im Anzuge, wenn sich Se. Majestät nicht an die Spitze der Bewegung stellen würde; er möge sich an Louis Philipp erinnern, als ob nicht ein ungeheurer Unterschied ist zwischen einem König von Gottes Gnaden, wie dem unsrigen, und so einem Bürgerkönig, Sprößling der Barrikaden, wie der der Franzosen."

„Aber Louis XVI. war auch ein König von Gottes Gnaden gewesen und doch . . . ."

Es war die Stimme eines hochgestellten Mannes, von einer entschieden freisinnigen Richtung, der jene Aeußerung gehört hatte und mit dieser Bemerkung, ohne sich weiter in eine Discussion mit jenen Reactionären einzulassen, vorüberging.

Nach einigen halblauten Aeußerungen des Unwillens fuhr man in dem einmal angeschlagenen Thema fort.

„Das größte Unglück bei der Geschichte ist, da

man den König überredet hat, seine persönliche Sicherheit einer bewaffneten Bourgeoisie anzuvertrauen, und das Militär zu entfernen," sprach der ältere Graf, „indeß als getreue Vasallen des Hauses Hohenzollern steht einem märkischen Edelmann darüber kein Urtheil zu."

„Ich beschwere mich auch nicht, Papa," sprach der junge Graf, „obgleich ich mit den Zähnen knirschen möchte im edlen Zorn. Ich parire, der Prinz von Preußen, wenn er auch das Obercommando gehabt hätte, würde seine Soldaten einer solchen unauslöschlichen Schmach, vor dieser Pöbelcanaille retiriren zu müssen, nicht ausgesetzt haben."

„Meine Herren," versetzte Herr von Kater, „es ist hier weder der Ort, noch an der Zeit, uns dem Schmerz, ja nur dem gerechten Unwillen über diesen unglücklichen Gang der Ereignisse hinzugeben. Mit offnem Visir ist auch nichts dagegen auszurichten; es bleibt also nichts übrig für den in seinen angebornen Vorrechten bedrohten Adel, als bonne mine à mauvais jeu zu machen, und so viel als möglich zu contreminiren; doch mit aller Vorsicht. Sauve qui peut, meine Herren, sprach einst Napoleon, als die Schlacht bei Leipzig verloren war, und doch erschien er später wohlgerüstet wieder auf dem Schlachtfelde von Waterloo. So steht die Sache. Noch ist nicht Alles verloren. Scheinbares

Anschmiegen und eine klug angelegte Reaction kann Vieles wieder gut machen."

„Ganz d'accord," sprach einer der Anwesenden, „und in dieser Hinsicht war es schon ein Hauptcoup, daß man Herrn von Minutoli bewog, die erste Bürgerwehr, welche die Schloßwache bezog, meistens aus Geheimräthen und Hofbeamten zusammen zu setzen; so befindet sich doch der König wenigstens im Schooß der Seinigen, und da ganz sicher; denn der Canaille, die sich Volk nennt, darf man nicht trauen. Wer ein guter Royalist ist, wird jede Gelegenheit benutzen, das Volk der Krone zu verdächtigen."

„Es ist noch ein Glück," bemerkte Graf Padden-Triton, „daß die neue Bürgerwehr sogleich von löblicher Polizei in die Hand genommen ist. Die Polizei allein ist befugt, für die öffentliche Sicherheit zu wachen, und da Herr von Minutoli, unser thätiger Polizeipräsident, sich als Commandeur an die Spitze der Bürgerwehr gestellt hat ...."

„So ist die Sache nur noch schlimmer damit geworden, mit gütiger Erlaubniß," entgegnete Herr von Kater.

„Ich dächte im Gegentheil! Herr von Minutoli hat sich an der Spitze der Polizei in Posen für die Entdeckung und Unterdrückung des Polenaufstandes sehr loyal und sogar mit persönlicher Bravour benommen."

„Aber, mon Dieu, wissen Sie denn nicht, lieber Baron, daß derselbe Mann, den man noch vorgestern für völlig ergeben und zuverlässig hielt, sich seit gestern vollständig discreditirt hat?"

„Wie so?"

„Nun, ich kann Ihnen die Sache als Augenzeuge berichten," fuhr Herr von Kater fort; „denn um den Charakter der Bewegung richtig auffassen zu können, um Mittel und Wege auszusinnen, wie sich dem entgegenwirken lasse, hatte ich mich in die Blouse eines Arbeiters verkleidet, unter die rebellische Populace gemischt. Schon bei den ersten Bewegungen vom 5ten und 6ten März vor den Zelten im Thiergarten, und im Lokal der Zeitungshalle, bewies Herr von Minutoli, daß er die Polizeigewalt nicht mehr in der so trefflichen Kamptz-Tzschoppischen oder Rochow-Dunkerschen Manier zu verwalten gesonnen sei, daß er den anschwellenden Strom nicht durch Aufstauen zum Durchburch der Dämme und Ueberfluthung bringen wolle, sondern daß er beabsichtige, dem Strom der Volksbewegung ein freies Bett zum ungehemmten unschädlichen Durchströmen zu gewähren; so wenigstens äußerte sich Herr von Minutoli über seine Politik des Tages."

„Abscheulich!"

„Entsetzlich!"

„Unverantwortlich! Preußen kann nur als Polizei-

staat, wie er war, ferner bestehen. Wir haben gesehen, wohin die heillose Nachsicht gegen die Excesse eines unmündigen Volks geführt hat, zur Anarchie und Revolution!"

„Noch mehr! — Herr von Minutoli hatte als das einzige Mittel, die Ordnung in Berlin aufrecht zu erhalten, die Errichtung einer bewaffneten Nationalgarde erkannt und empfohlen; allein er drang damit nicht durch."

„Und mit Recht, denn es war eine hochverrätherische Idee."

„Allerdings, auch mir," sprach ein alter hochadliger General in Civilkleidung, „hat dieser abtrünnige Beamte solche das Militär entehrende Anträge gemacht, und mich ersucht, diesen Wunsch des Volks bei dem König zu bevorworten; aber ich habe ihm geantwortet: „„Wir lassen uns nicht aus unserer Contenance bringen, wir wollen schon allein aufräumen!"" Und das war damals das Schlag- und Stichwort aller Militärbefehlshaber."

„Nach einigen Tagen," fuhr Herr von Kater fort, „erklärte der Polizeipräsident dem frühern Minister des Innern, er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß der Trotz und das Aufbrausen der Volksversammlungen und ihrer Führer bei weitem eher zur Vernunft zu bringen sei, als die Hartnäckigkeit und vorgefaßte hochmüthige Ueberschätzung, womit ihm die Camarilla im Schloß entgegen trete."

„Impertinenter! Hochverräther!"

„Ein solcher Beamter müßte cassirt werden, und wenn er noch so hoch steht."

„Er verdiente, wegen frechen unehrerbietigen Tadels vor Gericht gestellt zu werden."

„Noch mehr," fuhr Herr von Kater mit Entrüstung fort, „der Polizeipräsident erschien auf dem Schloßplatze, gestern am 18ten, in der verhängnißvollen Nachmittagsstunde, als nach den beiden unglücklichen Gewehrschüssen die Dragoner schon den Platz gesäubert hatten. Da kehrte die bis in die königlichen Vorzimmer gedrungene letzte Bürgerdeputation, die Herren Möves, Heymann und Nobiling zurück, ohne Gehör gefunden zu haben. Sogleich versammelten sich Bürger um sie und vernahmen mit gesteigerter Entrüstung die Erfolglosigkeit ihrer Sendung. Die Infanterie rückte nach der Brücke vor und vertrieb den auf einen Wagen gestiegenen Dr. Curtius, welcher zur Beruhigung der Menge die von dem Stadtsyndicus Möves ihm eingehändigte königliche Proclamation vorlas; da erblickte ich selbst den Polizeipräsidenten mitten unter dem Volke. Er theilte die Entrüstung der Bürger, und versprach noch einen Versuch zu machen, bis zu dem Könige zu dringen und die Zurückziehung des Militärs zu erwirken."

„Schon deshalb," sprach der junge Graf, „hätte

er verdient cassirt zu werden. Eine Polizei, die mit ihren Gensdarmen nicht ausreicht, eine Volksbewegung zu unterdrücken, hat die Verpflichtung, Militär zu requiriren. Das kalte Eisen und das heiße Blei bleiben immer die trefflichsten Heilmittel gegen revolutionäre Gelüste."

„Nicht mehr wie billig; indeß man glaubte einen hohen Beamten noch schonen zu müssen, der die einzige Vermittelung zwischen Volk und Krone zu gewähren schien. Aber begreiflich wurde auf seine Versicherung, daß binnen einer Stunde, wenn das Militär nicht zurückgezogen würde, der Auflauf zur Revolution anschwellen werde, nicht gehört."

„Der Erfolg," sprach der jüngere Graf Padden-Triton, „hat zwar diese seine Befürchtungen bestätigt, aber was war die Ursache davon? — Man hat nicht genug Kartätschen, Bajonnette und Säbel angewendet. Das Volk ist stark geworden durch die Schwäche der Regierung. Und die preußische Soldateska, geführt von dem ältesten Adel des Landes, hat ihren alten Ruhm in die Kloaken der untersten Volkshefe fallen sehen. Es ist entsetzlich das, indeß ich unterdrücke meinen Schmerz und jede Aeußerung gerechter Entrüstung darüber, denn der König, unser Herr, hat befohlen, und wir haben nur zu gehorchen!"

„Hören Sie weiter," erzählte Herr von Kater,

„der Polizeipräsident war vom Schlosse, ohne Gehör zu finden, zurückgekommen. Er war in vollständiger Uniform, Allen kenntlich. Den gefeierten Volksfreund, und das ist ein Vorwurf in der Stellung eines Polizeipräsidenten, behandelte der Pöbel mit Achtung. In der Schützenstraße verlangte man dringend, aus dem Munde des Polizeipräsidenten zu vernehmen, was vorgefallen sei. Herr von Minutoli erklärte sich bereit dazu, und sprach aus dem Fenster eines nahen Hauses laut und vernehmlich: „„Den König habe ich im Interesse der gesammten Bürgerschaft beinahe fußfällig gebeten, die Truppen zurückzuziehen; allein es ist mir abgeschlagen worden, und jetzt, nachdem ich mich überzeugt habe, daß die Bürger gesonnen sind, sich auf Tod und Leben zu schlagen, fordere ich die sämmtlichen Anwesenden auf, sich zu bewaffnen; ich selbst will sie nach dem Schlosse führen, um dem Könige, der von unwissenden oder böswilligen Rathgebern umgeben ist, die ihm nur von einem Straßenauflauf des untersten Pöbels vorsprechen, zu zeigen, daß die gesammte Bevölkerung Berlins im Aufstande, daß die Revolution im vollem Anzuge sei.““

„Hochverräther!“ Diesen Refrain hörte man oft genug in jeder Pause der Erzählung erschallen.

„Er wird indeß, wenn erst Alles wieder in das alte Gleis zurückgekehrt sein wird, seiner gerechten Strafe

nicht entgehen. Doch hören Sie weiter: „„Ich selbst,““ sprach er, „„werde mich an die Spitze der bewaffneten Bürger stellen; ich werde meine Brust den Kugeln der Soldaten zuerst darbieten, damit Die, welche mir folgen, mich nicht für einen Verräther halten mögen. Die Sache der Bürger ist von jeher die meine gewesen, und wird es auch ferner sein!““

„Entsetzlich, formidable, gräulich!“

„Ein donnerndes Lebehoch,“ fuhr Herr von Kater fort, „erschallte auf der Straße. Er trat unter die Menge. Schon hatten sich mehrere Bewaffnete, darunter auch Bürgerschützen in Uniform, mit der Kugelbüchse eingefunden; der Polizeipräsident stellte sich an die Spitze, und Viele schlossen sich in der Charlottenstraße ihm an.“

Schon wieder ertönte das furchtbare Wort „Hochverrath!“ mit dem Grollen des Zorns leise zwischen den Zähnen gemurmelt.

In diesem Augenblick trat der Präsident von Minutoli an die Gruppe heran und sagte: „Ich hoffe, es wird nun doch noch Alles gut werden.“

Kein Zug auf den feinen aristokratischen Gesichtern dieser Reactionäre verrieth den Abscheu, welcher noch so eben in grollenden Ausrufungen laut geworden war. Vielmehr sah man eine stereotype Freundlichkeit, die etwas Grausiges hatte; es war wie das in Marmor

gehauene Steinbild im Musenrondel in den Gärten von Sanssouci.

Der Polizeipräsident sprach: „Die Versöhnung ist erfolgt; aber welche Sühne? — Man hat Ludwig XVI., als er das Schaffot bestieg, „„le roi martyr““ genannt, aber unsern gefühlvollen, hochherzigen König hat das Volk in seiner Aufregung erbarmungsloser behandelt. Ich bin Zeuge einer entsetzlichen Scene gewesen! Es war ein grausamer Instinkt, welcher in den entlegensten Theilen der Stadt das Volk ohne irgend eine Verabredung trieb, die Leichen nach dem Schloßhof zu tragen. Schon hatte sich der Hof, in welchem die Wendeltreppe nach den königlichen Gemächern führt, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem König rief. Fürst Lichnowsky, der nach Beendigung des Kampfes mit einigen Barrikadenhäuptern fraternisirt hatte, versuchte es, seine guten Freunde zu bedeuten, daß Se. Majestät sich zurückgezogen habe, und daß man ihm einige Ruhe gönnen möge; allein der Ruf: der König! erscholl mit verzehnfachter Gewalt, so daß die Schloßfenster davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die blutigen Leichen wieder auf und hoben die Bahren hoch zu dem Könige hinauf, so weit die Arme nur reichen wollten; und das geschah unter dem schrecklichen Zuruf: „„Landesvater, das sind Deine Kinder! Gieb uns unsere Söhne, unsere Väter, Gatten

und Brüder wieder!"" Der König und die Königin erschienen. Der Ausdruck von Schmerz auf ihren edlen Zügen, ihre Thränen und ihre Blässe bezeugten, was sie selbst litten. Da versöhnte der Schmerz des hohen Königspaares den Zorn des Volks und stillte das Weh. Die alte Preußenliebe für das angestammte Königshaus erwachte wieder; ein religiöses Gefühl erhob die bewegten Gemüther, und das Volk stimmte den Choral an: „„Jesus, meine Zuversicht!"" Der König verweilte mit unbedecktem Haupt, bis der feierliche Todtengesang beendet war. Dann führte er die kaum noch sich aufrechthaltende Königin in ihre Gemächer zurück. Welche Gefühle mögen ihre edlen, menschenfreundlichen Herzen bewegt haben!"

Alles schwieg. Eine tiefe Bewegung rauschte wie der Flügelschlag eines Engels über die sonst kaltherzigen Gemüther dieser in ihren alten Prätensionen versteinerten Aristokraten dahin, und der Polizeipräsident fuhr fort nach einigen Momenten des Schweigens:

„Meine Herren, das war ein großer historischer Moment für Preußen und sein erhabenes Königshaus. In dieser Stunde war die Umwandlung in dem Herzen des Königs, wie in dem des Volks geschehen. Preußens Thron ist gerettet und mit ihm das Panier der gesetzlichen Freiheit. Preußens absolute Monarchie ist in eine constitutionelle übergegangen, und jetzt ist es

Sache eines jeden wahrhaften Vaterlandsfreundes, mit Besonnenheit dahin zu wirken, daß sie eine wahrhaft constitutionelle werde; möge unserm theuern Vaterlande jede Anarchie fern bleiben, aber auch jeder Scheinconstitutionismus, besonders aber, meine Herren, bleibe uns fern jede, in ihren Folgen nur die Republik herausfordernde Reaction."

Mit diesen Worten ließ Herr von Minutoli die reactionären Höflinge in ihrer Betroffenheit stehen und entfernte sich. Schweigend sah man ihm nach und wunderte sich, von einem Manne so imponirt zu sein, der weder durch hohe Gestalt, noch durch glänzende Rednergaben Eindruck zu machen vermag. Herr von Minutoli ist nur von mittlerer Größe, brunetter Farbe, finsteren Gesichts, und sonst karg an Worten; aber von dem ersten Tage seines Amtsantritts an zeigte er sich als ein Mann von Ehre, der sich nie zum Vollstrecker unehrenhafter Befehle herzugeben vermag, und der als ein Mann von Wort, für das, wofür er sich verbürgt, mit seinem Leben einsteht. Jetzt hatte ihn die Gewalt der tragischen Ereignisse tief durchdrungen, und aus dem damit erweckten Gefühl war seine Rede wärmer und eindringlicher aus dem bewegten Innern hervorgequollen, und hatte für einen Augenblick diese hartgesottenen Gemüther der Reactionäre erschüttert.

Doch bald kehrte die alte Gesinnung zurück. Man

spöttelte über die Begeisterung eines Polizeimannes, und meinte, daß der Präsident nur den Mantel nach dem Winde hänge. Er schmeichele dem Volke nur, um Einfluß zu behalten.

„Wir können ihn doch noch nicht fallen lassen," sprach Herr von Kater, „denn wer kann wissen, ob nicht der ganze Liberalismus des Herrn von Minutoli eine geschickt angelegte Polizeimaske ist, um die ganze Volksbewaffnung in polizeilicher Hand zu behalten. Ich wenigstens, wenn ich in seinen Kleidern steckte...."

„Sie, Herr von Kater," sprach ein junger Mann im Sammtrock, mit Barett und Feder, feinem Schnurrbart und Kinnbart, den der Zufall in die Nähe dieser Unterredung gebracht hatte, „würden gewiß die Maske der Redlichkeit vorgenommen haben, um eine Schurkerei darunter zu bedecken."

Der so sprach, war ein Student. Einen Augenblick blieb er noch stehen, um zu erwarten, ob der beleidigte Edelmann Genugthuung von ihm fordern werde; dann entfernte er sich von den betroffenen Reactionären, mit einem spöttischen Lächeln.

2.

Unter der Last des Gewehrs mit dem Bajonnett und der Patrontasche keuchte ein blasser, alter Herr, mit weißlichem Haar, dessen dünne Beinchen bei jedem

Schritt einzuknicken drohten, über die lange Brücke, nach dem Schlosse zu.

Ihm folgte ein Bedienter, der einen Flaschenkorb trug, worin sich auch die vollständige Mundprovision für einen vierundzwanzig stündigen Wachtdienst befand. Das frugale Frühstück bestand aus Bayonner Schinken in Burgunder getaucht, Braunschweiger Cervelatwurst und kalter Trüffelpastete, von Porter- und Ungarwein begleitet.

Zu dem neuen Bürgerwehrmann gesellte sich ein Anderer, der von kleinerer Figur, rund und dick, mit vollem, weinrothem Gesicht, die leichtere Bürde eines Schleppsäbels trug; ein Zeichen, daß er die Ehre hatte, Bürgerwehroffizier zu sein.

„Ach! schönen guten Abend, Herr Bruder Geheimrath," sprach der Dicke in einer jovialen Stimmung, „immer mit dem Kuhfuß? Es ist lächerlich das."

„Sie haben Recht, lieber Major, die ganze Bürgerbewaffnung ist eine lächerliche Farce. Wozu bezahlen wir das Militär, wenn wir ihm noch dazu die Plagen des Wachtdienstes abnehmen wollen? Die Weiber haben die Garden mit Thränen abziehen gesehen, ich aber mit Aerger; denn ich dachte mir gleich, nun wird erst die Plackerei und Hudelei losgehen, und um aus Eitelkeit, wie Andere, noch Soldat zu spielen, dazu bin ich im Staatsdienst zu grau geworden."

„Ich wundere mich überhaupt, Herr Bruder Geheimrath, daß Sie noch unter die neue Bürgerwehr getreten sind. Alter und Kränklichkeit hätten Sie davon dispensirt.“

„Ach ja, meine Hämorrhoiden, meine Unterleibsbeschwerden; indeß, was will man machen? Der neue Minister von Arnim ließ mir sagen, es sei nothwendig, daß die Bürgerbewaffnung des Schlosses in treue Hände komme, und deshalb hätte ich mich, als alter, leider pensionirter Beamter, mit Gewehr und Patrontasche an der Bürger-Schloßwache zu melden.“

„Ist mir ebenso ergangen, Herr Bruder Geheimrath,“ sprach der pensionirte Major, einer von den Helden, die als Adjutanten jener militärischen Feiglinge, welche Anno 1806 die preußischen Festungen übergeben haben, dazu mitgewirkt hatten; ein Soldat aus der alten Zopfzeit, der nur durch seinen alten Adelsrang protegirt, den Kamaschendienst im Heere für das höchste, und die Parade für den eigentlichen Zweck des Militärs gehalten hatte. Dieser, für seine Verdienste hoch pensionirte, ausgediente Krieger fuhr fort: „Kreuzbataillon, heiliges Donnerwetter, saß da auf Ehre, so eben bei einer capitalen Straßburger Gänseleberpastete mit Trüffelsauce, als eine Ordonnanz von unserm Invalidenmajor mich aufforderte, als Offizier sogleich auf die Schloßwache zu ziehen, man bedürfe

dort für die Sicherheit des Königs alter loyaler Offiziere in der Bürgerwehr. Man traut in den Umgebungen des Herrn den bewaffneten Bürgern nicht, und will sie durch treue Anhänger des Throns ersetzen."

„Sehr gut, aber wenn nur keine Gefahr dabei ist!"

„Das wäre der Teufel! Himmeltausend Kreuzelement, wir haben seit gestern Angst genug ausgestanden, wenn es wieder an das Schießen geht, so setze ich meine Courage auf und mache: Kehrt!"

„Ich laufe mit Herrn Bruder Major, und halte mich dazu für vollberechtigt; denn die Bürgerwehr ist nicht berufen, sich todtschießen zu lassen."

„Allerdings, nur der Soldat im activen Dienst ist Futter für Pulver und Blei."

„Und am Ende," fuhr der Geheimerath Leblos*) fort, muß ein getreuer Beamter mit seinem Herrn und Könige gehen; wenn dieser dem Geist der Zeit huldigt, so dürfen wir uns dem nicht entziehen. Der verdammte Zeitgeist, er drückt schwer wie ein Alp auf die einst Alles geltende Beamtenwelt!"

„Soll ich dem Herrn Geheimerath den Kuhfuß abnehmen und tragen bis zur Wache?" fragte der ihm folgende Bediente.

---

*) Auch diese beiden Helden sind aus dem frühern Roman: „So war es" den Lesern desselben schon bekannt.

D. V.

„Aber wie dumm! Konntest Du das nicht schon lange gethan haben, Johann?“

Damit gab er ihm das Gewehr zu tragen, und fuhr fort: „Ueberhaupt sehe ich nicht ein, warum die Bürgerwehr nicht in Droschken aufmarschirt. Wir sind doch alle Leute, die allenfalls noch eine Droschke bezahlen können.“

„Wissen Sie, Herr Bruder Geheimrath, daß man von Seiten der Umgebungen des Königs sehr in Sorge gewesen ist, einen ergebenen Mann zum Commandeur der Bürgerwehr zu gewinnen? Erst suchte man den General Naumann zu bewegen, den Oberbefehl anzunehmen; dann, als dieser es ablehnte, den loyalen General von Aschow, und erst, wie dieser nicht darauf eingehen wollte, hat man sich dem Polizeipräsident von Minutoli in die Arme werfen müssen, den man sich am Ende als eine unangenehme Nothwendigkeit gefallen lassen mußte.“

„Nun, ich hoffe, es wird sich um den allerhöchsten Herrn eine Camarilla bilden, die trotz Volkskammern und verantwortlichem Ministerium Alles zurückführen wird in das alte Gleis.“

„Der Anfang ist schon gemacht; man hat noch ein Bataillon Soldaten in die obern Räume des Schlosses versteckt, wahrscheinlich ohne Vorwissen des Königs, und die Schloßwache nach der Spreeseite zu bleibt noch

für diese Nacht in den Händen einer Compagnie Soldaten, wahrscheinlich um die Silberservice und andere Kostbarkeiten heimlich nach Potsdam retten zu können."

Da kam raschen Schritts, geführt von einem Tambour, ein munteres, bewaffnetes Corps herbei, das so eben im Zeughause vor allen Andern, die sich hinzu drängten, Waffen empfangen hatte.

„Was sind das für Leute?" fragte der Geheimerath den Major, indem er sie lorgnettirte. „Studenten sind es nicht, denn es befinden sich auch ältere Subjecte dabei; aber sie haben Alle so etwas theatralisch Heroisches, als Schnürenröcke, spitze Hüte, Schnurr- und Kinnbärte und blitzende Augen, dabei von munterer Beweglichkeit und Kraft."

„Uns sollte Angst und bange werden, Herr Bruder Geheimerath, wenn ein solches Corps gegen uns anrückte, wie es jetzt an uns vorbeizieht. Es ist übrigens das Künstlercorps, das der Hofmaler Hensel, in höherem Auftrag zum Schutz des Schlosses gebildet hat."

„Ah Der! nun das ist der rechte Mann dazu, auf den kann sich der ganze Hof verlassen, denn er hat alle die allerhöchsten und höchsten Visagen in der Tasche, ihm sitzen die hohen Herrschaften am liebsten, und sein Pinsel ist ein Royalist in höchster Potenz. Während des Kampfs von gestern und in der Nacht befand er sich immer in den königlichen Vorgemächern, und er

war es, der gestern eine hohe Prinzessin zu Fuß mitten durch das Kampfgetümmel ungefährdet nach ihrem Palais geleitete. Die Künstler sind ohnehin schon natürliche Anhänger der Krone, die ihnen Brod giebt. Glauben Sie mir, Freund, auf ein solches Corps dürfen alle Diejenigen rechnen, welche die früheren Zustände herbeizuführen wünschen."

„Möge es gelingen," sprach der Major mit einem Stoßseufzer, „denn Gott verdammt alle die Demagogen, Radicalen, Demokraten und Revolutionäre, oder wie das Geschmeiß weiter heißt."

„Doch jetzt ruhig, Herr Bruder Major, wir nahen uns der Schloßwache; stecken wir unsere wahren Gesinnungen in die Tasche, und setzen wir die Maske des Patriotismus auf die Nase."

„Himmelkreuz Donnerwetter, sein wir Patrioten, Volksfreunde, Demokraten, wie es der Zeitgeist von einer braven Bürgerwehr fordert, sonst giebt's Prügelsuppe, hol's der Teufel!

Mit diesen Worten betraten sie die Wachtstube im Schloß. Es waren viele anständige Leute dort mit dem Gewehr im Arm, als Geheimeräthe, Hofräthe, königliche Kammerdiener und andere Hofbeamte. Als man aber die Wachmannschaft antreten ließ, erblickte Geheimerath Leblos nicht ohne Schreck, mit dem Gewehr im Arm, seinen Schneider neben sich stehen.

„Sie auch hier?“ fragte er diesen Bürger mit einem Blick, der Erstaunen und einen gewissen vornehmen Abscheu gegen Berührung mit dem Gemeinen verrieth.

„Beruhigen Sie sich, Herr Geheimerath,“ raunte ihm der Schneider zu, „ich bin Hofschneidermeister Sr. Majestät des Königs.“

„Ah! Hof .....“

Der Geheimerath vollendete nicht; aber er war beruhigt.

3.

Am 20sten März hatte Berlin eine ganz andere Physiognomie angenommen. Die schwarz-roth-goldne Fahne, dieses Symbol deutscher Freiheit und Einheit, flatterte aus vielen Fenstern der hohen Häuser. Kokarden von denselben Farben wurden überall öffentlich ausgeboten, mit Eifer gekauft und an die Hüte gesteckt. Die äußeren Wände am Schloß, alle öffentlichen Gebäude, besonders die Straßenecken, waren von Proclamationen, Aufrufen und Ansprachen an das Volk bedeckt; es wurden Versammlungen ausgeschrieben zu politischen Zwecken, und überall waren Becken aufgestellt, um für die Hinterbliebenen der auf den Barrikaden gefallenen Freiheitskämpfer, oder für die Verwundeten Unterstützungen zu sammeln.

Im Schlosse wurde die Bürgerwehr aus der königlichen Küche gespeist; zahlreiche Verwundete von den

Barrikadenkämpfern hatten dort Aufnahme, reichliche Verpflegung und ärztliche Behandlung gefunden. Ueberall war Menschenfreundlichkeit an die Stelle von Haß und Zwietracht getreten. Deputationen folgten dort auf Deputationen, um sich mit ihren freisinnigen Wünschen an den König oder die Minister zu wenden; alle wurden angenommen und brachten freudige Bescheide zurück.

An demselben Tage erfolgte die Bewaffnung der Studenten. Man sah diese jungen Männer, viele derselben mit langem fliegenden Haar, einer kleinen, kaum handgroßen Mütze, von den Farben des Corps, mit deutschen Kokarden und dem dreifarbigen Kometenschweif daran, einem feinen Schnurr- und Kinnbart, den Schleppsäbel oder einen Schläger an der Seite, das Corpsband über die Weste, in offen stehendem Schnürenrock von schwarzem Sammet, geführt von jungen freisinnigen Professoren oder Docenten, ein gesundes lebensfrisches Corps, voll Begeisterung für Freiheit, voll Hoffnung für die Zukunft, voll Geist und Kraft der Opposition gegen Finsterniß und Rückschritt, woher beides auch kommen möge.

An der Spitze einer Abtheilung dieses Corps befand sich ein junger Arzt, den wir Dr. Rubow nennen wollen; ein schöner Mann, der kaum mehr als achtundzwanzig Lebensjahre zählte, dem ein dunkelbrauner, voller, kurz-

gehaltener Bart den Ausdruck der Männlichkeit in voller Blüthe der Kraft gab. In seinen großen, dunkelbraunen Augen lag ein schwärmerisches Feuer, auf seinen Gesichtszügen und in seinem ganzen Wesen erkannte man den Ausdruck einer edlen Menschenliebe. Freundlich gegen Jeden, hatte er doch so etwas Entschiedenes in seinem Wesen, dabei eine bedeutend geistige Ueberlegenheit und so viel Gemüthlichkeit, daß man ihm allgemein die Stelle eines Compagnieführers übertragen hatte. An der Universität war er erst seit kurzer Zeit Dr. legens ohne Gehalt zugelassen; hatte übrigens unentgeltlich eine bedeutende Armenpraxis angenommen.

Es war das neugebildete Studentencorps auf dem Schloßplatz aufmarschirt, um sich dem Könige vorzustellen. Während eine Deputation desselben auf das Schloß hinauf gegangen war, hatte der Chef des Corps: „rührt Euch!" commandirt. Man sah hier und dort die Studenten in Gruppen versammelt, die zum Theil mit Bürgern untermischt waren. Die Ereignisse des Tages gaben Stoff zu lebhafter Unterhaltung.

Jetzt trat ein hagerer, ältlicher Herr, mit dem Johanniterkreuz am rothen Ordensbande vor der Brust, an den Dr. Rubow heran, den er aus irgend einem frühern Verhältnisse kannte.

„Ah, bon jour, liebster Doctor!" sprach er, ihm mit einer fast grinsenden Freundlichkeit die Hand reichend,

„wie glücklich, daß sich die academische Jugend der Bewegung angeschlossen hat. Der König rechnet darauf; daß die studirende Jugend in die Fußtapfen der gesetzlichen Ordnung treten wird, um diesen Pöbelaufstand zu unterdrücken. Ich freue mich, Sie an der Spitze solcher loyalen Bestrebungen zu sehen. Sie sind als Dr. legens an der Universität schon ein halber Staatsdiener, und werden gewiß eine Gesinnung vertheidigen, die mehr als Alles geeignet sein wird, Sie zur Beförderung auf der academischen Laufbahn allerhöchsten Orts zu empfehlen."

„Sie irren in allen Ihren Voraussetzungen, mein Herr Baron. Meine kleinen Interessen, sowie überhaupt alle Personalberechnungen, können bei den großen Fragen, deren Lösung die Aufgabe unserer Zeit geworden ist, keinen Augenblick in Betracht kommen. Wir Alle haben die Forderungen einer neuen Zeit erkannt, und werden Gut und Leben daran setzen, dem Volke die gesetzliche Freiheit dauernd zu sichern, die der König im Drange großer Volksbewegungen gewährt hat. Wer aber unsere Zeit erkannt hat, wird es laut verkünden: das war kein Pöbelaufstand, sondern eine begeisterte Volkserhebung, und was uns der König im Sturmdrange dieses Volkskampfes gewährte, das ist keine allergnädigste Concession, sondern die Errungenschaft einer Revolution, und darum ist das Volk in

seiner errungenen Souverainetät berechtigt, daran fest zu halten."

„Herr! Sie sind Demokrat, und zwar von der allerschlimmsten Sorte."

„Im Gegentheil," versetzte Dr. Rubow mit dem vollen Gewicht einer tiefen Ueberzeugung, „im edelsten Sinne, mit Geist und Herz und warmer Vaterlandsliebe. Ich bin stolz darauf, den Titel „„Demokrat"" zu führen, der mich berechtigen wird, auf dem Wege der Freiheit stets einer der Führer des Volks zu sein.

„Aber, liebster Doctor, ich bitte Sie um des Himmels willen, auf welchen Irrwegen befinden Sie sich. Wollte ich Ihnen auch zugestehen: ja, es war eine Revolution, so wird doch jeder wahre Patriot mit Gott für König und Vaterland, die Ueberzeugung aussprechen müssen: es war eine ebenso unberechtigte als unnöthige Volksbewegung. Waren die Zustände, worin wir uns vor diesen unglücklichen Märztagen befanden, nicht trefflich, unvergleichlich, volksbeglückend? Wo hat es eine bessere Polizei gegeben als in Preußen? wo ein trefflicher disciplinirtes Heer, das es in diesen Tagen bewiesen hat, wie es stets bereit und kräftig genug sei den Thron gegen alle Wühlereien und offene Angriffe der Demagogen zu schützen; und welche Beamtenwelt in Preußen, diese reichlich besoldeten Vormünder des beschränkten Unterthanenverstandes, die eine

wahre profane Hierarchie einer wohlorganisirten Schreibfederarmee der absoluten Herrschergewalt bildeten? So war das Volk glücklich, indem es wie eine Heerde Waisenkinder spazieren geführt wurde, zwischen den beschnittenen Taxushecken eines Irrgartens der Politik. Preußen war eine der fünf Hauptmächte von Europa und seine Politik war stets eine conservative, am Leitseile des großen Metternich; wozu also eine Revolution?"

„Ich will Ihnen nur mit einer einzigen Thatsache antworten," entgegnete Dr. Rubow trocken, „das Staatsbudget von 1819 schloß ab mit 42 Millionen Einnahme; das vom Jahr 1849 mit 94 Millionen, also 52 Millionen mehr oder noch einmal soviel und 12 Millionen dazu; da haben wir das ganze Geheimniß, dasselbe Ländergebiet, das vor 30 Jahren 42 Millionen aufbrachte, muß jetzt 94 Millionen Steuern zahlen. Und wozu das? um für die Erhaltung der absoluten Gewalt der Krone die Rolle einer fünften Hauptmacht von Europa spielen zu können, mußte eine Militärmacht erhalten werden, welche über die Hälfte aller Staatseinnahmen verschlang, und dem Staate während eines 33jährigen Friedens die ungeheuere Summe von 7 bis 800 Millionen Thaler kostete. Und was haben wir für solche maßlose Opfer gewonnen? eine Scheinmacht ohne Selbstständigkeit, völlige Abhängigkeit von den conservativen Mächten Europas,

unnatürliche Hemmung eines jeden Fortschritts, worauf doch Preußens gesammte Volksbildung mit Naturnothwendigkeit hindrängt; und dazu mußte Preußen die künstlichsten Mittel anwenden, sich auf dieser schwindelnden Höhe zu erhalten; es glich einem Mann, der sich ruinirt, um ein glänzendes Haus zu machen. Und so geschah es denn natürlich, daß das Volk immer mehr verarmen mußte, und der Hungertyphus in Schlesien setzte diesem System autokratischer Herrschaft und papierner Bevormundung der Bureaukratie die Krone auf. Gegen die Noth der schlesischen Weber hatte man kein anderes Mittel zur Stillung des Hungers, als Bajonnette und Kerker. Bescheiden ausgesprochene Wünsche nach Reformen unterdrückte die Censur und das Zuchthaus. Indeß hatte Bildung und Unterricht das Volk zum Bewußtsein seiner Leiden, zur Erkenntniß der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte gebracht, und darum frage ich Sie auf Ehre und Gewissen: war ein solcher Zustand länger zu ertragen? Ich sage: nein! und abermals: nein! und zum dritten Male: nein!"

Der aristokratische Reactionär begriff, daß gegen solche riesenhafte Prätensionen von sogenannten Volksrechten sich mit Worten nicht streiten lasse, und in dem dunklen Gefühl, daß nur der höchstmögliche Mißbrauch der vom Könige gewährten Freiheit zu einer Contre-

revolution und zum Rückschritt führen könne, nahm er sich vor, gegen unverbesserliche Demokraten die Maske der entschiedensten Freisinnigkeit vorzunehmen, und damit die radicale Partei zu Extremen aufzustacheln, welche nothwendig eine Gegenrevolution hervorrufen mußten. Diese damals nur noch dunkel in seiner Seele auftauchende Idee wurde später gewissermaßen ein Feldzugsplan seiner ganzen Partei, und veranlaßte ihn jetzt, mit freundlichen Worten scheinbar nachzugeben und selbst das Princip der Volkssouveränetät anzuerkennen.

Seine glatte Rede, die eher geeignet war, zu verführen, als zu beruhigen, wurde unterbrochen durch das Vorlesen eines vom Schlosse aus vertheilten Placats, welches so lautete:

„Gestern habe ich bereits ausgesprochen, daß ich vergessen und vergeben habe.

„Damit aber kein Zweifel darüber bleibe, daß ich mein ganzes Volk mit diesem Vergeben umfasse, und weil ich die neu anbrechende große Zukunft unsres Vaterlandes nicht durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen will, verkünde ich hiermit:

„V e r g e b u n g a l l e n D e n e n, d i e w e g e n p o l i t i s c h e r o d e r d u r c h d i e P r e s s e v e r ü b t e r V e r g e h e n a n g e k l a g t o d e r v e r u r t h e i l t w o r d e n s i n d.

„Mein Justizminister Uhden ist beauftragt, diese meine Amnestie sofort in Ausführung zu bringen."

Berlin, den 20. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

„Auf! meine Brüder, die gefangenen Polen zu befreien," rief Dr. Rubow mit Begeisterung, „sie waren von jeher die Vorkämpfer der Freiheit, sie fielen als Märtyrer für ihre Nationalität, sie standen an der Spitze jeder revolutionären Bewegung, sie sind die Repräsentanten der erhabensten Bestrebungen der Menschheit. Auf, nach Moabit, ihre Kerker zu öffnen!"

Auf diesen Zuruf zog der ganze Schwarm der Studenten, der schwarz-roth-goldnen Fahne folgend, ab, in der Richtung hin, wo die neu erbaute große Zwingburg der Isolirgefängnisse liegt.

Zu dem Baron Kater, der noch ganz wie versteinert da stand, trat ein hochgewachsener Herr von imposanter Gestalt und Haltung, mit einer bedeutenden Körperfülle und röthlichem vollem Antlitz, dessen Ordensstern auf einem schwarzen Salonfrack durch einen hellen Palletot verdeckt war. Dieser tippte den Baron Kater von Kattenhausen mit einer goldnen Tabatiere, die er eben zwischen den Fingern gedreht hatte, auf die Schulter, präsentirte dem sich rasch Umwendenden eine Prise de contenance, und indem er selbst eine nahm, fragte er: „Nun, lieber Baron, wie gefällt Ihnen diese

Amnestie? das ist wieder ein capitales Meisterstück der Revolution!"

„Amnestie, ein entsetzliches Wort, das den begnadigten Verbrechern den Muth machen wird, neue zu begehen."

„Sagen Sie lieber," versetzte Graf von Padden-Triton, „es ist eine Urkunde, welche den Hochverrath privilegirt, und ihm den Muth giebt, den Thron umzustürzen."

„Allerdings; die Verbrecher werden dadurch nicht mit der Krone versöhnt werden; denn sie halten diese Begnadigung für Schwäche, und diese Schwäche zu benutzen, werden sie für ihre Pflicht halten."

„Es ist entsetzlich! Es geziemt uns nicht, den König zu tadeln wegen einer Entschließung, die, wie man versichert, ganz frei aus seiner eignen Hochherzigkeit hervorgegangen ist; aber wahrlich, freuen kann sich darüber kein wahrer Patriot von altem Schlage, denn der Revolution wird durch Hunderte von entlassenen Demagogen eine neue Armee geschaffen werden. Und besonders diese Polen, die einmal seit Jahrhunderten das Revolutionsfieber im Blute haben ....."

„Die Polen sind sämmtlich Edelleute," sprach der Graf, mit dem vollen Gewicht des Bewußtseins des eine ganze Wand im Ahnensaal seines Stammschlosses bedeckenden Stammbaums seiner hochadligen Familie,

„und da sie Edelleute sind, so durften sie, selbst in Fällen des Hochverraths, nicht behandelt werden wie gemeine Verbrecher; und so anerkenne ich die Amnestie aus dem einzigen Grunde, weil sie das einzige Mittel war, diejenigen schonenden Rücksichten gegen den compromittirten Adel einer ganzen Provinz eintreten zu lassen, welche die Krone Leuten von Familie schuldig ist."

4.

In der Nähe des gewerbthätigen Fleckens Moabit, welches eigentlich eine der Vorstädte Berlins, an der Spree belegen, bildet, erhebt sich ein neugebauter Justizpalast von riesiger Größe. Aber nicht der Freude ist dieser Palast geweiht, sondern dem furchtbaren Ernst einer vieljährigen Strafvollstreckung in einsamer und schweigsamer Kerkerhaft; es ist das neuerbaute große Gefängniß, mit seinen Hunderten von einsamen Zellen, worin der Verbrecher von aller Verbindung mit der Welt, selbst von dem unschuldigsten Verkehr mit lebenden Menschen, zu ewigem Schweigen verdammt, dem langsamen Absterben an einer, wie ein giftiger Wurm am Herzen nagenden Reue, oder, im glücklichern Falle, dem Wahnsinn überliefert wird.

Die ersten Bewohner eines vollendeten Flügels dieses mit hohen Mauern umzogenen schauerlichen Riesengebäudes waren bekanntlich die zu vierjähriger Haft

verurtheilten unglücklichen Polen, welche in die unheilvolle Verschwörung des Jahres 1846 verwickelt gewesen waren. Ihr öffentliches Verhör und ihre Verurtheilung war erfolgt in dem zu Gerichtssitzungen eingerichtet gewesenen großen Saal, in der Mitte des Hauses, dessen eigentliche Bestimmung ursprünglich einem höhern Richter geweiht ist, als der hier über 254 Polen zu Gericht saß.

In einer der einsamen, kleinen Zellen mit geweißten Kalkwänden und hoch über dem Boden angebrachten, mit starken Eisenstangen vergitterten Fenstern saß ein bleicher, junger Mann von schönen Gesichtszügen, in einen Warschauer Schlafpelz gehüllt, dessen sich die gütigen Leser meiner frühern Romane*) wohl noch erinnern werden.

Es war einer der talentvollsten und vom feurigsten Patriotismus glühenden Hauptanführer der polnischen Insurrection, der zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilte 33jährige Ludwig von Mieroslawski, der hier auf einem hölzernen Schemel, an einem kleinen Tische, aus rohem Holz gezimmert, saß. Vor ihm lag eine Federzeichnung, die einen strategischen Feldzugsplan

*) „Der Schatz des letzten Jagellonen," Roman aus der Zeit der neuesten Polenbewegung, von H. E. R. Belani (3 Thle., Leipzig, bei C. L. Fritzsche); worin Mieroslawski's und seiner Verbündeten romantische Geschicke erzählt sind.

zu enthalten schien, und noch war er beschäftigt, daran zu arbeiten. Es war etwa um 12 Uhr Mittags, am 20. März 1848, als zwei mitgefangene Freunde bei ihm eintraten. Bekanntlich wurden die polnischen Gefangenen so mild behandelt, als es nur immer die Rücksicht auf die Sicherheit ihrer Haft zuließ, und so war ihnen denn auch die Benutzung von Schreibmaterialien und der Besuch von Unglücksgefährten gestattet; eine Humanität, die bedeutend dazu beitrug, ihnen den Druck einer nun schon zweijährigen Haft erträglich zu machen.

„Seht hier," sprach er, „wenn irgend ein freundliches Geschick uns wieder die Freiheit geben sollte, so werden wir eine neue Insurrection beginnen, und unsern Plan klüger anlegen. Das ganze Volk muß bewaffnet werden, und deshalb müssen die Edelleute ihre Bauern freigeben, und mit den Bürgern fraternisiren; die polnische Landwehr wird sogleich auf unsere Seite treten, die polnischen Soldaten werden zur Desertion verleitet, zu uns übergehen; dann errichten wir mobile Colonnen, unter dem Vorwand, die Grenze gegen Rußland zu decken. Macht Preußen Miene uns daran zu hindern, so nehmen wir diese Stellung ein, seht hier . . . . ."

„Aber Freund," sprach ein alter graubärtiger Pole, „mag der strategische Plan auch noch so gut sein, so fehlt ihm doch immer noch die Kleinigkeit, unsere Freiheit."

„Es ist wahr, die Mauern hier sind verteufelt fest," bemerkte ein junger Mann von edler Gesichtsbildung, mit einem feinen Schnurr- und Kinnbart, „und an Gnade ist gar nicht zu denken; der König weiß sehr gut, daß Polen sich niemals unter die Herrschaft preußischer Beamten fügen wird. Uns freilassen, hieße eine neue Brandfackel der Revolution nach Polen hineinschleudern."

„Die Freiheit," sprach Mieroslawski, indem er aufstand, „ist ein mächtiges Element im Leben civilisirter Nationen, keine Despotengewalt drückt sie für immer nieder; denn wie die Palme erstarkt sie unter dem Felsendruck der Gewalt, und im Stillen zum Riesenbaum angewachsen, sprengt sie Felsen und Ketten, und erhebt sich mit unwiderstehlicher Kraft, den Dränger und Tyrannen zu erschlagen. So lehrt es die Weltgeschichte, und so wird es geschehen auch hier im Preußenlande, das verkündet mir ein dunkles Vorgefühl."

„Um so mehr gebe auch ich mich dieser Hoffnung hin, als die Flammen, die den Himmel über Berlin hin rötheten, und die Musketensalven und Kanonenschüsse, die seit gestern Mittag die ganze Nacht hindurch tönen, und darauf die heute erfolgte Ruhe sicher etwas zu bedeuten haben."

Es war noch ein Vierter eingetreten, ein polnischer Graf, im grünen, mit Pelz besetzten Sammetrocke.

Dieser Mann, von reiferen Jahren und ernsten Gesichtszügen, hatte schweigend zugehört; jetzt aber sprach er mit Ernst: „Eine Revolution hat sich allerdings ereignet. Wie streng es auch unsern Gefangenwärtern verboten sein mag, uns irgend eine Mittheilung von Außen zugehen zu lassen, so wußte ich doch von einem dieser alten Knurrbärte für einen blanken Randducaten das Geständniß herauszulocken: ganz Berlin ist im Aufstande gewesen. Das Volk hat gesiegt, und die Soldaten haben sich aus der Stadt zurückziehen müssen, der König hat Preßfreiheit bewilligt."

„Victoria!" rief Mieroslawski, „Preßfreiheit hat jede andere Freiheit hinter sich. Ein Sieg der Revolution muß unabweislich zur Amnestie führen. Wir sind gerettet, und Polen ist noch nicht verloren!"

In diesem Augenblick öffnete sich rasch die Kerkerthür; polnische Damen, halb angekleidet, Studenten und Bürger füllten das Gemach und die Vorhallen, und jubelnd riefen sie: „Freiheit! Freiheit! der König hat für alle politisch Verfolgten eine Amnestie erlassen!"

Da sanken die Polen mit ihren Frauen und Töchtern auf die Knie und dankten mit gefaltet erhobenen Händen unter quellenden Thränen ihrem Gott, und aus vollem Herzen der Jungfrau Maria danksagend. Zum ersten Male versöhnten sich die Nationalitäten, Preußen und Polen fielen einander in die Arme. Auch der

Dr. Rubow mit seiner jugendlichen Schaar war eingetroffen; die schwärmende Jugend war stets Polen-freundlich gewesen. Auf den Händen wurde Mieroslawski und viele seiner Freunde in die bereit gehaltenen Wagen getragen. Bewaffnete Studenten und Bürger und ungeheure Volksmassen bildeten das Geleit des langen wogenden Zuges der Befreiten. Der stolze Pole Mieroslawski forderte eine deutsche Fahne, um damit die Versöhnung mit einem Volke anzudeuten, dessen Jugend zwar für Polen geschwärmt hatte, das aber stets von dieser Nation als Feinde ihres selbstverschuldeten Verlustes ihrer Freiheit und Unabhängigkeit betrachtet war.

Er haranguirte das Volk in französischer Sprache, und Dr. Rubow schwang sich auf den Bock der Droschke und übersetzte dort stehend dessen Worte ins Deutsche. So fuhren sie bis zum Oranienburger Thore, hier aber rief der begeisterte junge Mann: „Spannen wir die Pferde aus, meine Freunde; die Vorkämpfer der Freiheit dürfen nur durch das freie Volk selbst im Triumph durch die Stadt gezogen und dem Könige vorgeführt werden. Durch Sympathien mit den Söhnen der Freiheit giebt das deutsche Volk sich die beste Bürgschaft für die dauernde Begründung seiner eigenen Freiheit.“

Bei der jugendlichen Begeisterung und patriotischen Schwärmerei der großen bewegten Menschenmassen,

wurde dieser Vorschlag sogleich angenommen und ausgeführt. Die alten krummbeinigen Droschkenpferde wurden, ohne Zweifel zu ihrer nicht geringen Freude, aus der Gabeldeichsel erlöset und zahllose Menschen, Dr. Rubow an der Spitze, von jedem Alter und Stande, mit deutschen Cocarden und dreifarbigen Bändern geschmückt, zogen den Wagen, worauf der so eben aus lebenslänglicher Gefangenschaft erlöste Polengeneral Mieroslawski, nach allen Seiten grüßend, wie ein sieggekrönter Triumphator stand, vor das Schloßportal, auf dessen Balkon der König erschien. Diesem von Menschenhänden gezogenen Wagen folgte die ganze Reihe offner Droschken mit den befreiten Polen.

Auf dem ganzen Wege dorthin und dann weiter nach der Universität zu erschallten jubelnde Lebehochs. Aus den Fenstern wehten weiße Tücher, von Damenhänden geschwungen. Mieroslawski hielt die schwarz-roth-goldne Fahne, und erwiderte den begeisterten Zuruf des Volks durch Fahnenschwingen nach allen Seiten hin.

Wer noch ein warmes Herz im Busen trug, befand sich wie in einem Rausch von Freude. Nur die beiden Reactionäre, die unten am Candelaber auf dem Schloßplatz standen, und den Zug ankommen sahen, waren mit Grimm und Bitterkeit erfüllt.

„Wenn," sprach der Eine, Graf Padden-Triton

„dieses System von Amnestie eine bleibende Maxime der Regierungen wird, so ist damit jeder Hochverrath freigegeben; ein Gesetz, von dessen Strafen die Krone selbst dispensirt, existirt nicht mehr.“

„Sie haben Recht, mein geehrter Freund,“ entgegnete der Baron von Kater, „es ist etwas Entsetzliches um diesen Mißbrauch des Begnadigungsrechts; eine jede geordnete Regierung wird damit gradezu unmöglich.“

„Still! Erlauben wir uns nicht, die Handlungen des Herrn einer Kritik zu unterwerfen. Was Gott und der König thut, ist unter allen Umständen heilig und über menschliche Afterweisheit erhaben.“

„Ich tadle ja auch nicht den Herrn, sondern nur seine Rathgeber,“ versetzte Herr von Kater.

„Diese, nach dem leidigen constitutionellen System, das jetzt eingeführt werden soll, verantwortlichen Minister verdienen aber auch den schärfsten Tadel von jedem loyalen Unterthan, denn sie schwächen durch unverantwortliche Nachgiebigkeit gegen die Prätensionen eines rebellischen Pöbels, die Macht der von Gott abstammenden Krone. Einst sprach unser erhabener Herr ein schönes Wort: „„Ich trage meine Krone von Gott, und wehe Dem, der daran rüttelt!““ und nun wird jeder Lump, der sich erkühnt, nach diesem heiligen Vermächtniß der Krone zu greifen, amnestirt, d. h.

straflos und frei; und dieses erbärmliche Volk, das sich zum Zugvieh herabwürdigt, indem es die Wagen jener Staatsverbrecher und Hochverräther zieht, wird nicht von den Zornblitzen des Himmels erschlagen, sondern darf hier jubeln, daß einem alten märkischen Edelmann das Herz im Leibe in tiefster Indignation zerspringen möchte!"

„O, mein Gott! es ist schändlich, himmelschreiend, was will aus der Welt, was aus unsern althergebrachten Adelsvorrechten werden, wenn das so fort geht? Am Ende greift dieser Pöbel, der sich Volk nennt, noch mit frecher Hand auch nach unsern alten Adelsbriefen, zerreißt unsere altersgrauen Stammbäume, raubt uns die Steuerfreiheit, das Jagdrecht, die Dominicalhoheitsrechte, die Bevorzugung unserer Söhne im Offizierstande, die Patrimonialgerichtsbarkeit; und was bliebe uns dann übrig von dem alten hergebrachten splendor familiarum? Am Ende werden noch alle Lehn- und Majoratsrechte aufgehoben, und durch gleiche Theilung des Erbguts unter gleichberechtigten Kindern würde am Ende der Edelmann sich gezwungen sehen, die bürgerlichen Gewerbe der Canaille zu ergreifen, und wir würden Schuster und Schneider sehen, deren Vorfahren turnierfähig gewesen sind. Möge Gott sich erbarmen, diese modernen Weltverbesserer zu vernichten!"

„Sehen Sie, wie der Herr dort inmitten seiner

revolutionären Minister, Graf Arnim, Graf Schwerin und Bornemann steht; sehen Sie, wie er dreimal die Feldmütze abnimmt, um für den Jubelruf und das freche Hoch dieser begnadigten Staatsverbrecher zu danken?"

„Horch! Graf Schwerin beginnt zu reden."

Plötzlich herrschte die tiefste Stille. Von den vielen Tausenden, die unten harrten, regte sich auch nicht der leiseste Laut. Deutlich vernahm man, was der Minister sprach:

„Se. Majestät," rief Graf Schwerin, „hat sich gefreut, daß man gekommen ist, für den großherzigen Act königlicher Verzeihung zu danken. Der König ist hier, um diesen Dank entgegen zu nehmen."

Neuer Jubelruf und Ansprache der Polen erfolgte, worauf derselbe Minister nochmals das Wort nahm: „Se. Majestät vertrauen, daß die Polen, nachdem sie gesehen, wie man in Preußen die politischen Gefangenen behandelt, sich auch an Preußen und dessen Königshaus anschließen werden."

Die bündigsten Zusicherungen aus dem Munde der Befreiten erschallten und lebhafte Vivats von allen Seiten ertönten. Da hörte man den Zuruf eines Polen, dem das Volk mit Begeisterung beistimmte: „Wir danken Euch, daß Ihr uns nach zweijähriger Haft habt befreien helfen. Unser Dank mag sich darin beweisen,

daß künftig Polen und Preußen ein Volk sei, sich schützend gegen den Nachbarn Rußland."

„Glauben Sie, lieber Graf," sprach Herr von Kater, „daß diese Leute Wort halten werden?"

„Gewiß nicht; sie müßten keinen Tropfen adliges Blut mehr in ihren Adern haben, wenn sie einem Pöbel, der sich zur Herrschaft drängt, ein solches Wort halten wollten. Mit der russischen Knute sollten sich diese Edelleute verbinden, denn sie ist das beste und das einzige Mittel, demagogische Gelüste aus den besitzlosen Massen gründlich auszutreiben."

Der Zug ging weiter, von der wie ein brausendes Meer wogenden Volksmenge begleitet, nach der Universität zu, wo noch viele Reden und begeisterte Lebehochs gehört wurden.

Die hochadligen Reactionäre aber schlichen sich, tief grollend, in die Antichambres des königlichen Schlosses zurück.

„Man muß suchen," sprach Baron von Kater leise, um von den Umgebungen aus dem Volke nicht gehört zu werden, „den Herrn mit einer Camarilla zu umgeben, die dann Einfluß genug sich zu gewinnen suchen muß, um gegen den Rath dieses Volksministeriums den König zu bewegen, das Staatsschiff mit Hülfe der Bajonnette und Kanonen zur alten Ordnung zurückzulenken, vor Allem aber die Prärogative des Adels gegen diese Pöbelprätensionen wieder sicher zu stellen."

„Sorgen Sie nicht," entgegnete der Graf, „dergleichen wird sich von selbst machen. Wer hätte ein größeres Interesse daran, für die Rückkehr zur alten Ordnung zu streben, als gerade Diejenigen, die durch die Gnade des Königs in dessen allerhöchste Nähe gestellt sind?"

„Aber, wenn es nur wahr ist, was man besorgt daß der allerhöchste Herr selbst von dem leidigen Zeitgeist ergriffen und durchdrungen sein soll; denn der König soll erklärt haben: es sei ein neuer Geist über die Welt gekommen, und mit den veralteten und abgestorbenen Maximen lasse sich kein Volk mehr regieren."

„Nous verrons! freilich, wenn die Entwickelung im ruhigen Gleise ginge, wäre wenig für die Umkehr zu hoffen; aber rechnen Sie darauf, der Sturmdrang der Bewegung hat einmal das Volk wie ein furchtbarer Schwindel ergriffen. Es wird an überspannten Köpfen nicht fehlen, die durch maßlose demokratische, idealistische und communistische Strebungen den Kern des Volks zu dem Bewußtsein der Unerträglichkeit eines stets ruhelosen Zustandes, der Handel und Wandel erdrückt, führen, und dann wird das Volk selbst den Thron mit zahllosen Ergebenheitsadressen bestürmen, die der Regierung zur Umkehr auf der Bahn staatlicher Entwickelung Muth und Kraft geben werden. Dann, alter Freund, blüht unser Weizen wieder!"

„Gebe Gott seinen Segen dazu!"

5.

Es war einige Tage später, als ein schöner junger Gardeducorpsoffizier, begleitet von einem nicht ganz so hochgewachsenen jungen Offizier, der nach Epaulettes, Silberstickerei und Helm mit weißen Metallverzierungen dem ersten Garderegiment zu Fuß in Potsdam angehörte, an einer Hausklingel vor einem jener neu erbauten reizenden Landhäuser zog, welche vor dem Jägerthore eine neue, höchst elegante Vorstadt zu bilden beginnen.

An dem porzellanenen Klingelgriff stand: „Graf Padden-Triton." Die beiden Offiziere waren seine Söhne.

Nachdem geöffnet war und Bediente ihnen die Mäntel und Militärpalletots abgenommen hatten, betraten sie den Salon in der bel étage des Hauses, wo mehrere Damen, von eleganter Tournure und häuslich in Seide gekleidet, am Theetisch saßen. Zwei ältere Herren, der Graf von Padden-Triton und der Baron Kater von Kattenhausen, standen, wie es schien, in eine ernste Unterhaltung vertieft, in der Fenstervertiefung, wobei sie aus großen, reichvergoldeten Mundtassen den duftenden Chinesentrank schlürften.

An dem ganzen Ameublement ließ sich leicht erkennen, daß es keine vollständige, nach einem Geschmack und Styl bis auf die kleinsten Nippes und Comforts, etwa von dem berühmten Hoftapezirer Hiltl in Berlin,

ausgeführte Einrichtung war, sondern ein zusammen gemiethetes, wenn auch elegantes, aber doch nicht so recht zusammenpassendes Meublement, wie es die Familien der Refugié's aus der Berliner Aristokratie von dem Potsdamer Hiltl, dem Meubleshändler Gärtner, zu miethen pflegten.

„Ah!" rief der Graf, „da kommen meine Söhne von Berlin zurück, wo sie incognito waren. Sie werden uns Neues erzählen können."

Während die Offiziere die Damen begrüßten, machte Herr von Kater die Bemerkung: „Schade, jammerschade um den jungen Mann, den Gardelieutenant, Graf Roger, daß er durch das Feuer der Jugend, wie einige Aeußerungen schließen lassen, sich zum Liberalismus hat hinreißen lassen."

„Und was das Schlimmste ist," entgegnete der alte Graf, „man darf diese Richtung nicht einmal an dem jungen Manne tadeln, denn auf meine nur leise angedeuteten Reprochen antwortete er mir sehr richtig und schlagend: „„Ich folge nur den Gesinnungen meines Königs, und dazu halte ich mich durch meinen Eid für verpflichtet.""

„Ein Glück, daß Ihr Erstgeborner, lieber Graf, der Rittmeister im Gardeducorpsregiment, in dieser Hinsicht weit höhere und noblere Gesinnungen hegt. Er fühlt das ganze Gewicht der Gefahr für den Adel, das

aus diesen Prätensionen sogenannter Volksrechte entsteht, wenn sie nicht in Zeiten unterdrückt werden.

Jetzt begrüßten die beiden jüngeren Offiziere den alten Herrn, legten alsdann ihre Degen ab und setzten sich mit der feinsten Tournure in jeder Bewegung in den Kreis der Damen, die sie mit Auszeichnung und von Seiten der Mutter und Schwestern mit Liebe empfingen.

„Nun, Arnold und Roger,“ fragte die Gräfin Mutter, nachdem sie ihren Söhnen hatte eine Tasse Thee präsentiren lassen, „Ihr kommt so eben von Berlin und werdet Zeugen gewesen sein von jenen entsetzlichen Ereignissen, die dort stattgefunden haben: ich meine den Umzug des Königs mit den deutschen Farben und die solenne Beerdigung jener, von unserm tapfern Militär mit so vollem Rechte erschossenen Rebellen.“

„Schweigen wir besser davon, liebe Mutter,“ sprach Graf Arnold mit einem tiefen Ernst, der auf seinen schönen Gesichtszügen Bekümmerniß und Unwillen zugleich aussprach. „Hören Sie lieber die betrübende Neuigkeit, daß der Prinz von Preußen, dieser wegen seiner edlen Gesinnungen hochverehrte Gönner des Militärs, wirklich wie man aus guter Quelle versichert von Spandau, wohin er sich zurückgezogen hatte, um der verbrecherischen Volkswuth zu entgehen, nach England gegangen ist.“

„Das ist ein großer, unersetzlicher Verlust für das Heer,“ sprach der alte Graf.

„Gewiß, mein Vater, denn dieser hohe Prinz war der Vater und Beschützer des seinem Oberbefehl untergeben gewesenen Gardecorps. Jeder Offizier, jeder Soldat, wenn er brav und rechtlich war, konnte auf seine hohe Protection rechnen, und seine Gegenwart bei einer großen Parade genügte allein schon, um jeden Mann anzufeuern die höchste Proprete und pünktlichste Exactitude in jede Bewegung zu bringen.“

„Schon seine schönen Abschiedsworte,“ sprach Graf Roger, indem er die leere Tasse dem aufwartenden Leibjäger auf den silbernen Präsentirteller setzte, „als der Prinz den Oberbefehl über das Armeecorps, das am Rhein zusammengezogen werden sollte, übernommen hatte, drangen tief in jedes treue Soldatenherz, und in sofern stimme ich meinem Bruder bei, daß der Verlust dieses hohen Führers für das ganze Gardecorps ein unersetzlicher ist.“

„Schade, daß dieser Prinz nicht den Oberbefehl bei den Barrikadenkämpfen gehabt hat, es würde Alles anders gekommen sein; denn der Prinz ist ein guter Soldat, er würde nie in den schimpflichen Abzug der Truppen gewilligt haben, wäre seine Stellung damals von der Art gewesen, um seine Stimme über diese große Frage abgeben zu können.“

„Nicht schade,“ rief Roger lebhaft, „im Gegentheil freue ich mich, daß diesem edlen Prinzen durch das frühere Abgeben seines Oberbefehls, welcher ja ohnehin in Berlin nur dem Commandanten zustand, die schmerzliche Alternative erspart ist, entweder mit Verleugnung seiner schönen Humanität die Soldatenehre aufrecht zu erhalten, und dann nach Niederkartätschen des Volks als Thronfolger sich unmöglich zu machen; oder der Revolution Thor und Thür zu öffnen und die Waffenehre des preußischen Heeres allerdings unheilbar zu verletzen. Und so darf es jeder gute Patriot und brave Soldat nur für ein glückliches Ereigniß halten, daß der unbegründetste Verdacht und die ungerechteste Anschuldigung diesen hohen Prinzen vermochten, sich früh genug aus seiner so überaus delicaten Stellung zurückzuziehen und es der Zeit zu überlassen, daß er einst rein wie der polirte Stahlschild seiner Ehre vor dem Volke dastehe und so als Thronfolger, geehrt und geliebt, in die Staaten seines Bruders zurückkehren könne.“

„Lieber Bruder,“ sprach Gräfin Adelaide, eine achtzehnjährige schlanke Blondine, von ätherisch feinem Teint, mit schönen blauen Augen und einer überaus feinen Taille begabt, eine edle Figur von imponirender, doch nicht unschöner Größe; „Du hast mir wie aus dem Herzen geredet. Ein Anderes ist es, den Feind

bekriegen, ein Anderes, die Waffen gegen das Volk führen, aus welchem alles Militär hervorgegangen ist, gegen die Väter und Brüder unserer Soldaten, gegen die Nation, welche das Heer bezahlt, nicht um ihr Feind, sondern um dessen Schirm und Beschützer zu sein."

„Adelaide," sprach die alte Gräfin im verweisenden Ton, „auch Du schon angesteckt von dem heillosen Geist der Neuzeit, wie Dein Bruder Roger?"

„Ich folge meinem Gefühl, liebe Mutter," entgegnete das edle hochgebildete Mädchen, indem es die Hand der Gräfin Mutter küßte; „welchen edlern Leitstern hätte unser Geschlecht, als den eines fein und tief fühlenden Herzens?"

„Brechen wir ab davon, liebe Schwester," entgegnete Graf Arnold, indem er sich den feinen blonden Schnurrbart in die Höhe drehte, „auf diesem Wege werden wir doch nie zusammentreffen; wozu also streiten? Du hältst die Barrikadenkämpfer für Volk und Menschen, ich bin dagegen besser unterrichtet, es waren nur Pöbel, wie die namentliche Todtenliste derselben beweist, und Rebellen waren es, kaum der scharfen Patronen werth, die verwendet werden mußten, um sie der Todesstrafe zu überliefern, der sie durch Empörung gegen Gesetz und Ordnung sich schuldig gemacht hatten; daß solche Hochverräther durch Militär von der Garde

erschossen wurden, ist noch viel zu viel Ehre für sie und nun vollends die feierliche Bestattung heute am 22. März und der Gruß des Königs, der dreimal vor dem Leichenzuge von mehr als 150 Särgen die Feldmütze abnahm und Thränen im Auge hatte. Auf der Kuh-haut und vom Henker hätten sie müssen hinausgeschleppt und in den Sand eingescharrt werden, so daß nur noch die darüber flatternden Aaskrähen die Stelle hätten errathen lassen, wo ihre Cadaver modern."

„Bravo!" rief Herr von Kater dem erhitzten jungen Manne zu.

„Zu stark, mein Sohn, wenn auch das loyale Ehrgefühl, das diese Aeußerung machte, selbst in seinen Uebertreibungen schön ist."

„Bruder, Bruder!" rief Roger, „mein Blut erstarrt mir in den Adern bei solchen gräßlichen Aeußerungen. Das aber finde ich groß und schön, daß diese Menschen, die für eine erhabene Idee gefallen sind, so ehrenvoll bestattet wurden. Ich wenigstens habe mich mit voller Seele den Eindrücken dieser Versöhnungs-Scene zwischen Volk und Krone hingegeben, und mir schwamm das Herz in Thränen, wie ich am Tage und in der Nacht des Kampfes die Bajonnette und Kugeln meiner Füsiliere gegen die durch unbegreifliche Mißverständnisse verblendeten Volksmassen richten mußte. Ich dachte, es sind doch auch Menschen wie wir; vielleicht

hat ihr Leben noch größeren Werth als das unsrige, denn unter den Gefallenen befinden sich Familienväter, die Weib und Kinder in Noth und Dürftigkeit zurücklassen; es sind Söhne von Wittwen darunter; ihre einzige Hoffnung und Ernährer sind damit gefallen, und nun vollends diese entsetzliche Schreckensscene in den erstürmten Häusern; die Schuldigen hatten sich über die Dächer gerettet und nur die Unschuldigen traf die vom Volke aufs Höchste gereizte Wuth der Soldaten."

„Und wissen Sie, mein Vater," sprach Graf Arnold, indem er abzulenken suchte von dem unangenehmen Gegenstand des Streits, „was mich bei der ganzen Geschichte empört hat?

„Nun?"

„Die Profanation des Palais des Prinzen von Preußen. Um es gegen die Zerstörung durch die Rebellen zu schützen, war daran geschrieben worden: „„Eigenthum der Nation!"" und die schwarz-roth-goldene Fahne war auf dem Balkon aufgesteckt worden. Wenn ich die Gefühle des Prinzen nach den meinigen beurtheilen dürfte, so wäre es mir lieber gewesen, die Rebellenrotten wären hineingedrungen, hätten Alles zerschlagen: die dicken hohen Spiegel, die kostbaren Pendulen, die unschätzbaren Kunstwerke und hätten dann den Palast in Brand gesteckt und der Erde gleich gemacht; dann würde ich doch noch wenigstens die Genugthuung gehabt ha-

ben, daß das Volk sich selbst geschändet hätte; aber so drangen Pöbelmassen hinein, zogen durch alle Zimmer, beschauten neugierig alle Kostbarkeiten, ohne irgend etwas nur anzugreifen, noch weniger zu entwenden und zu zerstören. Einige ließen sich übrigens aus Küche und Keller der prinzlichen Hofhaltung reichlich bewirthen; Fischweiber und Eckensteher wiegten sich, mit dem vollen Weinglase in der Hand, behaglich auf den weichgepolsterten Sophas und Sesseln; ganze Holzbackerfamilien mit Weib und Kindern quartierten sich dort ein, schliefen in den seidenen Betten und hüllten sich in Schlafröcke von Sammet- und Seidenbrocat, und am Ende nistete sich noch eine sogenannte Bittschriftscommission, die sich selbst installirt hatte, dort ein, ließ ein Placat an das Palais schlagen, welches die Worte enthielt: „„Hier werden Bittschriften an Se. Maj. den König angenommen und schleunigst erledigt."" Das Volk jubelte Beifall und glaubte die goldene Zeit sei gekommen, wo jedes an den König gerichtete Bittschreiben genehmigt werden würde. Tausende von Suppliken gingen ein und die Berliner concessionirten Privatsecretäre machten goldene Ernten."

„Aber eben mit dieser Bittschriftscommission war es eine empörende Geschichte," eiferte Graf Arnold; „ich habe, während ich in Civilkleidung mitten im aufgeregten Volke mich befand, ganz genau von einem Poli-

zeirath, dem ich mich zu erkennen gab, den eigentlichen Hergang der Sache erfahren. Die Commission hatte in ihren Bekanntmachungen gesagt, daß sie im allerhöchsten Auftrage zur Entgegennahme der Bittschriften eingesetzt sei und doch hatte sie selbst sich völlig eigenmächtig installirt. In den Zeitungen sogar waren Aufforderungen ergangen, Bittschriften aller Art an diese Commission einzureichen, unter Zusicherung der schleunigsten Beförderung und Erledigung. Die Commission hatte in den Wohnzimmern des Prinzen von Preußen ein Bureau etablirt. An der Thür des Eingangs war eine Tafel angehängt, worauf geschrieben stand: „„Annahme der Bittschriften des Volks."" Die drei Mitglieder der Commission verfügten über Küche und Keller des Prinzen. Da sie den ganzen Tag im Bureau beschäftigt waren, so mußte für Frühstück, Mittag- und Abendbrod gesorgt werden. Kaffee und Wein standen à discretion beständig neben dem Tintenfasse; auch sorgten diese drei Gewalthaber des Palastes für anständige Bewirthung der Wachmannschaften von der Bürgerwehr. Das war eine entsetzliche, heillose Wirthschaft. Ein ungemeiner Andrang zum Bureau entstand. Zahlreiche Familien fanden sich ein, welche es so verstanden, als ständen im Palais meublirte Zimmer für sie offen; andere verlangten sogleich baare Vorschüsse, Wäsche, Kleidung, Wohnung und Beköstigung. Die Com-

mission schreckte keineswegs vor ihrer großen Aufgabe zurück, sie arbeitete täglich eine Stunde weniger und trank zehn Flaschen der feinsten Weine mehr. Nichts aber setzte das Berliner Publicum in größeres Erstaunen, als wie man in den Zeitungen folgende Namen als Präsident und Mitglieder der Bittschriftscommission unterzeichnet fand, nämlich: Karrig, Director, von Norrmann und Becker. Von dem Erstern erfuhr ich eben von jenem Polizeibeamten Folgendes: der Director Karrig sei schon seit länger als zwanzig Jahren der Polizei und den Gerichtshöfen Berlins als der größte Schwindler bekannt; er sei früher Rector einer kleinen Stadtschule in Mecklenburg oder Pommern gewesen, habe sich den Titel: Director angemaßt und dann mit dem Gelde des Directors des Taubstummeninstituts, Herrn Graßhof, dem er 12000 Thlr. abgeborgt, das Recreatium auf dem Gesundbrunnen angelegt; von dem Grafen Arnim auf Boitzenburg sei Karrig wegen aus dem dortigen Archiv an sich genommener Schriften in Anspruch genommen, auch wegen einer Anklage, die man in Rücksicht auf die Sittlichkeit der Oeffentlichkeit entziehen zu müssen geglaubt, zu einer Festungsstrafe verurtheilt worden. Der v. Norrman war erst kürzlich aus der Schweiz zurückgekehrt, wo er, wie man sagte, für den Sonderbund und die Jesuiten gefochten. Ueber Becker waren ebenfalls zweideutige Gerüchte im Umlauf,

jedoch war hier die Identität der Person noch nicht festgestellt."

„Empörend, unerhört!" rief der alte Graf von Padden=Triton.

„Um so mehr," entgegnete sein Sohn der Rittmeister, „als die Behörde so schwach war diese öffentliche Beschimpfung der ganzen Stadt zu dulden und die Polizei nicht den Muth hatte, diese verrufenen Personen, welche frech und ungescheut ihr Wesen als eine vom Könige eingesetzte Behörde in einem prinzlichen Palais trieb, daraus zu vertreiben. Der Bürgermeister Naunyn, dem Anzeige gemacht war, daß ein bestrafter Verbrecher dort den Vorsitz einer angeblichen Bittschriftscommission führe, wies den Antragsteller an den Polizeipräsidenten und dieser lehnte es ab die Commission aufzuheben, indem er erklärte: „„Polizei giebt es jetzt nicht in Berlin.""

„Das ist stark, aber wahr," rief Herr von Kater.

„Noch mehr: da die Studenten die Bewachung des Palais übernommen hatten, so wurde der Rector der Universität von den Personalien der Bittschriftscommission in Kenntniß gesetzt; dieser begab sich sofort zum Ministerpräsidenten, Grafen von Arnim. Aber auch dieser erklärte sich für nicht befugt, die Commission aufzuheben."

„Um so erfreulicher" sprach der jüngere Graf mit

Wärme, „daß der gesunde Sinn der Jugend und die entschlossene Kraft ihrer Führer hier dem Unwesen, welches die Revolution schändete, ein schnelles Ende machte. Es war gestern Abend, als der Professor Dove mit einer Anzahl Studenten im Palais die Wache hatte. Auch er kannte die übelberüchtigte Persönlichkeit dieser Leute und beschloß dagegen einzuschreiten. Das Bureau war indeß schon geschlossen. Doch gegen Mitternacht rasselte ein gewaltiger Schleppsäbel die Rampe vor dem Palais herauf und der Träger desselben schritt durch die aufgerissene Hausthür über den Hausflur. Mit befehlshaberischen Worten tritt er an die Wache heran: „„Wie stark ist die Mannschaft? Doppelposten ausstellen; auf Alles gefaßt sein; zwei Mann mir folgen zum Patrouilliren!““ Da tritt Professor Dove mit seinem göttlichen Gleichmuth vor und fragt: „„Wer sind Sie?““ „„Commandant, Präsident der Bittschriftscommission, komme Posten und Wache zu revidiren.““ „„Ihre Vollmacht?““ „„Vollmacht? mein Name ist Vollmacht genug, ich heiße Karrig!““ „„Genügt mir nicht, Ihren Ausweis!““ „„Hier ist er!““ und aus der Brieftasche zieht der Commandant und Präsident einen alten Reisepaß. „„Zwei Mann und ein Gefreiter““ ruft Dove, „„bringen Sie diesen Herrn hier auf die Hauptwache.““ In ähnlicher Weise ist heute Herr v. Norrmann festgenommen und nach der Univer=

sität zur vorläufigen Haft und Untersuchung abgeführt. Damit hatte die Commission ihre Endschaft erreicht. Die im Bureau aufgehäuften Tausende von Bittschriften sollen nun dem Generalpostamt zur Rücksendung an die Bittsteller übergeben werden."

„Nichts beweist mehr die Jämmerlichkeit und Unhaltbarkeit unserer Zustände," sprach der alte Graf, „als eben diese Episode. Weder Minister, noch Polizeipräsident, noch der Magistrat von Berlin hatten Muth und Kraft eine Schwindlerbande auszutreiben aus einem prinzlichen Palaste; es ist eine Schande für unsere Zeit! und solche Zeiten will man noch loben und solche Anarchie noch feiern? o tempora, o mores!"

„Aber, lieber Vater," sprach Adelaide mit bescheidener Betonung ihrer Worte, „ich dächte doch, es wäre eine schöne Zeit, wenn gesunde Volkskraft Recht und Ordnung handhaben, wo die Gesetze nicht ausreichen und die Behörden erlahmt sind."

„Gewiß, mein Vater, ich bin ganz derselben Meinung. Es wird überhaupt viel zu viel regiert in unserm Staate und viel zu wenig dringt das papierne Regiment in unser Volksleben ein. Millionen könnten erspart werden, wenn man mehr und mehr das brittische selv-government bei uns einführte. Und hätte die Revolution nichts Gutes erreicht, so wäre sie schon darum ein Heil für den Staat geworden, daß sie den

Weg angebahnt hat den Staat aus einer überkünstelten Maschine in einen naturgemäßen Organismus umzuwandeln, der seine eigene Ausbildung nicht durch eine Dampfmaschine von Außen, sondern durch eine von Innen herauswirkende Naturnothwendigkeit, durch eine jedem bildungsfähigen Volke inwohnende organische Kraft empfängt."

„Schwärmer! Demokrat!" murmelten die Anwesenden von verschiedenen Seiten her, zwischen den Zähnen. Der junge Mann aber ließ sich nicht beirren; er fuhr fort:

„Ich weiß, daß ich verkannt werde von allen Denen, die ihre Zeit nicht erkennen und, in ihren Sonderinteressen befangen, niemals die große Aufgabe unserer Zeit erkennen werden. Ich bin überzeugt, unser König hat seine Zeit begriffen; denn was er sprach bei jenem Umzuge, das kam aus wahrhaft begeisterter Seele."

„Was der König thut, das ist wohlgethan" sprach der ältere Graf von Padden-Triton mit feierlichem Ernst, „darum, mein Sohn, erzähle die Geschichte jenes deutschthümlichen Umzuges, der unsere Seelen mit Schmerz erfüllt, aber unsere Gemüther mit Hochachtung für den geheiligten Willen des Herrn."

Und Graf Roger erzählte:

„Am 21. früh Morgens war aus der Deckerschen Geheimen Oberhofbuchdruckerei folgendes Placat hervorgegangen und allgemein verbreitet worden."

„„An die deutsche Nation!“ “

„„Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! Ihr seid fortan wieder eine einzige große Nation, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat sich, im Vertrauen auf Euren heldenmüthigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands, an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten deutschen Volks, dem neuen Könige der freiern, wiedergeborenen deutschen Nation.“

„Dieses Placat aber,“ unterbrach ihn Graf Arnold, „war nicht unterschrieben, hatte also keinen officiellen Charakter und deshalb wird wohl eine Bemerkung darüber erlaubt sein.“ “

„Ganz recht, mein Sohn,“ erwiderte der alte Graf, „und deshalb darf ich es offen sagen, wer dem Könige diese Idee eingegeben hat, als verlange das ganze deutsche Volk Nationaleinheit, hat damit eine Schwindelei sich erlaubt. Nie wird es gelingen den Particularismus der 32 deutschen Länder unter einen Hut zu bringen; der Particularismus wird immer vorherrschend bleiben; der Preuße bleibt Preuße, der Sachse Sachse, der Baier Baier, und der Reuß-Schleiz-Lobensteiner

bleibt Reuß-Schleiz-Lobensteiner, und so weiter; kein deutscher Monarch, und hätte er nur über eine halbe Quadratmeile zu commandiren, wird das Geringste an seiner Souveränetät von Gottes Gnaden aufgeben wollen. Darum sage ich es noch einmal: wer dem König gerathen hat, sich an die Spitze eines vereinigten Deutschlands zu stellen, hat ihm gerathen, die Büchse der Pandora zu öffnen, aus welcher alle Uebel der Welt hervorgehen, und mit nackter Hand in ein Nest stechender Hornissen zu greifen. Ich bevorworte noch ausdrücklich, diese Bemerkung gilt nicht dem Könige, nur seinen Rathgebern; was der Herr thut, das ist wohlgethan."

„Und die drei Farben," sprach der Rittmeister Graf Arnold mit moquant aufgeworfenen Lippen, „welche noch vor einem Jahre Studenten, die sie trugen, als Demagogen auf die Festung führten, die soll jetzt, wie es heißt, das preußische Heer tragen? Auf Ehre, es ist empörend für alles patriotische Gefühl . . . ."

„Indeß, mein Sohn, der König hat sie getragen, und dadurch sind sie loyal und royalistisch geworden! Nun erzähle weiter!"

„Um die Stimmung, besonders der feurigen Jugend, gehörig vorzubereiten, dieser Jugend, die in ihrem Feuereifer auf der einen Seite am leichtesten zu gewinnen, auf der andern Seite aber auch am leichtesten zu

Excessen zu verführen ist, hatte sich schon am Morgen des 21. der neue Cultusminister Graf Schwerin in die Aula des Universitätsgebäudes begeben. Die Studenten waren im nahen Kastanienwäldchen theils mit Exerciren, theils mit Einüben eines neuen Volksliedes beschäftigt. Kaum hatten sie Nachricht erhalten, daß der Minister angekommen sei, so stürmten sie mit den Waffen in der Hand in die Aula und bildeten einen Kreis um den Minister, der, umgeben von den ebenfalls bewaffneten Professoren Rector Müller und Prorector Hecker, eine Anrede an die Studirenden hielt."

„Das muß ein curioser Anblick gewesen sein," spöttelte Herr von Kater. „So viele Perrücken der Wissenschaft und Zöpfe einer pedantischen Schuldisciplin, umgeben von Hunderten junger Maul- und Federhelden bewaffnet zu sehen, um dem Staatsdampfschiff, von dessen Räderwerke sie nichts verstehen, ein neues Steuerruder zu zimmern, lächerlich das!"

„Wenn sich doch Jeder um das bekümmerte, was seines Amtes ist," eiferte der alte Graf; „die Herren von der Universität thäten auch besser, ihre Nase in die Bücher und ihre Posteriora auf die Schulbänke des Collegiums zu postiren, als sich mit den Waffen der Revolution zu schmücken und so Theaterhelden eines großen heillosen Volksdramas zu werden. Doch weiter: was sprach Graf Schwerin?"

„Im Wesentlichen Folgendes: „„Meine Herren! ich halte es für meine Pflicht, die academische Jugend, welche sich in den letzten Tagen so tüchtig bewährt hat ....""

„Ja, das weiß Gott," unterbrach ihn Herr von Kater, „auf den Barrikaden und in offenem Aufruhr gegen die Behörden und den König — schöne Tüchtigkeit für den Hochverrath, die Candidaten des Galgens und nicht der Kanzel aus diesen jungen Brauseköpfen gemacht haben sollte."

„Nun, mein Sohn, was sprachen seine Excellenz weiter? Der Herr Baron wird wohl die Freundlichkeit haben, sich von seinem übrigens allerdings anerkennungswerthen Eifer nicht wieder zu neuen Unterbrechungen fortreißen zu lassen."

Baron Kater verneigte sich mit dem Ausdruck der Zustimmung und Entschuldigung und der junge Gardelieutenant Graf Roger fuhr fort:

„Also: „„tüchtig bewährt hat bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung ....""

„Aha, c'est autre chose!" murmelte Herr von Kater halblaut, doch vernehmlich vor sich hin und Graf Roger vollendete ohne weitere Unterbrechung die Phrase:

„„Von den Maßregeln in Kenntniß zu setzen, welche Se. Majestät im Sinne des Fortschritts zu nehmen gedenkt. Se. Majestät wollen sich an die Spitze des

constitutionellen Deutschlands stellen. Sie wollen die Freiheit unter dem Schutze der constitutionellen Monarchie nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Sie haben daher auch die schleunige Bildung eines deutschen Parlaments anzubahnen beschlossen und werden sich auch hier an die Spitze des Fortschritts stellen. Der König rechnet dabei auf den Schutz und Beistand seines treuen Volkes. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß er es kann? Der König wird demnächst, geschmückt mit den deutschen Farben, in den Straßen erscheinen und rechnet darauf, daß die academische Jugend sich um ihn schaaren werde. Meine Herren, es lebe unser wahrhaft deutscher König! Meine Herren, wir sind Sr. Majestät verantwortliche Minister, aber unsere Seele ist der König, der Fortschritt, die Freiheit seine Gedanken; für die Ausführung sind wir verantwortlich: die verantwortlichen Minister hoch!'' "

„Welche wahnsinnige Mischung," rief der ältere Graf von Padden-Triton, „von royalistischen Gesinnungen und republikanischen Tiraden! — Und was sagten die Studenten dazu, deren jugendliche Eitelkeit sich durch diese maßlose Berücksichtigung ungeheuer geschmeichelt fühlen mußte?"

„Ein Studirender brachte darauf dem Grafen Schwerin, dem Volksfreunde, ein Hoch, welches einstimmig dreimal gerufen wurde. Darauf richtete Graf Schwerin

noch einige Worte an die Studirenden und verließ unter Beifallsruf die Aula."

„Es ist empörend für das loyale Gefühl," sprach der alte Graf, „wenn Minister für ihren König an die Eitelkeit der Studenten appelliren müssen, um sie bei guter Laune für den Thron zu erhalten und den jungen Leuten, die keine andere Bestimmung haben als zu lernen, den Nagel in den Kopf zu setzen, als könnten sie schon zu Mitregenten berufen werden. — Nun, und der König . . .?"

„Bald darauf zeigte sich auf dem Schloßhofe am Eingange der Wendeltreppe der König."

Unwillkürlich verneigten sich die beiden alten Herren.

„Ah, der Herr!" sprach der Baron.

„Seine Majestät!" ergänzte Graf Padden mit dem Ausdruck von Ehrfurcht und sein jüngerer Sohn, der Lieutenant, fuhr fort.

„Doch nicht in Civil?" fragte die Gräfin Mutter.

„Nein," antwortete der Rittmeister Graf Arnold mit dem Ausdruck von Genugthuung; „so weit hat sich unser Monarch, Gott sei Dank, nicht erniedrigt. Er trug die Uniform des ersten Garderegiments und den Helm . . . . ."

„Schöne Genugthuung für das Militär," sprach Graf Padden-Triton, „der König bewies damit jenen Volkstribunen, Demagogen und Revolutionären, daß

er immer noch wie vorher das Militär höher stelle als den Bürgerstand."

„Und mit Recht," rief der Rittmeister, „der Adel und die Garden sind die alterthümlichen ritterlichen Stützen des Throns."

„Die wahre Stütze eines Throns," bemerkte Graf Roger, „ist die treue Brust des Volks; was wäre ein König ohne Volk, was ein Staat ohne den Bürger- und Bauernstand, welche Stände, wie die Sachen jetzt noch stehen, die Träger aller Staatslasten sind und dem Heere ihr Fleisch und Blut geben, dem Heere, das den Thron gegen äußere Feinde schützen soll, während die Treue und die Liebe eines frei sich fühlenden Volks dessen felsenfeste Schutzmauer im Innern ist."

„Da haben wir wieder unsern Demokraten," spöttelte der alte Graf in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte, aber nicht frei von Bitterkeit war.

„Auch die Demokratin," ergänzte die alte Gräfin, indem sie mit einem Ausdruck, in dem sich Liebe und Kummer mischte, auf die jüngere Tochter Adelaide blickte, die mit einem Anflug von Schwärmerei im schönen Auge ihrem jüngeren Bruder Beifall zugenickt hatte.

Dieser aber setzte nun die schon im Eingange unterbrochene Erzählung fort, aufgefordert durch die Frage des Barons: „Nun, und die königlichen Prinzen, die Minister, hoffentlich doch auch jene in Uniform; diese

in goldgestickter, reicher Gala; denn eine glänzende Umgebung giebt den Königen ein gewisses Relief!"

„Die Prinzen, die ohnehin Alle Militärchargen bekleiden, allerdings, wie sich gebührt in den Uniformen ihrer Regimenter, die Minister aber en civil, schwarze Fracks, weiße Westen und weiße Binden. Uebrigens wurde der König bei seinem Erscheinen von einem unermeßlichen Volksjubel empfangen. Der König richtete dort folgende Worte an das Volk:

„„Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einigkeit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will; aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen constitutionellen Verfassung!""

Eine Pause entstand, in welcher Jeder durch Schweigen des Königs Worte ehrte, ohne ihnen beistimmen zu können. Endlich sprach Graf Padden-Triton mit ernster Wehmuth: „Was der König sprach, war wohl gesprochen, eben weil es der König sprach; aber es gab einst eine schönere Zeit; das war die der Huldigungsreden und der Eröffnung des vereinigten Landtages; das waren die Worte: „„Meine Krone trage ich von Gott und wehe Dem, der daran rüttelt,"" und dann: „„zwischen mir und meinem Volke soll kein Papier

sein,““ er meinte keine geschriebene Verfassung; damals erschien das constitutionelle Königthum eine Unmöglichkeit; ach, damals war der Herr besser berathen!“

„Ebenso schön war die Zeit,“ ergänzte Baron von Kater, „als der unvergeßliche hochselige König in seinem trefflichen Testamente ihm die Worte ans Herz legte: „„Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte Dich vor unpraktischen Theorien, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind.““

„Aber der verewigte König,“ fiel ihm Graf Roger feurig in die Rede, „hat auch die noch schönern Worte hinzugefügt: „„Hüte Dich aber zugleich vor einer fast ebenso schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte; denn nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen.““ Herrliche Worte der Weisheit und Liebe!“

„Also keine Revolution,“ sprach Herr von Kater, „nur Verbesserungen auf dem Wege der friedlichen Reformen, das war das Vermächtniß des hochseligen Herrn, und was haben wir nun? es fehlt nichts als ein Robespierre und die Guillotine, und das Königthum wäre vernichtet.“

„Hätten die Rathgeber des Königs,“ erklärte Graf Roger, „diesen weisen Rath befolgt, und nicht im dreißigjährigen Friedenszustande statt des Fortschritts

jeden Rückschritt befördert, so hätten wir heute noch keine Revolution gehabt."

„Doch wir kommen über allen diesen Diversionen ganz ab von unserm Thema," sprach die Gräfin Mutter im Tone eines Präsidenten, der zur Ordnung ruft; „fahre fort, mein Sohn, in der Erzählung dieses betrübenden Ereignisses, des Umzuges unsers Königs inmitten einer noch vor wenigen Tagen so rebellisch gewesenen Volksmenge."

Graf Roger fuhr fort:

„Ein unermeßlicher Freudenruf brach los. Der Zug zu Pferde hatte Mühe vorwärts zu kommen. Dieser bildete sich in folgender Ordnung: Voran ritten zwei Generale mit den deutschen Farben um den Arm. Ihnen folgten drei Minister mit demselben Schmuck. Dann kamen zwei Bürgerschützen zu Fuß und der Stadtverordnete Gleich, welcher die deutsche Fahne trug. Jetzt erschien der König, umgeben von den Prinzen und Generalen. Der König hielt am Schloßplatz und richtete aufs Neue Worte an das Volk. Darauf ging es die Schloßfreiheit entlang, aus allen Fenstern wehten Tücher; der Jubel tönte stürmisch fort. An der Königswache hielt der König vor der salutirenden Bürgerwache und sprach: „„Ich sehe Euch hier auf der Wache, ich kann es nicht genugsam in Worte kleiden, was ich Euch danke, glaubt's mir!"" Einer der Ver-

sammelten rief nun: „„Es lebe der Kaiser von Deutschland!““ Darauf aber erwiderte der König unwillig: „„Nicht doch, das will, das mag ich nicht.““ Weiter ging nun der Zug bei der Blücherstatue vorbei, die Behrenstraße entlang und über die Linden zurück. An der Universität hielt der König, dem drei Studenten das Reichsbanner vorgetragen hatten; auch eröffnete jetzt der Polizeipräsident, der sich am Opernplatze angeschlossen hatte, den Zug. Die Professoren Rector Müller und Prorector Hecker führten die Studirenden an. Diese hatten sich vor der Universität in Reih' und Glied aufgestellt. Der König reichte den beiden Professoren die Hand und hielt zu Pferde unfern des umgitterten Grundbaues für das Denkmal Friedrichs des Großen. Dann sprach er mit voller, kräftiger Stimme zu den vielen Tausenden, die ihre Häupter entblößten:

„„Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in der sich eine so kräftige Gesinnung bewährt hat. Der heutige Tag ist ein großer, unvergeßlicher, entscheidender. In Ihnen, meine Herren, steckt eine große Zukunft, und wenn Sie am Ziel, oder in der Mitte Ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machen den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage die Farben, die nicht mein sind; aber ich will damit

nichts usurpiren. Ich will keine Krone, keine Herrschaft; aber ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Ordnung. Das schwöre ich zu Gott!"" Damit erhob der König seine Rechte gen Himmel und fuhr fort: „„Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzoge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volks gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen und der Wille des Volks mich unterstützen wird. Merken Sie sich das, meine Herren, schreiben Sie es auf, daß ich nichts usurpiren, nichts will, als deutsche Freiheit und Einheit. Sagen Sie es der abwesenden studirenden Jugend; es thut mir unendlich leid, daß sie nicht Alle da sind. Sagen Sie es Allen.""

„Der König hat geredet," sprach Graf Padden mit dem Ausdruck von Ernst, Schmerz und Entsagung, „und uns gebührt es, zu schweigen. Aber das Volk wird gejubelt haben, denn seinen hohlen Theorien und Volksbeglückungsidealen war damit das Wort geredet."

„Allerdings, mein Vater, ein ungeheurer Jubel brach aus und riß mich selbst fort, mit in den Ruf der vielen Tausende: „„Hoch! Friedrich Wilhelm hoch!"" einzustimmen und den Hut zu schwingen. Die Studenten schlugen klirrend ihre Waffen an einander;

das Volk warf die Hüte, an denen die deutschen Farben prangten, in die Lüfte, es war ein brausender Sturm deutsch-patriotischer Gesinnung, und zum ersten Male in meinem Leben habe ich es gefühlt, daß es wahrlich etwas Großes damit ist, wenn ein ganzes Volk begeistert für die Freiheit in Liebe und Treue sich um seinen König schaart. Wahrlich, es sind diese Huldigungen von Millionen warm schlagender Herzen weit erhaben über jene tiefen, kaltherzigen Verbeugungen von einigen hundert servilen Höflingen."

„Mein Sohn," sprach die Gräfin Mutter im verweisenden Ton, „verschone uns mit solchen unzeitigen Schwärmereien; nimm lieber ein Glas Eis zur Abkühlung des heißen Demokratenbluts." Damit gab sie dem mit einer silbernen Platte, worauf Gläser mit Gefrorenem standen, eben eintretenden Diener den Wink, ihrem Sohne, dem Lieutenant, davon zuerst zu präsentiren.

Roger erröthete vor Unwillen; doch schwieg er aus Achtung für seine Mutter, die mit einer gewissen Ueberlegenheit die ganze Familie zu beherrschen wußte. Erst nach einigen Minuten zog er ein zusammengelegtes Placat aus der Tasche und hielt es offen vor sich hin: — „Vom Könige und seinen verantwortlichen Ministern unterzeichnet," sprach er, „an demselben Abend erlassen enthält es nur den Commentar und die Bestäti-

gung der in den königlichen Reden an den Tag geleg= ten Gesinnungen für die deutsche Einheit."

„Was geht uns Deutschlands Einheit an," sprach Baron von Kater mit spöttisch aufgeworfenen Lippen, „wir sind Preußen und werden Preußen bleiben."

„Ganz richtig," bemerkte der Graf. „Man darf nur einen Blick in die Voß'sche Zeitung werfen, so sieht man alle Nachrichten aus den nichtpreußisch deut= schen Ländern unter der Rubrik: Ausland bezeichnet."

„Nach diesen Aeußerungen," erklärte Roger, „glaube ich Sie mit der Schilderung des heutigen Begräbniß= tages verschonen zu dürfen."

„Wohl gesprochen, mein Sohn," sprach der Graf, „welcher loyale Edelmann würde ohne Entrüstung an diese Ovation von erschossenen Rebellen denken können, die noch dazu nicht einmal einer anständigen Bürger= classe angehören, sondern größtentheils aus Straßen= jungen, Handwerksgesellen und dem Auswurf des Pro= letariats bestanden, denn rechtliche Personen sollen sich bei diesem Straßenkampf gegen die legitime Gewalt nicht betheiligt gehabt haben."

„Ueberhaupt, mein lieber Graf Roger," sprach Herr von Kater in seinem unangenehm näselnden Tone, „ist es nicht anständig für Leute von Familie, davon Notiz zu nehmen, wenn ein Hund begraben wird, und viel

besser sind doch diese auf den Barrikaden gefallenen Pöbelhelden nicht."

„Das war stark, Herr Baron, und ich gestehe, wenn Sie nicht Gast in unserm Hause wären und mich nicht die Hochachtung für die Gesinnungen meiner Eltern abhielte, ich könnte mich auf Ehre veranlaßt sehen, Ihnen etwas Unangenehmes zu entgegnen."

„Roger!" warnte die Gräfin, und er schwieg.

„Sie werden sehr wohlthun, mein junger Herr Graf," versetzte Herr von Kater, „Ihre pikanten Bonmots über diesen Gegenstand für eine andere Gelegenheit aufzusparen; ein Angriff, der auf mich aus demokratischer Gesinnung abgeschossen, prallt auf mich ab, wie die Kugel auf einer Elephantenhaut."

„Lieber Bruder, Jenny und ich wünschen bei dem schönen Wetter mit Erlaubniß der Mama eine Promenade nach Sanssouci zu machen; würdest Du uns begleiten?" sprach die liebliche Adelaide, um das unangenehme Gespräch zu unterbrechen.

„Mit Vergnügen!" entgegnete der junge Mann nach einem Blick schneller Verständigung mit Jenny, die so eben hocherröthend und getroffen von der Zauberkraft dieses Blickes nach einem zustimmenden Augenwink vor sich niederblickte und lächelte.

Fräulein Jenny aber war eine schöne Brünette, mit dunkelbraunen, seelenvollen Augen, nicht ganz so groß als

Adelaide, aber etwas voller von Figur und dennoch von feiner, eleganter Taille, mit einer herrlichen Büste. Die höchste Bildung und vollendete, aber völlig natürliche Grazie war in jeder ihrer Bewegungen ausgeprägt und jedes Wort, das sie sprach, verrieth ebenso viel Bescheidenheit als Geist und Herz. Sie war indeß in dieser hochadligen Familie nicht mehr als die Gesellschafterin der jungen Gräfin und die Lectrice der Gräfin Mutter bei dem Geschäft des Einschlafens.

Die jüngern Offiziere nannten sie „gnädiges Fräulein," um nicht sich selbst sagen zu müssen, daß dieses interessante Wesen, da ihre adlige Abstammung doch immer mehr als zweifelhaft war, als einzige Bürgerliche in so hohen Kreisen eigentlich nicht beachtet werden dürfe.

Graf Roger wendete sich noch besonders an sie, indem er fast unbemerkt bei dem allgemeinen Aufstehen vom Theetisch sie halblaut fragte: „Nun, und Sie, Fräulein Jenny, werden doch gewiß nicht ohne Theilnahme meine Erzählung von der Beerdigung der gefallenen Opfer der Freiheit hören?"

„Ich habe ihnen schon früher eine stille Thräne geweihet."

Die Damen gingen und kehrten bald darauf in seidene Enveloppen gehüllt mit Hüten und Schleiern zurück; Roger hatte den Degen an die Seite gesteckt und

bot dann unten auf der Promenade im traulichen Weitergehen seiner Schwester und ihrer Freundin den Arm.

Ein leiser Druck damit wurde von ihrer kleinen Hand, die, mit den zartesten hellen Glacéhandschuhen bekleidet, auf seinem Arm ruhte, erwidert. Ein Blick hin und her, von ihrer Seite mit einem bezaubernden Lächeln begleitet, verrieth vielleicht ein zarteres Seelenverständniß zwischen Beiden, als Worte zu schildern vermöchten.

Bald betraten sie am Obelisk vorbei die auch selbst in ihrer winterlichen, kaum erst knospenden Frühlingsverödung immer noch schönen Alleen von Sanssouci, in denen der Geist Friedrichs des Großen und mächtige Erinnerungen an ihn unsere Seele wie mit einem heiligen Schauer erfüllen.

Zweites Buch.

Der Enthusiast in den Vorgemächern des Königs. — Zurückberufung des Militärs nach Berlin. — Promenade in Sanssouci. — Begräbniß der gefallenen Barrikadenhelden. — Die junge Arbeiterin aus dem Proletariat des Voigtlandes. — Liebe ohne Hoffnung. — Scenen aus den Regionen der Armuth. — Der junge Republikaner. — Die Armencommission. — Die Verführte. —

„O bunte Welt, ein Wirrsal von Gedanken,
In welchen menschliche Geschicke wanken!“

D. V.

1.

Wir haben noch eine Scene aus den Vorgemächern des Königs zu schildern, die Tages zuvor stattgefunden hatte.

Es war am 21. Morgens. Das Vorzimmer enthielt wieder eine bunte Versammlung von Ministern, Studenten, Flügeladjutanten, Zeitungsschreibern, Geheimräthen, Literaten, Bürgerwehrmännern, Stadträthen, Künstlern u. s. w. Den Gegenstand der Unterhaltung bildeten, wenigstens bei dem royalistischen Theil der Gesellschaft, Besorgnisse, daß die auf Morgen be=

vorstehende Beerdigung der Barrikadenkämpfer Veranlassung zu Unruhen und neuen Volksbewegungen geben könnte, denen dann nichts entgegenzusetzen sein würde, da ja das Militär aus Berlin entfernt worden sei.

Der König trat von Zeit zu Zeit heraus in das Vorzimmer, um Gesuche entgegen zu nehmen, Berichte zu hören und Bescheide zu ertheilen.

Unter den Anwesenden befand sich ein Mann von einigen dreißig Lebensjahren. In Locken wallt sein langes braunes Haar vom Scheitel herab; ebenso ein langer, brauner Bart bis auf die Brust. Sein Auge, klein, aber blitzend, verräth Gutmüthigkeit, aber auch Schwärmerei. Seine Erscheinung macht einen beruhigenden Eindruck.

„Das ist der Thierarzt Urban," raunte einer der Anwesenden dem Andern zu. „Dieser Mann," bemerkte ein Dritter, „ist so volksbeliebt, daß man ihn den Ciceruachio von Berlin nennen könnte."

„Nicht umsonst," sprach ein Geheimrath, dessen abgemergelte Gesichtszüge und das nur spärlich von hinten nach vorn über die beträchtliche Glatze gezogene Haupthaar den ausgedienten Lebemann verrieth, „hat man auf die Eitelkeit dieses trefflichen, aber phantastischen Menschen einzuwirken gewußt. Man ließ ihn bei dem Umzuge des Königs mit den deutschen Farben in dessen Nähe reiten, machte ihm Complimente über seine

Kühnheit und Thätigkeit auf den Barrikaden, über die Menschenfreundlichkeit, womit er den gefangenen General von Möllendorf behandelt und ihn gegen die Unarten eines wüthenden Pöbels geschützt habe; ja noch mehr, man rechnete es ihm hoch zum Verdienst an, daß er den General bewogen, die Ordre zum Zurückziehen der Truppen zu geben und damit zur Beruhigung von Berlin so wesentlich beigetragen habe. Nun aber, sagte man ihm, liege es an ihm, seinen Verdiensten die Krone aufzusetzen, indem er dahin wirke, daß das Volk mit dem Militär sich wieder versöhne, und das sei nur möglich, wenn die Bürgerschaft selbst das Militär in die Stadt zurückrufe; nur dadurch würde den Bürgern der lästige Wachdienst erleichtert werden und der jetzt stockende Handel und Wandel wieder belebt werden."

„Das ist ein wahres Glück," entgegnete ein breitschultriger Brauherr mit vollem röthlichen Antlitz und einer bedeutenden Körperfülle begabt, der sich lieber Herr Stadtverordneter, als bei seinem werthen Namen Faulbach nennen ließ, „denn Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; darum sage ich immer: laßt das Militär in die Stadt zurück, das bringt Nahrung unter die Leute — Absatz für die Weißbierbrauereien — und wir gewinnen in Berlin Ruhe um jeden Preis, was ich, als einer der Väter der Stadt, natürlich wünschen und fördern muß."

„Der ist auch einer von jenen Weißbierphilistern," grollte ein Literat mit Brille und Bart, eine kleine Figur mit gelbsüchtigen verlebten Gesichtszügen, einem höher gewachsenen und mit einem vollern Bart begabten Journalisten zu, „die keine Ahnung von dem Geist der Freiheit haben, der jetzt erwacht ist und nur im Volksleben zur That werden kann."

„Diese Fanatiker der Ruhe werden noch Alles verderben," entgegnete der Andere.

„Wir können, was Blücher einst vor dem Pariser Frieden von den Diplomaten sagte, auf sie anwenden: Gebe Gott, daß die Schwanzfedern, die sie tragen, nicht verderben, was unsere Schwerter auf den Barrikaden gewonnen haben."

„Am gefährlichsten sind jene gutmüthigen Enthusiasten, wie dieser Urban; mit dem besten Willen und dem feurigsten Patriotismus begabt, werden sie doch nur Werkzeuge in der Hand einer schlauen und hinterlistigen Reaction werden."

„Aber wer steht denn dort, der kleine Mann mit seinem langen, braunen Haar, das ihm wie eine Wolke bis auf die Schultern wallt, und dem breiten Bart, der einen Theil der Brust bedeckt?"

„Mein Gott, das ist ja sein treuer Gefährte und Adjutant, der Schneidermeister Eckert. Sehen Sie, die seltsam gestaltete Mütze mit dem ringsumher laufen-

den Schirm, die er in der Hand trägt, macht ihn schon von fern erkenntlich. Beobachten Sie diesen Volksmann genau, so werden Sie bemerken, daß er etwas tief in sich Gekehrtes hat. Seine graublauen Augen blitzen mehr nach Innen als nach Außen; er ist ein gutmüthiger Cromwell, der Alles auf Religion und Glauben zurückführt. Und so hat er sich mit vollem, warmem und menschenfreundlichem Herzen den schönen Beruf gewählt, die Versöhnung der Menschheit zu predigen. Bei seiner Genossenschaft hat er als Redner ein wohlverdientes Ansehen, denn ihm steht das Wort in einflußreicher Weise zu Gebote. Seine Reden haben durchaus nichts Aufregendes. Er predigt den Frieden und ist im Stande, halbe Stunden lang im besten Zusammenhange zu sprechen. Auch er beschränkt sich, wie Urban, auf die Sorge für das Wohl der arbeitenden Classen. Die Fragen über höhere Politik läßt er bei Seite liegen."

„Ein solcher Phantast," sprach der zuerst Bezeichnete der beiden Literaten, „wird die Revolution nicht weiter führen."

„Ich fürchte überhaupt sehr," versetzte der Journalist, „das Weißbierphilisterium wird drängen mit der Revolution um jeden Preis Frieden zu machen, ehe uns die Errungenschaften derselben gesichert sein werden."

„Still, der König!"

Und aus den inneren Gemächern trat Friedrich Wilhelm IV. hervor, der in diesen Tagen einen so großen Sieg über anerzogene und verjährte Vorurtheile errungen hatte, indem er zuerst unter allen Fürsten erkannte, daß das Volk ein mit Herz und Geist begabtes, organisches Wesen sei, dem man nur Freiheit gewähren dürfe, sich politisch zu entwickeln und zu gestalten, damit es selbst am Tempel seiner Glückseligkeit und Wohlfahrt baue, der jedoch, wie dreißigjährige Täuschungen uns gelehrt haben, unter der strengen Vormundschaft über einen angeblich beschränkten Unterthanenverstand nie zu Stande gekommen sein würde; dieser König, der einst in der Geschichte, so Gott ihm Beharrlichkeit und Gedeihen gewährt, den großen Namen: „der Volksbefreier" führen wird, trat hervor mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit und würdevollen Herablassung und nahm mit beruhigenden Worten einige Bittschriften in Empfang.

Jetzt aber ließ sich Urban's Begeisterung nicht mehr zurückhalten; er trat an den König heran, der ihn sogleich fragte: „Wer sind Sie?"

„Majestät, mein Name ist Urban; ich habe gegen Sie auf den Barrikaden gekämpft; Ew. Majestät haben der Stadt den Frieden geschenkt und ich danke Ihnen auf den Knieen dafür."

Der König schien überrascht zu sein, den großen,

stattlichen Barrikadenkämpfer zu seinen Füßen zu sehen. Er hieß ihn aufstehen, und Urban fuhr fort:

„Gewähren Ew. Majestät mir eine Bitte: ertheilen Sie mir Vollmacht, die Garderegimenter zurück nach Berlin zu führen; zuerst das Regiment Alexander. Ich war es, der dem gefangenen General v. Möllendorf das Leben gerettet hat; ich werde zu ihm gehen, er wird mir die Bruderhand der Versöhnung reichen und ich werde an seiner Seite das Regiment Alexander nach Berlin zurückführen."

Der König schien zu dem offenen und treuherzigen, dabei entschlossenen Wesen Urban's Vertrauen zu gewinnen, erkundigte sich, wo das Regiment Alexander in diesem Augenblick stehe und schrieb auf der Stelle eigenhändig für Urban eine Vollmacht, die Garderegimenter und zunächst das Regiment Alexander nach Berlin zurückzuführen. Urban dankte mit den feurigsten Worten der Liebe und Verehrung. In den Umgebungen aber erregte diese Scene die verschiedensten Aeußerungen von Beifall oder Mißfallen, je nach der politischen Gesinnung eines Jeden.

„Bravo!" rief der wohlgenährte Stadtverordnete halblaut, „so braucht doch der ruhige Bürger nicht mehr Weib und Kind zu verlassen und sich, mit dem schweren Kuhfuß im Arm, beim langweiligen Wachestehen

den Schnupfen zu holen und sein Geschäft im Hause zu versäumen."

„Bravo!" sprach fast gleichzeitig der Geheimrath zu einer Ex-Excellenz, einem in Ruhestand versetzten wirklichen Geheimrath und einst hohen Staatsbeamten, der übrigens mehr stolz darauf war, ein Edelmann von altem Schlage zu sein, einer der Nachkommen jener alten Raubritter, von denen der alte märksche Volksstoßseufzer spricht: für die Krachte, Quitzows und Itzenplitze bewahre uns der leiwe Herr Gott, „nun haben wir gewonnenes Spiel: wenn das zurückkehrende Militär wieder die Wachen bezieht, wird es aus sein mit jener Pöbelherrschaft, welche das Ansehen des Beamtenthums und des Adels bedroht."

„Dazu gebe Gott seinen Segen," sprach die Ex-Excellenz mit frommem Augenverdrehen und faltete die Hände über den wohlgenährten Leib, „es wird, sage ich immer, nicht eher besser in der Welt, bis Simson alle Philister mit dem Eselskinnbacken ausgetrieben hat."

„Und die Eselshäute noch allein regieren in der Welt," spöttelte der kleine Literat.

Die fromme Ex-Excellenz aber maß ihn mit kaltem vornehmen Blick und wendete dem vorlauten Burschen, wie er ihn vor sich hin murmelnd nannte, den Rücken.

Dieser aber lachte: „Dem ist auch bange um die Eselshaut seines Adelsbriefes; übrigens ist es ja baarer

Unsinn mit dem Antrage dieses Phantasten; das ganze Volksgefühl wird sich dagegen erheben. Kaum ist das Blut auf den Barrikaden verraucht, noch kocht es in den Herzen der Ueberlebenden und noch sind die Helden des Volks, die jene Soldateska erschossen oder erstochen hat, nicht zur Erde bestattet, und schon will man sie zurückrufen; das ist Unsinn; es bringt Gefahr, ehe sie die Verfassung beschworen haben."

„Eine Verfassung haben wir noch nicht," entgegnete der Journalist, der, wie die Voß'sche Zeitung, stets den Mantel nach dem Winde, wie er in den höheren Luftregionen weht, zu drehen wußte, „und am Ende wird es genügen, um die Volksthümlichkeit des Militärs zu sichern, wenn nur Offiziere und Soldaten die deutsche Kokarde erst angelegt haben werden, und das ließe sich ja leicht machen."

„Insinuiren Sie diese Weisheit Ihrer Tante Voß," sprach der Literat, „die wird Ihre sublimen Gedanken per „Eingesandt" in die Welt schicken, wenn sie nicht den Muth hat, sie einem intelligenten, aber zürnenden Volke gegenüber zu vertreten."

Das Gespräch wurde unterbrochen; aber die Rückberufung des Militärs machte sich so schnell noch nicht. Der Versöhnungsfeier stellten sich von beiden Seiten noch Schwierigkeiten gegenüber.

2.

Gegen Abend des folgenden Tages hatte, wie wir wissen, der junge Gardelieutenant, Graf Roger, seine Schwester Adelaide und deren Gesellschafterin, Fräulein Jenny, nach Sanssouci begleitet gehabt.

In dieser Jahreszeit und später, wenn schon die aufbrechenden Knospen die hohen Baumkronen wie mit einem lichtgrünen Schein überhaucht, wirkt es störend auf die Spaziergänger, wenn er alle die Marmorgötter und Göttinnen des Olymps und die vier Elemente bedeutenden Marmorgruppen, sowie die Greife, welche die halbrunden Marmorbänke, die das kreisrunde Bassin der Hauptfontaine unter den Terrassen umgeben, zur bessern Conservation in Schilderhäusern eingepfercht findet; denn Sanssouci entfaltet erst seine volle Schönheit, wenn die gestrengen Herren Servatius und Pancratius im Kalender vorübergegangen sind und der reichen Orangerie erlauben, die Terrassen mit ihren duftenden Blüthenkronen zu schmücken.

Schweigend eilten unsere Spaziergänger an jener seltsamen Behausung der reichen Marmorgebilde vorüber und erst, als sie weiter hinauf in die Hauptallee, mehr nach dem neuen Palais zu, diesem grandiosen Repräsentationsschlosse Friedrichs des Großen, sich befanden, wurde ihnen wieder wohl.

Hier war es, wo Adelaide ihren Bruder aufforderte, die Erzählung von der heutigen Begräbnißfeier zu beginnen. Die grauen Eichenstämme des noch laublosen Waldes gaben der melancholischen Stimmung, welche eine solche Erzählung in warmfühlenden jungen Gemüthern erwecken muß, ein passendes Relief.

Roger begann:

„Schon der frühe Morgen heute erweckte in den entferntesten Stadttheilen Berlins die lebhafteste Bewegung. Von den Häusern und aus den Fenstern der hohen Gebäude wehten neben den deutschen Flaggen schwarze Trauerflore. Schwarze Fahnen waren auf den Thoren aufgezogen und wehten von den Zinnen des Schlosses. Ueberhaupt trug ganz Berlin die Physiognomie von feierlichem Ernst und Schmerz. Die Männer sah man mit Trauerfloren um den Arm oder an den Hüten, und auf den Balkonen wie an den Fenstern sah man Frauen und Jungfrauen, schwarz gekleidet, mit weißen Thränentüchern in der Hand.

„Im allgemeinen Schmerz war jeder besondere untergegangen. Man unterschied nicht mehr die leidtragenden Hinterbliebenen der gefallenen Barrikadenkämpfer von den mitleidenden Bewohnern der Stadt, die, ohne einem der Gefallenen näher anzugehören, gleichen Schmerz zu empfinden schienen.

„Das war eine allgemeine und großartige Trauer,

wie sie der Würde einer Hekatombe von hundertfünfzig Opfern der Freiheit entspricht.

„Zu beiden Seiten auf dem Bürgersteig stellten sich die Zuschauer auf. Den Schloßplatz bedeckte eine unabsehbare Menschenmenge, die sich in dicht gedrängte Massen bis an die vor dem Landsberger Thore im neuangelegten Friedrichshain geöffnete Gruft hinzog, Alle in der ruhigsten Haltung, Ernst in den Zügen und die Schmerzensthräne im Auge.

„In Civilkleidung folgte ich der Bewegung am Arm eines gleichgesinnten Freundes. Ich würde ihn Euch gern vorstellen und Ihr würdet einen jungen Mann von warmer Menschenliebe und freier Gesinnung kennen lernen, wenn nicht sein bürgerlicher Stand bei den Vorurtheilen meiner Eltern eine solche Präsentation unmöglich machte. Er heißt Rubow, ist Doctor legens und ausübender Arzt, ein äußerst kenntnißreicher junger Mann von großer Menschenfreundlichkeit, wovon er gleich bei Gelegenheit dieser Begräbnißfeier einen schönen Beweis gab, den ich später erzählen werde.

„So kamen wir an die neue Kirche. Dort auf der über den Stufen derselben erbauten Estrade stand die mit Blumen geschmückte Menge von Särgen, in jedem ein Todter, der für die Freiheit gefallen war, und unter der wogenden Volksmenge waren gewiß viele der Weinenden, die ihnen näher angehörten.

„Um Mittag zogen die verschiedenen Abtheilungen der Bürgergarde, der Studenten, der Handwerker und Corporationen von ihren Sammelplätzen heran und stellten sich auf den ihnen angewiesenen Plätzen auf. Die Schützengilde mit geladenen Büchsen, um die Ehrensalven an der Gruft zu geben, der Magistrat und die Stadtverordneten, mit ihren goldenen Ketten geschmückt, die Geistlichen aller Confessionen begaben sich in die Kirche und empfingen vor dem Altar stehend den Trauerzug der Leidtragenden, Alles Verwandte und Angehörige der Gebliebenen. Hier empfingen sie die Segnungen der Kirche und den Einzelnen, die der Kummer gar zu sehr niedergedrückt hatte, wurde der Trost der Religion gesprochen.

„Unter den Leidtragenden war uns besonders auffallend ein junges Mädchen, in einem dürftigen, schwarzen Wollkleide und einem kleinen, schwarzen Wolltuche, mit schwarzen Handschuhen und ohne Kopfbedeckung, von wunderbarer Schönheit, mit einer Feinheit der Gesichtszüge, des Teints und der Taille, die es fast unglaublich machten, daß dieses ätherische Wesen den unteren Ständen angehören sollte, und dennoch verrieth ihre dürftige Kleidung und die Blässe der Entbehrung auf den schönen, leidenden Gesichtszügen, daß sie eine der Arbeiterinnen mit der Nadel war, deren täglicher Verdienst, durch vielfache Concurrenz geschmälert, zum

Verhungern zu viel und zum Sattessen zu wenig bringt."

„O mein Gott, lieber Bruder, Du besorgst es mir wohl," rief Adelaide, „ich werde ihr den ganzen Inhalt meiner Chatoulle schicken."

„Und ich lege das Wenige zu, was ich mir erspart habe," erklärte Jenny.

„Ich hoffe, es kann vielleicht noch mehr für sie geschehen. Ich hoffe, ihre Spur wird im Trouble der Bewegung nicht verloren sein. Hoffentlich wird mein Freund, der Dr. Rubow, darüber Aufschluß geben können; doch hört nur weiter."

„Das ist sonderbar," bemerkte Adelaide, „schon die Erwähnung dieses Mädchens erhöht das Interesse an der ganzen Begräbnißfeier."

„Allerdings," versetzte Jenny, „das Massenhafte eines großen Unglücks vermag uns nicht so mit Theilnahme zu erfüllen, als wenn wir sehen und mitfühlen, was der Einzelne dabei leidet."

„Dieses junge Mädchen war die Führerin einer alten, schwachen Frau, die reinlich, aber wo möglich noch ärmlicher in Trauer gekleidet war, als ihre Tochter; denn daß Beide in diesem Verhältnisse zu einander standen, sollten wir bald erfahren. Als die Leidtragenden aus der Kirche herausgetreten waren, suchten viele derselben unter den mit Blumen geschmückten Sär-

gen die Namen der ihnen entrissenen Angehörigen auf, denen sie folgen wollten. So auch das junge Mädchen, das endlich auf einen Sarg deutend, worauf ein eisernes Kreuz und ein Invalidensäbel befestigt war, ausrief: „„Hier, liebe Mutter, liegt der Vater!““

„Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so sank die alte Frau auf ihre Kniee, versuchte zu beten und wurde ohnmächtig.“

„„O Gott, meine Mutter!““ rief das junge Mädchen, indem es mit aller Anstrengung versuchte, die Hingesunkene aufrecht zu erhalten und sich dabei mit flehenden Blicken aus ihren in Thränen glänzenden dunkeln blauen Augen nach Hülfe umsah.

„In diesem Augenblicke sprang Rubow hinzu und hob mit starkem Arm die Ohnmächtige auf. Er und ich, wir trugen sie aus dem Getümmel, während ihre Tochter die kalte Hand ihrer Mutter zwischen den ihrigen hielt und oft an ihre Lippen drückte. Man öffnete uns bereitwillig eine Gasse und so gelang es uns, die Ohnmächtige in eins der nächsten Häuser zu bringen, wo die Bemühungen des jungen Arztes sie bald wieder zum Bewußtsein erweckten. Nun verlangte die arme Frau wieder der Leiche ihres Mannes zu folgen; aber sie fühlte sich zu schwach. Der Arzt erklärte sie für ernstlich krank und erkundigte sich, wo sie wohne.“

„„Ach, weit, weit von hier, in dem Quartier, wo der Arme berechtigt ist zu wohnen, im Voigtlande.““

„„Im Voigtlande?““ fragte Rubow mit Theilnahme, „„unter dem ärgsten Gesindel, das dort nistet?““

„„Ja leider, in den üppigen Palästen Berlins kann ja der Arme auch nicht einmal die kleinste Kellerwohnung bezahlen. Wir wohnen in einem der Familienhäuser, aber wir werden unser Quartier nun aufgeben müssen, denn unser fleißiger Ernährer ist todt.““

„„Was war denn der Vater?““ forschte Rubow weiter.

„„O mein Gott, früher ein braver Krieger, der sich das eiserne Kreuz und ein hölzernes Bein erworben hatte, als er in der Schlacht bei Leipzig seinen schwer verwundeten Major aus dem Bereich des feindlichen Kartätschenfeuers trug, wobei ihm noch zuletzt eine matte Paßkugel das linke Bein zerschmetterte, so daß es amputirt werden mußte; dann lebte er im Hause des Majors, wo er das Gnadenbrod genoß und das Amt hatte, die reiche Garnitur von Meerschaumpfeifenköpfen des alten Herrn zu besorgen. Dort heirathete er auch meine Mutter, die im Hause diente. Als aber der Major, dessen Frau sehr früh gestorben war, vom Schlagfluß gerührt, der Erde seinen Zoll bezahlte, da fielen hartherzige Gläubiger über den Nachlaß her, und mein Vater, der früher auf Veranlassung des Majors

auf jede Invalidenpension verzichtet hatte, mußte nun suchen sich als Schuhflicker zu ernähren, ein Handwerk, das er in der Jugend gelernt hatte. Vielfach hatte er sich später um Gewährung einer Pension bemüht, aber vergebens, denn man hielt ihm seinen Verzicht entgegen, und so hatte sich in seiner Seele eine Bitterkeit gegen das Regiment des Staats festgesetzt, welche ihn auf die Barrikaden trieb, und dort fand er in jener schrecklichen Nacht seinen Tod! Wir haben damit Alles verloren, denn mit vierzehnstündiger Arbeit verdiene ich als Stickerin drei bis sechs Silbergroschen täglich, wobei ich vier Monate im Jahr gar keine Arbeit habe.““

„Gott, so wenig für so feine, kunstvolle Arbeit!“ rief Adelaide voll Theilnahme.

„Allerdings, ich habe mir sagen lassen, daß gerade solche Arbeiten am wenigsten lohnen, weil dabei zahllose wohlhabende Bürgertöchter in Concurrenz treten, die damit nur ein Taschengeld zu erwerben suchen, also um jeden Preis die schönsten Handarbeiten liefern.

„Diese Mittheilungen machte übrigens das junge Mädchen nicht so in einem Fluß der Rede, wie ich das Ergebniß erzählte, sondern oft unterbrochen durch Schmerz und Thränen und veranlaßt durch Rubow's theilnehmende Fragen, der überhaupt vermöge seiner unbeschreiblichen Herzensgüte die Gabe hatte, sich leicht ein unbedingtes Vertrauen zu erwerben. Auf seinen Wunsch

besorgte ich eine Droschke, was bei dem ungeheuren Menschengewühl keine leichte Aufgabe war. Er trug darauf die kranke Mutter in den Wagen, und indem er sich der armen Frau und ihrer Tochter gegenüber setzte, gebot er nach dem Voigtlande zu fahren."

Diese Erzählung interessirte die jungen Mädchen lebhafter, als alle andern Schilderungen der Begräbnißfeier. Es wurde lange darüber hin und her gesprochen. Endlich schlug Adelaide vor, sie wolle Mama bitten, das arme Mädchen an die Stelle ihres Kammermädchens, das ja doch bald heirathen werde, in Dienst zu nehmen, und der Mutter könne man ja dann hier in Potsdam eine kleine Wohnung miethen und für sie weiter sorgen.

„Und glaubst Du denn, daß sie damit glücklicher sein würde?" fragte Graf Roger; „jetzt genießt sie ihre Freiheit; ist arm, aber ihr eigener Herr, und es ist gewiß ein saures Brod, in persönlicher Abhängigkeit von einer Herrschaft — schon der Name ist schrecklich, denn er erinnert an Sclaventhum — leben zu müssen."

„Mit Ausnahme, Herr Graf," bemerkte Jenny, „das schöne Zartgefühl und die unbeschreibliche Herzensgüte der Comteß Adelaide würde jedes Dienstverhältniß zu ihr zum Himmel auf Erden machen. Als meine Eltern gestorben waren und die Noth mich zwang, einen Dienst zu suchen, gelang es mir in diesem Hause als Kam-

merjungfer bei der jungen Gräfin ein Unterkommen zu finden; aber bald bemerkte sie und ihre so gütige Frau Gräfin Mutter, daß ich meinem verewigten Vater, der früher Prinzenhofmeister und dann Landprediger gewesen wär, eine höhere Bildung zu danken hatte, als mein Dienst erforderte, und so erhob mich die Frau Gräfin zur Gesellschafterin ihrer Comiteß Tochter, in welchem Verhältnisse ich mich so unaussprechlich glücklich fühle."

„Zu meiner Freundin, sprich lieber," entgegnete Adelaide, indem sie den Arm ihres Bruders verließ und sich an die andere Seite des jungen Mädchens schmiegte, dem sie mit einem Kuß ein Zeichen von Liebe gab. „Und dabei," fuhr sie zärtlich fort, „habe ich ja am allermeisten gewonnen."

Roger freute sich dieses innigen Verhältnisses und indem er die Hand seiner Schwester und der liebenswürdigen Jenny an seine Lippen zog, sprach er mit dem zärtlichsten Blicke auf Beide in einem scherzend sein sollenden Ton, der aber tiefes Gefühl verrieth:

„Ich sei, vergönnt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte."

Jenny erröthete und erblich abwechselnd. Sie entzog ihm mit einer zuckenden Bewegung die Hand. Dann sprach sie erzwungen frostig: „Ihre Freundschaft, Herr Graf, würde mir zu hohen Ehren gereichen, wenn nicht die Verhältnisse . . . . ."

„O Jenny, reden Sie nicht so kaltherzig von den schnöden Verhältnissen des Weltlebens. Meine süße Schwester und ich sind längst über die veralteten Standesvorurtheile hinweg. Nie werde ich meinem gräflichen Wappenschilde mit der Grafenkrone gestatten, scheidend zwischen mir und meinem Lebensglücke sich einzudrängen. Ich habe es mir in stiller Nacht, mit einem heißen Gebet zu Gott geschworen: nie sollen Rang und Stand, oder Connexionen oder Reichthum auf meine Wahl einer Gattin den geringsten Einfluß haben. Was ist das Leben ohne Liebesglanz? was eine Ehe ohne Liebe?"

„Herr Graf, ich bitte, Sie ängstigen mich, diese Sprache — es will der Dienerin eines erlauchten Hauses nicht geziemen, sie zu hören ...."

„Aber der Freundin der Tochter dieses Hauses. Ich kenne die Gefühle meines Bruders und billige einen Entschluß, den er mir schon längst vertraute; denn auch ich achte im Leben das rein Menschliche höher als jene blasonirten Standesvorurtheile, welche die Zeit ihrer Bedeutung und Geltung weit hinter sich haben. Darum, mein Bruder, sag' ihr offen, was Du denkst und fühlst, die Billigung ihrer Freundin wird ihr das Jawort entlocken müssen."

„Um Gott, schonen Sie meiner, ich bin ja nur ein armes, schwaches Mädchen, woher sollte ich Kraft nehmen . . . ."

„Die Kraft, liebe Jenny, das Jawort zu geben auf einen redlich gemeinten Antrag," entgegnete Roger mit der innigsten Wärme, „wird Ihnen schon die Natur der höheren Weiblichkeit ertheilen, die Sie in so schönem, vollem Maße besitzen; darum hören Sie mein wohlüberlegtes Wort, meinen felsenfesten Entschluß, der, weil er auf dem ewigen Urrecht der Menschheit beruht, auch ein vom Rechte der Natur gebilligter ist . . . ."

„Ich beschwöre Sie, Herr Graf, verschonen Sie mich!"

„Nein, Sie sollen, Sie müssen mich hören, Jenny, es muß endlich einmal klar zwischen uns werden. Auch ich, wie meine Schwester, haben Ihren höheren sittlichen Werth erkannt. Sie wissen es, Jenny, und müssen es gefühlt haben, daß ich Sie unaussprechlich liebe! . . . ."

„O mein Gott!"

„So wie auch ich aus hundert kleinen, unbewachten Zügen erkannt habe, daß auch Sie mich lieben, und zwar lieben mit der vollen Tiefe einer schönen, reinen und edeln jungfräulichen Seele . . . ."

„Lieben? o mein Himmel! nein, was die Welt Liebe nennt, das kenne ich gar nicht. Ich ehre und achte Sie, Herr Graf, mit dem tiefsten Gefühl, dessen nur ein weibliches Herz fähig ist, welches für alles Schöne, Edle und Große glüht, aber Liebe — eine

Liebe ohne Hoffnung, ohne Ziel einer möglichen Erreichung, ist ein Unsinn, und Sie werden mich ja doch nicht für unsinnig halten? sonst müßten Sie mich ja ins Irrenhaus schicken," und mit tiefem Schauer der Empfindung setzte sie halblaut hinzu: „Gebe der Himmel, daß ich nicht dennoch dafür reif werde, darum schonen Sie meiner, Herr Graf."

„Nicht eine hoffnungslose Liebe, nicht eine Liebe ohne Ziel sollen Sie mir gewähren, meine süße, liebe, theure, himmlische Jenny, sondern meine Gattin sollen Sie werden; das ist es, warum ich bitte, hier vor dem Zeugniß eines Engels, in diesem Tempel der aus ihrem Winterschlafe erwachenden Natur, unter dem blauen Himmel, aus welchem das Auge der ewigen Liebe auf uns niederschaut, hier schwöre ich es . . . ."

„Schwören Sie nicht, Herr Graf, Unmöglichkeiten würden sich wie Berge Ihren, ach nur allzu schwärmerischen Vorsätzen entgegen thürmen."

„Ich habe Alles überlegt, Jenny, was Ihre Vernunft mir entgegensetzen würde. Den Consens zur Verheirathung mit einem unvermögenden Mädchen, das nicht von sogenannter Familie ist, würde ich nie zu hoffen haben; gut, so nehme ich meinen Abschied; aber wovon leben? werden Sie fragen. Wenn einst mein älterer Bruder die Güter unserer Familie annehmen wird, so habe ich eine Apanage zu erwarten, und jetzt

schon genieße ich eine Rente von 800 Thalern aus dem Majorat eines Oheims, die mir nicht entzogen werden kann; so ist also für unsere Gegenwart und unsere Zukunft gesorgt. Sie, Jenny, sind nicht im Schooße des Reichthums erzogen und ich werde mit Freuden mich einschränken lernen. Was bedürfen zwei Herzen, die in Liebe für einander schlagen, mehr, als ein Hüttchen nur, einen Quell zum Trunk und ein Brod auf die Tafel . . . ."

„Sie machen sich Illusionen, Herr Graf; aber es lehrt ja die tägliche Erfahrung, sowie die Leidenschaft sich abkühlt, und das geschieht nach ewigen Gesetzen der Natur, sei es auch erst mit zunehmender Reife der Jahre, so wird die Besonnenheit einkehren und damit die Reue. Sie würden durch Ihre Hand, die Sie einem armen, bürgerlichen Mädchen bieten, einer glänzenden Zukunft entsagen, und unwillkürlich würde sich der Groll darüber gegen die unschuldige Ursache Ihrer Verkümmerung in der Dunkelheit des Lebens wenden. Was sage ich? unschuldige Ursache? nein, mitschuldige Ursache, denn wenn ich einwilligte, würde ich eine Mitschuldige an Ihrem verfehlten Lebensziele sein."

„Jenny, hohes, herrliches Mädchen," rief er, „gerade diese Ihre edlen Gesinnungen sind es, die mir Bürge dafür sein würden, daß mich nie Reue ergreifen würde; darum Muth gefaßt, geliebtes, holdes Mädchen,

willigen Sie ein, meine Gattin zu werden, und alle Bedenken werden schwinden; vor der Macht zweier starken, entschlossenen Charaktere werden die dunkeln, feindlichen Nebel zurückweichen, und glänzend wird dann die Sonne unseres Lebensglücks unser bescheidenes Dasein beleuchten und durchwärmen."

„Und den Fluch Ihrer ahnenstolzen Eltern, den Hohn Ihres aristokratischen Bruders rechnen Sie für nichts?"

„In einem solchen Fluch würde Unnatur liegen und darum würde Gott ihn nicht hören. Ein Fluch, der die ewigen Gesetze der Natur verletzt, fällt auf seine Urheber zurück. — Wo ich mich im ewigen Rechte fühle, kann ich mich durch einen ungerechten Fluch von meinem Glück nicht scheiden lassen."

„Nun, dann muß ich Ihnen noch das letzte Hinderniß entgegen halten, ein Wort, das mir mein Vormund, ein Justizcommissar mit auf den Weg gab, als ich zum ersten Male das Haus Ihrer Eltern betreten sollte: zur rechtsgültigen Eingehung einer Ehe ist nach dem allgemeinen Landrecht der Consens der Eltern unerläßlich und die Ehe eines Edelmannes mit einer Weibsperson niederen Standes, wie sich das Gesetz ausdrückt, kann auf Anrufen der Angehörigen des Edelmannes für null und nichtig erklärt werden."

„O dieses unmenschliche, unnatürliche Gesetz wird

die Revolution zerschmettern, und darum sei mir hoch-willkommen diese große Bewegung der Geister, welche das Menschengeschlecht erlösen wird von den Vorurtheilen veralteter Rechtsungleichheit und verwitterter Standesprivilegien."

„Ich bin ganz seiner Meinung, liebe Jenny," sprach Adelaide, „und so wirst Du Deine Einwilligung geben können, in der Hoffnung, daß es nun besser werde in der Welt."

„Und wenn alle Hindernisse beseitigt wären, wer möchte ein Gefühl in meiner Brust beseitigen, das mir sagt, es würde undankbar von mir sein, die Wohlthaten, die mir Ihre Eltern erweisen, theure Comteß, damit zu vergelten, daß ich ihnen Kummer mache durch die Verbindung mit einem ihrer Söhne."

„Wofür Dank schuldig sein, liebste Jenny?" sprach Graf Roger lebhaft; „umgekehrt sollten meine Eltern Ihnen Dank schuldig sein, daß Sie die Stellung in ihrem Hause angenommen haben, welche so viel dazu beiträgt, unser Familienleben zu verschönern."

„Diese Freundlichkeit, Herr Graf, müßte ich von mir ablehnen; wenn von Glück gewähren die Rede sein soll, so ist es Ihre Familie, die mir das meinige gewährt, und das fühle ich so tief, daß ich nie es mir würde verzeihen können, das Gastrecht Ihrer Eltern

dadurch zu verletzen, daß ich ihnen das Herz ihres Sohnes entfremde."

„Jenny," sprach Roger mit tiefer Bekümmerniß, „was mich zur Verzweiflung treibt, ist nicht das Gewicht Ihrer Gründe, denn die Zeit ändert und mildert Vieles; aber es ist, daß Sie überhaupt noch die geistige Kraft haben können, meiner glühenden Leidenschaft solche kaltherzige Bedenken entgegen zu setzen; denn die Seele, die noch der Stimme der Vernunft Gehör geben kann, kennt keine Liebe. — Und diese Kaltherzigkeit ist es, die mich schmerzt."

„Mögen Sie bei diesem Gedanken bleiben und nie erkennen, welche Größe der Resignation das weibliche Herz zu tragen vermag. Halten Sie fest an dem Glauben, daß ich Sie nicht liebe, weil ich nicht darf, und es wird Ihnen die Entsagung leichter werden, die mir nur meine Charakterstärke möglich macht."

Adelaide fühlte, daß jede weitere Erörterung dieses Gegenstandes zu nichts führen könne, als zu neuen Ausbrüchen der Leidenschaft von seiner Seite und neuen Verlegenheiten von der ihrigen und so machte sie den Vorschlag umzukehren, um der Kühle des Abends zu entgehen.

Das geschah. Schweigend gingen die beiden jungen Mädchen Arm in Arm und der junge Graf neben ihnen her. Jedes von ihnen trug eine Welt voll Em=

pfindungen im Herzen. Doch eben dieses Schweigen nach einer so lebhaften Aufregung wurde drückend und um es zu beseitigen, forderte Adelaide ihren Bruder auf, die Erzählung von der Begräbnißfeier zu vollenden.

„O mein Gott,“ rief dieser, wie aufschreckend aus seiner Träumerei, „ist es denn möglich, daß es noch interessiren kann, wie sie die Särge erhoben und im drei Stunden langen Zuge, der aus Abtheilungen bewaffneter junger Leute, aus Mitgliedern des Handwerkervereins, aus Bürgergarde und Deputationen aller Art aus Berlin, Potsdam, Magdeburg und andern Städten bestand, nach dem Friedrichshain herauszogen. Nun, dann lassen Sie sich erzählen, daß ein Zug Italiener mit der grün-roth-weißen Nationalfahne, und die polnische Legion, die außer der deutschen die roth-weiße polnische Fahne trug, sich anschlossen, daß zwischen den verschiedenen Abtheilungen der Särge die Kaufmannschaft, alle Gewerke, die Geistlichkeit, die Mitglieder der Universität, neben dem Rector derselben der greise, ehrwürdige Alexander von Humboldt, die bewaffneten Studenten mit dem Reichsbanner, der bewaffnete Handwerkerverein, die Knaben der Malmö'schen Stiftung, die Abgeordneten auswärtiger Städte, wobei selbst Hamburg und Braunschweig vertreten waren, die Arbeiter der großen Maschinenbauwerkstätten von Borsig, Egell, Rüdiger und anderer großen Fabriken einherzogen und

unbewaffnete Arbeiter und Handwerker diesen riesigen Trauerzug beschlossen.

„So kam denn der massenhafte Leichenconduct am Schlosse vorbei; dort, am zweiten Schloßportal erschien der König auf dem Balkon, umgeben von seinen Ministern, während man dort die Trauerfahnen senkte. Der König nahm den Helm ab und blieb, bis die Särge vorüber waren, grüßend stehen; mit welchen Empfindungen, kann man nach den Vorgängen der vergangenen Tage wohl denken.

„Auf der höchsten Stelle des Friedrichshains war das gemeinsame Grab vom Volke selbst gegraben worden. Keine bezahlten Hände hatten dabei mit gearbeitet. Dort in dieser Gruft wurde Sarg an Sarg in schauriger Doppelreihe eingesenkt. In der Mitte erhob sich ein Mast mit dem verschleierten deutschen Adler und dem Berliner Stadtwappen, dem schwarzen Bären. Diese Gruft bildet ein Quadrat. Sie umschließt einen freien Platz, der zur Aufnahme eines Denkmals bestimmt ist. Auf der Höhe des Friedrichshains war ein Altar errichtet. Nach erfolgter Einsenkung der Särge hielt der Prediger Sydow die Gedächtnißrede. Er erinnerte daran, was die Gefallenen erkämpft, indem sie erreichten und mit ihrem Blute besiegelten, was unsere Väter ruhmvoll im Jahre **1813** begonnen hatten. „„Und darum,““ schloß er, „„müssen wir mit Rüh-

rung und Dank den auf beiden Seiten Gefallenen unser Andenken weihen."" Nach dieser Rede, welche von den über hunderttausend Menschen, die anwesend waren, nur die Näherstehenden vernehmen konnten, sprach der Bischof Neander den Segen, worauf die Fahnen gesenkt und die Salven der Schützengilde in die Riesengruft abgefeuert wurden."

Der junge Graf hatte diese Erzählung mit fast tonlosen Worten vorgetragen, nur um damit die Zeit bis zur Heimkehr zu füllen, und das geschah, ohne damit den Eindruck der früher mitgetheilten Scene auslöschen zu können. Und so betraten alle Drei die elterliche Wohnung gewiß mit schwererm Herzen, als sie dieselbe verlassen hatten.

3.

Die Armuth und die oft damit verbundene Gaunerei von Berlin findet man nur in den entlegenen Gassen und Stadttheilen, in den sogenannten „schlechten Vierteln" eingenistet. Das Hauptquartier dieses Proletariats ist das Voigtland. Man sieht dort draußen vor dem Hamburger Thore eine große Anzahl kleiner, halb in die Erde gebauter, man könnte sagen verkrüppelter Häuser, die nur von Armen bewohnt sind. Um so mehr contrastiren mit diesen Hütten des Elends die Gebäude von imposanter Größe, welche durch Privat=

speculation entstanden sind und den Namen der Familienhäuser führen; es sind ihrer sieben an der Zahl und man würde sich sehr irren, wenn man meinen wollte, dort sei durch reinliche, gesündere und räumlichere Wohnungen das Elend gemildert, wozu die niedrigen Hütten mit ihren kleinen, trüben Fenstern gleichsam eine Berechtigung zu geben scheinen. Dort aber, in den Familienhäusern, worin sich an 2500 Arme und Nothleidende in 400 Gemächern zusammen gepfropft befinden, hat das Elend mehr den Charakter einer bösartigen Epidemie angenommen; denn wo die Masse der Unglücklichen, die am Unentbehrlichsten des Lebens Noth leiden, so aufeinander gedrängt sind, läßt es sich mehr mit einem Blicke übersehen, als wenn man deshalb von Hütte zu Hütte wandern muß.

Die Stuben sind in der Regel klein, wenn auch regelmäßig; dennoch wohnen in mehreren derselben zwei Familien, deren Bereich von einem quer durch die Stube gezogenen Strick oder Kreidestrich begrenzt ist. Die Bewohner dieser Familienhäuser bestehen aus der untersten Hefe der ärmsten Volksclassen. Zahlreiche Familien werden nach dem Reglement dort nicht einmal aufgenommen. So sind es meistens arme, alte und hülflose Männer und Frauen, oder ganz kleine Familien, die Mühe haben, den monatlichen Miethzins von zwei Thalern für drei bis vier Personen aufzubringen.

Und geschieht das nicht, so wirft sie der Inspector erbarmungslos heraus auf die Straße, wo sie sich ein anderes Unterkommen suchen oder umkommen können, ganz nach Belieben. Die Meisten derselben wenden sich mit Bitten um Unterstützung an die Armendirection; da aber die große Anzahl der Hülfsbedürftigen eine ausreichende Unterstützung aller Armen unmöglich macht, so wird mit der äußersten Strenge in jedem Fall eine Untersuchung angestellt, ob sich nicht irgend eine Art von Luxus oder Arbeitsfähigkeit herausstelle; denn in beiden Fällen wird jede Hülfe versagt. Die meisten Andern werden mit einem Almosen ein für allemal abgefertigt, worauf dann die Noth um so schrecklicher wiederkehrt. In dieser Lage kommt es nicht selten vor, daß ein Armer oft nur von dem andern Armen die rettende Gabe empfängt. So erzählt Bettina (von Arnim) in ihrem menschenfreundlichen Werke, das den Titel führt: „dieses Buch gehört dem Könige," wie ein Armer in den fürchterlichsten Verhältnissen von der Armendirection ein für allemal zwei Thaler erhalten und darauf wieder in das schrecklichste Elend versunken sei; da habe ein armer Leierkastenmann ihm ein Hemd und eine Hose zum Versetzen geborgt und ihm später zur Beerdigung eines Kindes noch einen Thaler, den er für sein höheres Alter aufgespart hatte, geschenkt. Wie hoch steht ein solcher Menschenfreund über einem Mil=

lionär, der 100 Thaler auf einmal in die Armencasse giebt, eine Gabe, von der das Herz nichts weiß.

Diese Gegend, wo man sonst nur zerlumpte Kinder oder in die Stadt wandernde Bettler, oder auch in abgetragenen Modekleidern verrufene Frauenzimmer, oder gelbhäutige, abgemagerte Gaunergesichter sieht, war jetzt, während der Beerdigung der Barrikadenhelden, wie verödet. Nur einige Greise schlichen gebückt am Stabe aus einem dieser Häuser und Hütten des Elends in das andere, und als das Rollen einer einspännigen Droschke — hier eine seltene Erscheinung — auf dem schlechten Straßenpflaster gehört wurde, sah man einige bleiche Kranke neugierig aus den zum Theil mit Papier geflickten kleinen Fenstern schauen und sich wundern über das seltene Ereigniß einer vor einem der großen Familienhäuser haltenden Droschke.

Aus dem Wagen stieg ein hübscher, wohlgekleideter junger Mann von kräftigem Wuchs und hob zunächst ein schönes, blasses, junges Mädchen heraus, das ärmliche Trauerkleidung trug. Beide hatten Mühe, eine kranke, alte Frau in schwarzem Kleide und weißer Haube und Leinentuche aus dem Wagen zu heben und in das Haus zu führen. Daß es der Doctor Rubow war mit seinen beiden Schützlingen, die sich Frau Roth genannt hatte, und ihre Tochter Clara, werden unsere Leser leicht erkannt haben.

Mehr getragen als geführt, wurde nun die kranke Alte von den beiden jungen Leuten in das Haus gebracht und erreichte so ihr kleines Wohnzimmer im dritten Stock, dessen Fenster die Aussicht gewährte über eine trübselige Sandwüste, aus welcher einige Reihen jener verkümmerten Hütten des Elends hervorragten.

Die kleine Wohnstube dieser Familie war ärmlich ausgestattet, aber ungemein reinlich. Sie enthielt innerhalb ihrer vier mit Kalk geweißten Wände Alles, was eine kleine Familienwohnung gewähren muß, jedoch auf das Nothwendigste eingeschränkt. Der schwarze Kachelofen hatte eine ziemlich große Eisenthür, ein Beweis, daß er zugleich als Kochofen diente. In der Ecke hinter dem Ofen waren einige Töpfe, ein Milch- und ein Kaffeekessel, Tassen und Teller, die zum Theil schon schadhaft waren, auf einem sogenannten Küchenbret aufgestellt. Davor stand auf einer kleinen Bank ein weiß gescheuerter Eimer mit Wasser und ein großer Henkelkrug zu demselben Zweck. Das Ganze war dem Auge durch einen alten, grünen Vorhang entzogen. In der andern Ecke neben dem zweiten Fenster sah man eine kleine Schuhmacherwerkstatt, im Winkel viel altes Schuhwerk, das entweder ganz unbrauchbar war oder einer starken Reparatur bedurfte. Ein etwas breites Bett an der Wand war das Ehebett der nun durch den Tod getrennten Ehegenossen und jetzt am Tage mit

einer weißen Decke überspannt. Darunter lagen auch die Betten, welche Nachts auf das alte, steinharte Schlafsopha, das an der andern Wand stand, gebreitet, das nächtliche Lager der lieblichen Clara bildeten. Diese aber hatte ihr Arbeitstischchen und darauf einen kleinen Stickrahmen mit einer angefangenen Arbeit am andern Fenster stehen. Ein Strohsessel war ihr Sitz bei vierzehnstündiger Arbeit, und ein blühender Rosenstock im Fenster, daneben ein noch kleines Myrtenbäumchen, das einst — denn von solchen Dingen träumt auch wohl das unschuldigste junge Mädchen — zum Brautkranz genügend heranwachsen möge, und ein zahmer Kanarienvogel in einem einfachen Drahtbauer — das waren die kleinen häuslichen Freuden dieser unter den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsenen Jungfrau.

An der schmalen Fensterwand stand eine altmodige geschweifte Kommode mit Nußbaumholz ausgelegt, deren Auszüge mit blanken Messingschildern beschlagen waren. Darüber an der Wand war ein schräg nach vorn überhängender kleiner Spiegel im dunklen Holzrahmen angebracht, und darüber hing die Silhouette eines Mannes, die ohne Rahmen hinter eine mit schwarzen Papierstreifen eingefaßte kleine Glasplatte angeklebt war. Es war das Bildniß des auf den Barrikaden gefallenen Invaliden, dessen Andenken Clara durch einen darüber gehängten Kranz von Cypressen zu ehren suchte. An

der Wand, woran das Ehebett stand, war ein in Farben abgedruckter Nürnberger Holzschnitt angenagelt, den alten Fritz darstellend, freilich schon sehr vergilbt und von Fliegen beschmuzt, und einige lange Nägel daneben hatten die Bestimmung gehabt, den Czako, Säbel, Patrontasche und Orden des eisernen Kreuzes dieses Invaliden zu tragen, welche Ehrenzeichen jetzt mit ihm im Friedrichshain zur Erde bestattet wurden. Ein Schrank von braunem Fichtenholz und ein Koffer mit rundem Deckel enthielt die übrigen Habseligkeiten dieser armen Familie.

In sofern gehörte sie noch zu den wohlhabenden Bewohnern dieses Hauses, daß sie doch wenigstens allein dieses kleine Zimmer von höchstens 12 Quadratschuhen bewohnen konnte, und nie hatte sie eine Unterstützung von der Armendirection nachgesucht, was ihr auch wohl bei einem so offen liegenden Wohlstande abgeschlagen worden wäre.

Doctor Rubow fing an, ein wärmeres Interesse an dieser armen Familie zu nehmen. Die kranke Mutter, welcher die Tochter ein möglichst weiches Lager auf dem Schlafsopha bereitete, verrieth einen Grad von Bildung, den Niemand in diesen unteren Ständen gesucht haben würde; so war auch Clara mit jener natürlichen Anmuth, mit dem Zartgefühl und der Herzensbildung begabt, die, wenn auch selten, doch manchem von der Natur begünstigten weiblichen Wesen angeboren zu sein scheint.

Die liebevolle Behendigkeit, womit das junge Mädchen die Pflege ihrer Mutter besorgte und ihr ein Schälchen Kaffee, das einzige Labsal der Armen, kochte und credenzte, hatte so etwas ungemein Zartes und Liebenswürdiges, daß Rubow seinen Besuch soviel als möglich verlängerte und dem jungen Mädchen stets mit den Augen folgte, während er sich nur mit ihrer kranken Mutter zu beschäftigen schien.

Endlich aber mußte er doch aufbrechen. Er versprach der Kranken in der nächsten Apotheke eine Arznei machen zu lassen, die er dort aufschreiben werde; erklärte zugleich, daß sie nichts dafür zu bezahlen habe, indem er sorgen werde, daß die Armendirection ihr freie Medicin verwillige und verhieß seine baldige Rückkehr. Dann verließ er die Familie, die ihn mehr, als er sich selbst gestehen wollte, interessirt hatte und entfernte sich unter tausend Segenswünschen der kranken Mutter, begleitet von Clara, die ihn bis an die Hausthür führte und mit einem herzlichen Dank entließ, dessen Gefühlswärme noch lange auf seine eigene Gemüthsstimmung fortwirkte.

. . . .

Bald darauf trat rasch und erhitzt, fast außer Athem, ein junger Mann ein, der an seiner Kleidung, wie an seinem ganzen Wesen ein seltsames Gemisch von Eleganz, Unordnung und Aermlichkeit verrieth. Seine

Beine steckten in sackweiten großcarrirten Beinkleidern von einem leichten Wollzeuge, in welchem die auffallendsten Farben, roth, schwarz, blau und grün, zusammengestellt waren. Einige Schadhaftigkeiten unten an der Fußbiege schien er selbst, in Ermangelung farbiger Seide, mit weißem Zwirn reparirt zu haben; die Stiefeln waren, wie es schien, sorgfältig gewichst gewesen und jetzt, wahrscheinlich beim Eintritte in das Haus, mit einem Taschentuche vom Staube gereinigt; aber Sohle und Oberleder sperrten etwas bedeutend von einander, das letztere zeigte einige Bruchstellen und der hohe Hacken war schief gegangen. Der schwarze Sammtrock, mit zum Theil schon abgerissenen Schnüren besetzt, war beträchtlich abgetragen und einige Wunden auf dem Ellenbogen waren auf dieselbe Weise, wie die der Beinkleider, mit weißem Zwirn wieder geheilt worden. Der Defect einer Weste und des Chemisets war geschickt durch Zuknöpfen der oberen Knebelknöpfe jedem menschlichen Auge entzogen. Das dunkelbraune Haar umfloß, wie eine Wolke auf die Schultern niederwallend, sein stolz emporgetragenes Haupt; auf der Höhe desselben thronte eine kleine, kaum handgroße rothe Studentenmütze mit einer schwarz=roth=goldenen deutschen Kokarde. Uebrigens war das Haar verwildert, sei es durch die Bewegungen des raschen Laufs, oder weil er seinen einzigen Kamm, die fünf Finger, lange nicht

zum Ordnen seiner Lockenwolke angewendet hatte. Einige Bettfedern und Strohfasern, die sich dort eingenistet hatten, zeugten mehr von der schlechten Beschaffenheit seiner Schlafstelle, als von eigener Nachlässigkeit, und sein schmales, etwas gelbhäutiges Gesicht verrieth durch Magerkeit, daß ihm meistens nur schmale Kost zu Theil werde. Aber prachtvoll waren seine großen, dunkelbraunen Augen; sie hatten ein seltenes Feuer und sprühten von Geist und Leben.

„Da bin ich wieder," rief er; „ich habe Sie keinen Moment aus den Augen verloren; himmlisches Clärchen, das heißt Sie und Ihre Frau Mutter, ich sah Mutterchen unwohl werden und umsinken, aber ich stand wie eingekeilt zwischen Menschenleibern vor der St. Georgenkirche, und wie ich mich eben beschäftigte, mittelst Zerbrechens einiger Rippen bis zu Ihnen vorzudringen, hatten schon zwei Herren sie aufgehoben und fortgetragen. Dann sah ich Sie Beide wieder mit dem einen Herrn in einer Droschke fortfahren — ich verlasse meine Särge und todten Barrikadenhelden und laufe, ventre à terre, hierher, um zu sehen, was Mutterchen macht. Nun, wie geht's, Frau Nachbarin? Die Leute hier im Hause sagen, der Doctor sei hier gewesen. Hat er ein Recept verschrieben? Soll ich nach der Apotheke laufen? ich bin bereit!"

Damit küßte er die Hand der Kranken mit dem

Anstande eines Mannes von Welt und doch zugleich eines dankbaren, gemüthvollen Sohnes.

„Ich danke recht sehr für Ihre Güte, Herr Ohnesorge; ich werde schon selbst gehen," sprach Clara.

„O, mein Gott, liebes himmlisches Clärchen," rief er und ergriff mit Wärme und Lebhaftigkeit ihre Hand, die sie ihm nicht unfreundlich, jedoch leise entzog, „wie oft soll ich Sie bitten, mir meinen verhaßten geheimrathlichen Familiennamen nicht immer vorzuhalten. Seitdem die Universität mich relegirt hat, die Polizei wegen meiner radical-demagogischen Gesinnungen auf mich fahndet und ich nun Literat geworden bin, dessen Freiheit und Gleichheit athmende Schriften keiner dieser hasenherzigen Buchhändler verlegen will, hat meine Familie mich völlig aufgegeben; mein Vater hat mich mit Härte aus dem Hause gewiesen; meine Stiefmutter nennt mich mit frommheuchlerischen Zähren „verlorener Sohn;" meine Geschwister, besonders die stolzen Pfauen, meine älteren Schwestern, sagen, ich mache der ganzen hochgestellten Familie Schande; mein Vater, von der Stiefmutter aufgehetzt, hat mich creditlos gemacht. Pfui Teufel, so schäme ich mich auch des Namens meiner Familie; mag mein Papa mit seinen dreitausend Thalern Gehalt ohne Sorge leben, so schere ich mich den Teufel darum, ich mache mir auch keine Sorge. Der Himmel ernährt seine Raben unter dem Himmel, warum nicht einen

Literaten, der um Verleger in Verlegenheit ist; die Noth hat mich zum Philosophen gemacht. Habe ich viel Geld, so brauche ich viel; habe ich nichts, so brauche ich nichts, ohne mir darum meine zehn Millionen Haare auszureißen. Gegen den Hungertod schützt mich mein geistreiches Correcturgeschäft in der nächsten Druckerei. Ich arbeite dort wie ein Trüffelhund und spüre mit feiner Nase unter dem Kehricht von literarischen Dummheiten die noch weit größeren Albernheiten der Setzer heraus; ein langweiliges Geschäft, aber so geht's in der Welt, die Arbeit wird schlecht bezahlt und vom Kapital des Besitzenden tyrannisirt. Doch machen wir uns darüber keine Sorgen; habe ich meine sechs Silbergroschen durch ein schauderöses Ennuy verdient, denn so viel gebrauche ich täglich, so bin ich wieder heiter und vergnügt und singe:

> „Glücklich ist,
> Wer vergißt,
> Was da nicht zu ändern ist!"

„Ja, ja, trallerallera! das ist die wahre Lebensphilosophie. Bei jedem Unglück muß man sich das Beste heraussuchen; darum keine Thränen nicht! Papa Schuhflicker ist todt, das ist traurig, hol's der Teufel, aber so zu sterben auf den Barrikaden für die Freiheit, juchhe! gewichtiger Tod, ich gäbe heute noch einen Doppelfriedrichsd'or darum, — Notabene, wenn ich ihn hätte,

wäre ich so glücklich, als Barrikadenheld gefallen zu sein und so splendide, wie Die da, im Friedrichshain beerdigt zu werden. Donnerwetter! aber nur noch einmal meine Bitte, liebe reizende Clara, wenn Sie mich doch, wie Papa seliger und Ihre Mama, lieber Fritz, o Gott, das wäre mir ein himmlisches Vergnügen und besonders, wenn es aus Ihren holden Rosenlippen so recht zärtlich klänge, lieber Fritz, oder am Ende gar: geliebter Fritz! na, ich glaube, dann würde ich närrisch werden vor Freude und die hochlöbliche Armendirection würde mich mit aller Zärtlichkeit ihres hohen Amtes auf die Irrenstation in der Charité spediren, hahaha!"

„Um Sie davor zu sichern, Herr Nachbar, so will ich Sie allenfalls wohl ansprechen, werde ich mir nicht erlauben, Sie bei Ihrem Taufnamen zu nennen. Zudem gestatten unsere jetzigen Verhältnisse nicht mehr Ihren Besuch bei uns."

„Aber, mein Gott, Sie erschrecken mich, Fräulein Clara, Ihr Herr Vater war so gütig, mich wie einen Sohn zu lieben; um nur bei Ihnen sein zu können, hörte ich mit hingebender Geduld seinen meilenlangen Erzählungen von seinen Heldenthaten im Befreiungskriege, die einem Münchhausen Ehre gemacht haben würden, an, und nur um Sie für mich zu interessiren, las ich ihm, aber ich meinte Sie damit, die classischen Meisterwerke unserer deutschen und der englischen großen Dichter vor

und wir sprachen darüber. So lernten Sie durch mich Goethe und Schiller, Freiligrath, Heine und Börne, Shakespeare, Byron und Burns kennen; und welche Genüsse für mich, ich bildete Ihren Geist, unterrichtete Sie im Französischen, lehrte Sie Ihre schöne Stimme ausbilden, so weit es bei der Guitarre möglich ist, und nun wollen Sie mich von Ihrer Seite verweisen? Nein. das ist denn doch bei Gott starker Tabak, eine schöne Gegend das! verweisen? verbannen! ich bewundere Ihren Patriotismus, schönes Clärchen, mich verweisen, dem auf den Barrikaden der Königsstraße hunderttausend Kugeln um die Ohren gesauset sind! Nein, das wäre noch schöner, das wäre göttlich! Was sagen Sie dazu, Mama? mich verweisen, jetzt verweisen, wo die Republik im Anmarsch ist und ich die glänzendsten Aussichten habe, noch ein großer Mann in der deutschen Gesammtrepublik zu werden und Ihrer holden Clara meine Hand zum heiligen Ehebunde zu bieten, Sie aus aller Noth damit zu befreien, Sie und Ihre würdige Frau Mutter in eine splendide Lage zu versetzen — mich verbannen? verweisen? nein, das steigt denn doch bei Gott in die Fichten, höher noch, in die Wolken! O, nehmen Sie zurück Ihren schauderösen Befehl, oder, ich schwöre bei der Göttin der Vernunft, ich kehre mich doch nicht daran!"

„Aber ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, Herr Nach=

bar, berücksichtigen und schonen Sie meinen guten Ruf, es ist ja das einzige Gut, was ich armes Mädchen auf der Welt noch besitze. So lange Sie den seligen Vater besuchten, konnte die Welt nichts Arges dabei denken, aber jetzt stehe ich allein mit meiner Mutter. Sie aber, Herr Nachbar, werden eingestehen müssen, daß Sie nicht im besten Rufe stehen."

„Freilich, freilich; ich aber kann mit Maria Stuart sagen:

„Ich bin besser als mein Ruf!"

„Sie wissen, wir leben hier unter braven Armen, aber auch entsetzlichen sittenlosen Menschen; bis jetzt haben diese sich noch mit achtungsvoller Scheu von uns zurückgehalten; aber was werden sie wagen, diese verrufenen Mädchen, diese Gauner, bestrafte Züchtlinge und Taschendiebe, wenn sie mich erst für ihres Gleichen halten; und kann das ausbleiben, wenn ein junger Mann Ihres Rufes mich noch fortwährend besucht?"

„Leider ja:

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen!"

indeß treten wir der Verläumdung mit dreister Stirn entgegen, erlauben Sie mir, Sie meine Braut zu nennen und wehe Dem, der an dieser Krone, die ich von Gott trage, zu rütteln wagt. Ich schlage ihn zu Boden, soll mich der Teufel holen, wenn ichs nicht thue."

Clara gerieth in Verlegenheit. Um sich von ihm zu befreien, bat sie ihn jetzt selbst, für sie nach der Apotheke zu gehen und die für ihre Mutter verordnete Medicin zu holen, da sie selbst ihre kranke Mutter nicht wohl allein lassen dürfe.

„Das ist doch noch ein Wort zu guter Stunde gesprochen," entgegnete er. „O, ich kenne vollkommen die Bedeutung dieser Bitte; ein junges Mädchen, das einen jungen Mann um eine Gefälligkeit bittet, giebt ihm damit schon eine halbe Liebeserklärung."

„Sie irren in Ihren Voraussetzungen," entgegnete Clara schüchtern, aber doch lächelnd, da sie solche Sprache von ihrem Anbeter schon gewohnt war und ihm, wenn auch nicht Gehör, doch Nachsicht gewährte.

„Ich irre mich nie, wo so laut, wie hier, mein Selbstgefühl redet. Uebrigens ist es mir wohl bekannt, daß man, um das Herz einer Schönen zu gewinnen, nicht mit leerer Hand kommen darf. Darum, theure Clara, empfangen Sie hiermit mein erstes Cadeau, es sollen bald mehrere folgen."

Damit entfaltete er ein sehr schweres und ganz neues seidenes rothes Taschentuch mit gelb und schwarzer Kante.

„Ein Herrentaschentuch? — was soll ich damit?"

„Nun, als Foulard tragen; das Ponceauroth müßte Ihnen himmlisch stehen; es würde Ihren etwas

blassen Teint beleben und die Leichenfarbe der Familienhäuser in blühendes Leben verwandeln.“

„Ich bin jetzt in Trauer!“

„Ei was, die deutschen Farben machen eine Ausnahme. Wer weiß, wie lange wir noch zu trauern haben, ehe wir deutsche Einheit erlangen. Die Farben zeigen die Gesinnung an; denn schneiden wir den schwarzgelben Rand, das sind die österreichischen Farben, davon, so behalten wir die Farbe der rothen Republik.“

„Verschonen Sie mich mit Ihren politischen Faseleien und sagen Sie mir lieber, woher haben Sie dieses kostbare Taschentuch? — gekauft, doch unmöglich?“

„Nein, gefunden, d. h. in der Tasche eines Besitzenden.“

„Also gestohlen? Sie sind ein Taschendieb geworden?“

„Denkt nicht daran; ich habe nur mein Recht reclamirt. Der, dem ich es aus der Tasche escamotirte, war der Spitzbube, denn die communistische Philosophie hat mir die Ueberzeugung gegeben: Eigenthum ist Diebstahl!“

„Unsinn über Unsinn?“

„Sagen Sie das nicht, holde Clarissa, ich müßte sonst Sie wegen Verstandesschwäche bemitleiden. Doch meine Humanität bedenkt in diesem Falle: ein Frauenzimmer ist nicht zurechnungsfähig, wenn's noch nicht auf der Höhe philosophischer Erkenntniß steht, die uns

Männer über die engherzige Moral des fünften Gebots hinwegsetzt."

„Ich bitte Sie zu schweigen; ich will nichts hören."

„Sie sollen aber hören; denn es ist das Resultat der tiefsten Combination eines philosophischen, und noch dazu volksfreundlichen Geistes; also vernehmen Sie:

„Das Proletariat ist seiner Lebensrechte durch den Staat, dieser Vereinigung des Besitzthums, beraubt. Wir sehen es hier täglich, daß zahllose Arbeiter trotz aller Anstrengung nicht im Stande sind, durch Arbeit ihre Existenz zu begründen; dadurch aber ist ihr ganzes Verhältniß zu den Besitzenden die erbärmlichste Despotie und rechtloseste Anarchie geworden."

„Wohin soll das führen, wenn Sie schon in dem Vordersatz Ihrer Schlußfolgerung mit Unsinn beginnen?"

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Mein gegenwärtiger Vortrag sind nur Studien und Skizzen zu einem weiter auszuführenden Vortrage in einer Volksversammlung. Also hören Sie den Beweis: Auf der einen Seite sehen wir eine Horde Besitzender, welche blos *genießen*; auf der andern wimmelnde Massen, welche durch endlose Arbeit das Material zum ungestörten Genuß jener Freibeuterhorden zusammentragen. Der Besitz schwelgt im Genuß des Lebens; die Besitzlosen haben von dem Leben nur die Arbeit. Der Besitz hat sich die Herrschaft der Welt *angemaßt*. Fragt man

den Besitzenden, wie er zu seinem Besitz gekommen, so hat er zwei Antworten: entweder hat er ihn selbst erworben, oder ererbt. In beiden Fällen wird man zurückgehen müssen auf Diejenigen, welche zuerst den Besitz auf der Erde proclamirten. Die Erde ist unzweifelhaft nicht für die Einzelnen, welche zufällig darauf entstanden, geschaffen; sie ist vielmehr ein unveräußerliches Eigenthum des ganzen Menschengeschlechts, welches darauf lebt."

„Aber ich bitte Sie um Gottes willen, was wollen Sie damit sagen?"

„Mit klarer Consequenz den schon früher behaupteten Satz beweisen: Eigenthum ist Diebstahl! Indem nämlich alle Diejenigen, die zuerst den Besitz der Erde eigenmächtig sich anmaßten, haben sie über das Eigenthum des ganzen nachfolgenden Menschengeschlechts geschaltet; sie haben also die Menschengeschlechter bestohlen. Derjenige also, der es ererbt, wie Der, welcher es auf andere Weise erworben hat, besitzt gestohlenes Gut. Erst dadurch, daß der Privatbesitz erfunden wurde, daß Einzelne kamen und das Lebensrecht Aller an sich rissen, mußten sie sagen, daß die übrigen Nichtbesitzenden ihre Lebensrechte erst erwerben sollten. Erst der Besitz hat die Arbeit als Zweck erfunden; der Besitz selbst ist das Leben, der Genuß; und der Arbeiter, wenn

er auch seine Existenz findet, ist im Staate immer um sein Leben, um den Genuß bestohlen."

„Begreifen Sie jetzt, himmlisches Clärchen, daß ich ein vollkommenes Recht hatte, dem Dieb am Gesammteigenthum sein gestohlenes Gut aus der Tasche zu nehmen und mir selbst als meinen Antheil am Gesammteigenthum zu reclamiren?"

„Ich begreife nur soviel, daß Sie nach Ihrer eigenen Philosophie mit sich selbst in Widerspruch gerathen; denn wenn danach Eigenthum Diebstahl ist, so dürfen Sie sich nicht als jetziger Eigenthümer dieses Tuches betrachten, ohne damit zu bekennen, daß auch Sie ein Dieb sind."

„Alle Teufel, verdammte Consequenz, damit haben Sie Recht. Nun wohl, so will ich es der gesammten Menschheit zurückgeben, was dem Diebe an der Gesammtheit gestohlen ist. Ich werde dieses schwarz-roth-goldene Tuch an einen Stock binden und eine prächtige Fahne daraus machen, womit ich alle Proletarier des Voigtlandes zur nächsten Volksversammlung führen werde. Und da wollen wir unsere Menschenrechte reclamiren; eine allgemeine Theilung, oder noch besser eine große Gemeinschaft aller Güter proclamiren und den Staat, der dem Besitz seinen ungerechten Schutz leiht, über den Haufen stoßen. Ça ira, ça ira! nun aber laufe ich

nach der Apotheke, um die Medicin für Mutterchen zu holen. Adieu, Adieu!"

Damit warf er Clärchen einige Kußhände zu und entfernte sich.

Die Mutter war vor Mattigkeit eingeschlafen; Clara setzte sich an ihr Bett, nahm die kalte herabhängende Hand der Kranken, die sie zwischen den ihrigen wärmte, und versank in Nachdenken.

Es herrschte die tiefste Stille. In ihren Augen perlten Thränen.

4.

Fritz Ohnesorge, wie er sich nicht gern nennen hörte, war unter den armen Leuten sehr beliebt. Obwohl er selbst zu arm war, um irgend Einem, der in Noth sich befand, zu helfen, so war er doch immer gefällig, immer freundlich und hatte stets tröstende Worte bei der Hand, oder erheiterte durch seinen glücklichen Humor. Fritz machte keinen Unterschied zwischen Verbrechern und ehrlichen Leuten, prostituirten und anständigen Frauenzimmern. Alle behandelte er mit einer gewissen Achtung ihrer ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte. Seine ebenso leichtsinnige als verkehrte Philosophie fand kein Verbrechen, keine Unsittlichkeit verächtlich; er entschuldigte Alles, weil es ja doch nur entweder Diebstahl des Kapitals an den Lebensrechten des Armen war, welche der Verbre-

cher sich wieder aneignete, oder Trödelhandel mit dem einzigen unbestreitbaren Eigenthum des Menschen, dem eigenen Körper, was jene Verirrten trieben. Und doch eben die Engelreinheit der lieblichen Clara war es, die ihn, ohne daß er gerade diese Ursache ahnte, so anzog. So ist aber die menschliche Natur, wo sie auch durch Leidenschaften oder Leichtsinn sich auf Irrwege hat verlocken lassen und der gebildete Geist sich dann bestrebt ein System der Rechtfertigung zu finden, da sitzt oft tief im Hintergrunde der Seele noch ein weinender Genius und das ist das Princip des Guten und Edlen, das selbst den gefallenen Menschen nicht ganz untersinken läßt. So war es mit diesem jungen Manne der Fall; seine Philosophie entschuldigte jede Unsittlichkeit, und sein besseres Sein ehrte und achtete die Tugend.

Nachdem er von der Apotheke die Arznei geholt hatte, welche Doctor Rubow dort verschrieben und zum Voraus bezahlt hatte, trat er seine gewöhnliche Abendwanderung an durch die Gemächer und Hütten des Elends.

Da sah er bleiche Kinder, weißbestäubt aus einer Bleiweißfabrik zurückkehren. Sie hatten dort ihr Wochenlohn von zwölf Silbergroschen ausgezahlt erhalten und waren, obwohl hustend und keuchend, zum Theil schon mit gekrümmten Beinen und in gebückter Körperhaltung, sehr vergnügt darüber, daß sie ihrer Mutter mit diesem

Gelde eine Freude bereiten konnten, denn schon seit drei Tagen habe sie nichts Warmes genossen und sie, die Kinder, hätten nur grobes Brod in schwarzen, dünnen, bittern Cichorienkaffee eingedunkt gehabt.

Fritz nahm sie bei der Hand und führte sie ihrer Mutter zu, einer armen Wittwe, die sich mehr über das Geld als über die Kinder freute.

„Aber, liebe Frau," sprach er, „wie können Sie es vor Ihrem Gewissen verantworten, Ihre eigenen Kinder, Ihr leibliches Fleisch und Blut dem Einathmen dieser giftigen Bleiweißdünste für wenige Silbergroschen täglich von Morgens fünf Uhr bis Abends neun Uhr auszusetzen? Sehen Sie nicht, wie sie schon am Lungenhusten leiden, wie sie leiblich und geistig zu Grunde gerichtet werden? Selbst kräftige Männer können es dort nur wenige Jahre aushalten. Schicken Sie sie doch in andere Fabriken."

„Das geht nicht, lieber Herr; da giebt es weniger Lohn."

„Aber hier werden sie getödtet."

„Wie Gott will," sprach die Frau mit gefalteten Händen und blickte seufzend nach oben; „ich thue was ich kann; denn ich bete Tag und Nacht, daß der liebe Gott das Gift nicht auf sie wirken lassen wolle, und lese jeden Morgen und jeden Abend ein Kapitel in der Bibel; aber ich habe sechs kleine Kinderchens; aber, du

lieber Gott, die armen Kinderchens wollen doch versorgt sein, und wenn sie der Herr wieder zu sich nimmt, so sind sie versorgt und brauchen nicht mehr zu hungern und zu darben und zu arbeiten, denn das ist ja das Loos der Armen hier auf Erden."

„Aber haben Sie denn kein menschliches Gefühl, nicht einmal Muttergefühl mehr, welches doch jedes Thier für seine Jungen hegt?"

„Lieber Herr, die Noth kennt kein Gebot. Der Hunger stumpft ab gegen das menschliche Gefühl. Die Armendirection giebt zum Leben zu wenig, zum Verhungern zu viel. Ehe ich meine Kinder in die Bleiweißfabriken schickte, habe ich sie auf Betteln ausgesendet; aber die Bettelvögte sind ja so schlimm; wie oft, wenn sie ein paar Dreier, oder ein paar Stückchen Brod mit Thränen und Zähneklappen, leicht bekleidet, in kalten Wintertagen zusammengebettelt hatten, wurden sie aufgegriffen, erhielten Schläge auf der Polizeistube und ich wurde noch beigesteckt, weil ich meine Kinder nicht zur Schule anhielt. Ich konnte ihnen nichts zu leben geben und habe ich denn selbst gesehen, wobei mir das Herz blutete, daß sie die Knochen abnagten, die sie vor den Wassersteinen der Küchen fanden. Darum ist es besser, die armen Würmchen nimmt der liebe Gott zu sich."

„Aber könnt Ihr denn selbst nichts mehr verdienen?"

„Arbeiten, nein, dazu haben mich Hunger und Noth zu sehr geschwächt. Ich gehe darum, Knochen und Glasscherben aus dem Kehricht zu suchen und verdiene damit wohl Tages über noch ein paar Dreier."

„Da haben wir," sprach Fritz, „das Trostlose unserer socialen Zustände. Die Gesellschaft der Besitzenden hält es für kein Verbrechen, Fabriken anzulegen, die nicht bestehen können, ohne jugendliches Menschenleben zu vergiften; wie sollen es diese Armen für Verbrechen halten, dem Kapital, das ihnen schon alle Lebensrechte geraubt hat, noch das Letzte, ihr Leben selbst oder das ihrer Kinder zu verkaufen?"

. . . .

Da sah man einige Herren auf das Familienhaus zuschreiten. Sie traten herein und mit scheuem Mißtrauen flüsterte einer der Bewohner dem andern zu: „Die Armencommission!"

Mehrere Arme drängten sich heran, um ihre Noth vorzustellen. Ihre hohlen Wangen und tiefliegenden Augen flehten lauter um Hülfe, als es unter Thränen vorgebrachte Bitten vermochten; aber die Männer der Armencommission hatte der tägliche Anblick der Noth schon abgehärtet. Sie gaben den Bescheid: „Kommt auf das Bureau. Da wird über Eure Anträge ein Protokoll aufgenommen; hier werden keine Anträge angenommen."

„Wo wohnt die Wittwe Laudon? Haus Numero 7., Stube Nr. 40 — richtig hier ist der Eingang littera d.;“ das las der Secretär aus dem Actenfascikel, welches er unter dem Arm trug und die Commission trat in die kleine Stube. Fritz drängte sich mit herein. Er freute sich darauf, endlich einmal Zeuge zu sein, wie hier Glückliche gemacht würden. Aber er sollte sich getäuscht sehen. Dort auf der einen Seite des Stricks, der die Stube in zwei Hälften theilte, sah man eine Familie mit vier Kindern um einen Napf voll Kartoffeln mit dem Abpellen derselben beschäftigt; auf der anderen ein höchst ärmlich gekleidete junge Frau, zu deren Füßen noch zwei Kinder von zwei und drei Jahren saßen und an einer Brodrinde nagten. Die junge Frau war mit dem Stricken eines Kinderstrumpfes beschäftigt und weinte. Auf einem Kasten, dem einzigen Bette gegenüber, war ein kleines Strohlager bereitet. Darauf lag ein todtes Kind, jetzt noch mit einem Tuche zugedeckt.

„Gott sei Dank,“ sprach ein wohlhäbiger Brauherr, Mitglied der Armencommission, indem er mit dem goldenen Knopf seines Rohrstockes auf die noch dampfende Kartoffelschüssel deutete, „da giebt es ja doch endlich einmal in diesem Misère den Anblick von Wohlhabenheit.“

„Ach Herr,“ sprach der Mann, ein armer Weber, „uns fehlt das Salz zu den Kartoffeln. Wenn wir nur

eine kleine Unterstützung hätten, um Salz kaufen zu können."

„Das ist Luxus," sprach der Armencommissär, der in jeder Hinsicht ein Mann von Gewicht in der Stadt war; denn es war der Stadtverordnete Herr Faulbach, den wir schon kennen aus den königlichen Vorgemächern her; „dazu kann sich die Commune nicht herbeilassen, auch für die Ueppigkeit der Armen das Material zu liefern."

„Lieber Gott," sprach der Arme und seine matten Augen umflorte ein feuchter Glanz, „so müssen denn Thränen unsere Kartoffeln salzen."

„Dazu hat der König," sprach ein anderer Armen=commissarius, „die Hälfte der Salzsteuern erlassen, da=mit es den Armen möglich werde, sich sogar diesen Luxusartikel zu verschaffen, aber dieses Volk hier ist nie zufrieden."

„Erlauben Sie, mein Herr," sprach Fritz, indem er mit einem Anstande vortrat, der ein Selbstbewußt=sein verrieth, das mit der Aermlichkeit seiner verwitter=ten Kleidung im starken Widerspruch stand. „Wer dem Könige zu diesem Erlaß gerathen, hat die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, nicht gekannt. Denn der Arme gewinnt nichts, wenn er wöchentlich oder alle vierzehn Tage einen Pfennig durch den Steuererlaß erspart, wohl aber gewinnen Gutsbesitzer und Schlächter, die jährlich

viele Centner von Salz verbrauchen; sie gewinnen auf Kosten des Staats, der anderthalb Millionen jährlich ganz vergebens geopfert hat und diesen erfolglosen Steuererlaß hat der zum ersten Male vereinigte Landtag gebilligt, entweder weil es dem reichen Gutsbesitzer zum Vortheil war, oder weil sie sich von den Theorien verblenden ließen. Wann wird man doch wirklich praktisch tüchtige Leute als Volksvertreter sehen? Ich sage Ihnen, meine Herren, es wird nicht eher besser in der Welt, als wenn das souveräne Volk sich selbst regiert und alle Beamten mit ihrer papierenen Weisheit zum Teufel gejagt werden. Und das wird hoffentlich die Errungenschaft unserer glorreichen Revolution werden."

„Herr, wer sind Sie, daß Sie es wagen sich unberufen in unser Geschäft hier einzudrängen?"

„Ein Mann aus dem Volke, mein Herr, ein Menschenfreund, der Mitgefühl hat für die Armen, kein kaltherziger Armencommissarius und, wenn Sie es genau wissen wollen, ein Barrikadenkämpfer!"

Wie ein Wetter schlug dieses Wort ein.

Nach den blutigen Märztagen war es für die Behörden nicht mehr an der Zeit, gegen Personen, die aussahen wie Barrikadenhelden, das Rauhe der Amtswürde heraus zu kehren. Die Commission steckte daher die Pille in die Tasche und wendete sich zu der jungen Wittwe. Das determinirte Wesen des jungen Revolu-

tionärs hatte sie höflicher gestimmt. Der wohlbeleibte Brauherr fragte:

„Nun, auch Sie haben sich um Unterstützung an die Armencommission gewendet, und wir finden Sie beim Strickstrumpf, sehen also, daß Sie noch arbeitsfähig sind, gute Frau; Arbeitsfähige aber haben keine Ansprüche auf Unterstützung. Eine Armencommission hat ihre Principien, wonach sie handeln muß."

„Haben die Herren auch wohl mein Unglück erwogen?" entgegnete die bleiche junge Frau, indem sie aufstand und das Tüchlein von der Kinderleiche hinwegzog, „ich habe keine Mittel, dieses arme Würmchen hier unter die Erde zu bringen."

„Wie lange ist das Kind todt?"

„Seit gestern."

„Nun dann müssen Sie noch Milch in der Brust haben. Was hindert Sie, sich als Amme zu vermiethen?"

„Die Sorge für diese Kinder," sprach das arme junge Weib mit tiefem Erröthen des Unwillens.

„Ei was! so viel wird sich schon vom Ammenlohn erübrigen lassen, um Kostgeld für diese Kinder zu zahlen."

„Damit habgierige Menschen sie verhungern lassen; nein, nie werde ich sie von mir geben."

Der wohlgenährte Armenvorsteher zuckte mit den Achseln und die Frau fuhr fort im Tone der tiefsten Entrüstung:

„Und wenn Sie es denn so genau wissen wollen, meine Herren, so darf ich versichern, Hunger und Kummer hatten mir die Lebensquelle dieses meines Kindes versiecht, und Milch zu kaufen, hatte ich keine Mittel, da ich krank da auf dem Strohsack lag und nichts hatte, als das Bischen Nahrung, das mir die selbst armen Mitbewohner dieses Hauses zukommen ließen. Ich wendete mich schriftlich an die Armendirection; dieser Herr da hatte die Güte, mein Supplik zu machen, aber ehe Resolution darauf erfolgte, war mein Kind verschmachtet."

„Liebe Frau," sprach der Armencommissarius, „der Geschäftsgang erfordert seine Zeit."

„Ei wohl," ergänzte der Secretarius, indem er sein Actenfascikel aufblätterte, „hier ist Alles in Ordnung, keine Lücke. Selbst die Marginalverfügung: „„nach vier Wochen wieder vorzulegen,"" ist auf das Pünktlichste befolgt und mit einer Diariumnummer versehen. Kann man dafür, wenn unterdessen so ein kleines Würmchen verschmachtet?"

„Es ist empörend," rief Fritz lebhaft; „dieses papierne Regiment, das sich durch alle Behörden selbst bis in die unterste Armendirection hinabzieht. Dabei kann kein Heil im Volke gedeihen, das warme Herzen fordert, die für ihr Wohl leben und handeln."

„Mein Herr, Sie werden mich veranlassen, Sie

wegen unehrerbietigen Tadels der Behörde dem Staatsanwalt zu denunciren."

„Wagen Sie es nicht. Ich habe, wie gesagt, auf den Barrikaden gekämpft und stehe, wenn ich will, an der Spitze von zehntausend Arbeitern und Proletariern. Für diese armen Leute hier muß etwas geschehen, oder beim hohen Himmel die Herren von der Commission bekommen die allerschönste Katzenmusik."

Der dicke Brauherr that als habe er diese Drohung überhört, aber er gab dem armen Weber an der Kartoffelschüssel ein Achtgroschenstück und sagte: „Da, lieber Mann, kauft Euch Salz dafür. Das gebe ich aus meiner Tasche, denn das Verwilligen aus der Armencasse geht so schnell nicht und würde auch hier in Eurem Falle nicht motivirt werden können. Ihr aber, arme Frau, kommt morgen früh um zehn Uhr auf das Armenbureau, da soll eine Hebamme Euch untersuchen, ob Ihr noch Milch habt, und ist das nicht der Fall, so wird man Euch eine Unterstützung für Eure Kinder verwilligen. Jedenfalls aber erhaltet Ihr eine Anweisung auf einen platten Sarg für das todte Kind."

Damit zog sich die Armencommission zurück. Sie hatte nach ihrer amtlichen Ueberzeugung ihre volle Schuldigkeit gethan.

. . . .

Nun klopfte Fritz leise an eine andere Stubenthür.

Eine alte Frau öffnete vorsichtig ein wenig und sah hinaus.

„Was macht Mathilde?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Still, sie liegt auf ihrem Bett und hat sich in den Schlaf geweint.“

„Und ihr Kind?

„Ist todt; Gott sei Dank; sie konnte es nicht mehr ernähren.“

„Ich wollte Ihnen nur sagen, und das können Sie dem armen Mädchen schonend mittheilen, man hat in der Panke ein todtes Kind, gerade wie das ihrige, etwa sechs Wochen alt, gefunden und das kleine Ding hatte ein Strumpfband von rother Seide am Halse, das wohl ein wenig zu fest zugebunden gewesen sein mußte. Sollte etwa zufällig Mathilde ein eben solches Strumpfband noch haben, so sagen Sie ihr, daß sie es verbrennt. Manchmal thuts eine Kleinigkeit, den Verräther zu spielen.“

„Ich werde es ihr sagen.“

„Aber warum kehrt das arme Mädchen nicht zu ihren wohlhabenden Eltern zurück. Sie würden ihr gewiß Alles vergeben und sie nachsichtsvoll aufnehmen.“

„Ach, Sie kennen unser armes Fräulein nicht, wenn Sie das denken. Scham und Schmerz lassen das nicht zu.“

Dabei war die Frau auf den Vorflur herausgekommen und zog leise die Thür hinter sich zu, um das schlafende Mädchen nicht zu stören. Sie schien dabei aufgelegt, endlich einmal ihrem Herzen Luft zu machen gegen den gutmüthigen und theilnehmenden jungen Mann und fuhr fort:

„Sie wissen doch, Musje Fritz, daß ich ihre Amme gewesen war?“

„Ja, das hat mir Mathilde gesagt; aber sonst war sie sehr verschlossen über ihre Verhältnisse. Ich begreife noch nicht, wie ein solches hochgebildetes, wohlerzogenes Mädchen in eine so schreckliche Lage kommen konnte?“

„Ich begreife es wohl; wir Frauenzimmer sind auch Menschen. Wie manche stolze Tugend ist nur haltbar, weil sie noch nicht in die rechte Versuchung gerathen ist. Kommt aber erst der rechte Versucher .... du lieber Gott! — Christus sprach: wer sich rein fühlt, der werfe den ersten Stein auf die Ehebrecherin, und Keiner wagte es, den ersten Stein zu werfen.“

„Sie soll und muß wohl ein Verhältniß gehabt haben?“

„Ei wohl; der Sohn eines hohen Beamten, ein ausgemachter Taugenichts, o ich kann ihn auch nennen, er heißt Dr. Keuler, der hatte sich mit dem jungen Mädchen unter dem Segen ihrer Eltern verlobt. Er war ein wahrer Teufel an Liebenswürdigkeit. So ge=

lang es seinen Heuchler- und Schmeichlerkünsten, unter Verheißung einer nahen Verbindung, die arglose Unschuld zu verführen. Als die Folgen sich kaum noch verbergen ließen, wurde er kälter und zurückhaltender gegen seine Braut; endlich häufte er Hohn auf die Schandthat, indem er der armen Mathilde durch die Stadtpost eine Verlobungskarte sendete, worauf er seine Verlobung mit einer Andern anzeigte. Das arme Mädchen wurde fast vom Schlage gerührt; es wagte nicht seinem strengrechtlichen Vater und einer boshaften Stiefmutter ihre Lage zu entdecken, und eines Abends trat sie bei mir ein, indem sie mir erklärte, daß sie bei mir heimlich Wochen halten werde. Ich versuchte Alles, sie davon abzubringen. Sie aber erklärte mit der unbeugsamen Entschiedenheit, die ihr von Kindheit auf eigen gewesen war: entweder hier bleiben, oder ins Wasser gehen. Da war ich geschlagen. So konnte ich das Kind, dem ich die Nahrung meines Bluts gegeben, nicht untergehen lassen. Das Geld, was sie mitgebracht hatte, war längst aufgezehrt; von der guten Kleidung, die im Carton lag, den sie mitgebracht hatte, wollte sie nichts versetzen. „„Kleider,““ sagte sie, „„machen Leute und nur wohlgekleidet kann man sich durch die Welt helfen.““ Sie war nicht zu bewegen, sich nur mit der Bitte um Unterstützung an ihren Vater zu wenden. „„Für meine Familie bin ich todt,““ sprach

sie; „„denn ich habe ihr Schande gemacht. Aber Dir länger zur Last liegen will ich auch nicht. Ich werde irgendwo einen Dienst suchen und sei es unerkannt als Kindermädchen."" Das Kind, dem sie das Leben gegeben, war ein Knabe. Es glich mit den alten markirten Zügen, womit es auf die Welt kam, seinem Vater. Mathilde konnte es nicht vor Augen sehen. Das war ein Unglück für das unschuldige Wesen. Ich glaube in der Fieberhitze oder im Wahnsinn, woran sie periodisch leidet — denn sie weiß nichts davon — es war in jener entsetzlichen Nacht, in welcher von Berlin herüber Kanonen- und Gewehrfeuer donnerte und vor dem Oranienburger Thore das Artilleriemagazin brannte, — da war es geschehen. Sie raffte sich auf vom Bett, wo sie krank war und trug mitten unter den Gräuelscenen dieser Nacht das todte Kind ins Wasser. Noch ahnen die Hausgenossen nichts; aber wie lange kanns verschwiegen bleiben?"

„Von hier muß sie fort," sprach Fritz, „denn hier läuft sie Gefahr, den Gerichten in die Hände zu fallen. Ich werde ihr schon unter fremdem Namen Legitimationspapiere verschaffen; ich kenne hier ein Mädchen aus Königsberg, das einen richtigen Paß führt, um einen Dienst zu suchen. Den will ich ihr schon abschwatzen und dann begleite ich sie selbst über Spandau nach Potsdam. Sagen Sie ihr das. Adieu!"

Die gutmüthige Alte erzählte ihr, was sie mit Monsieur Fritz, so wurde er allgemein im Hause genannt, gesprochen hatte. Mathilde wurde bleich, kniff die Lippen zusammen und sagte kein Wort, das auf irgend einen Entschluß deutete. Doch als am Ende einer langen schlaflosen Nacht endlich der Tag graute und die alte Frau noch schlief, stand sie auf, nahm aus dem Carton, den sie auf ihrer Flucht aus dem elterlichen Hause mitgebracht hatte, ein kostbares broschirtes, schwarzes Seidenkleid und kleidete sich an. Ein eleganter weißer Seidenhut und eine Sammtmantille mit Franzen und reichlichen Verzierungen von Gimpe besetzt, ein gesticktes Taschentuch mit Spitzen und zierliche Schnürstiefelchen gaben ihr das Ansehen einer vornehmen jungen Dame, die ausgeht, Visiten zu geben. So ging sie fort, ihre Hauskleidung und selbst das Nachtzeug zurücklassend.

Noch haben wir vergessen, daß sie bei dem Anziehen der weißen Strümpfe ein rothseidnes Strumpfband umband. Das andre fehlte und wurde durch ein weißes Band ersetzt.

Als die Alte erwachte und sich anschickte den Kaffee zu kochen, fiel es ihr auf, die Nachtkleidung ihres Fräuleins, so nannte sie immer noch Mathilden in gewohnter Devotion, im Zimmer zerstreut zu finden. Sie sah vorsichtig hinter den Vorhang. Mathilde war fort.

„Das Unglückskind,“ jammerte sie, „wird sich ein Leid angethan haben!“ Aber sie wagte nicht, Anzeige davon zu machen; doch suchte sie Fritz auf. Der war außer sich vor Schreck. Er lief nach Spandau, von da nach Potsdam, übernachtete im Walde, erbettelte sich bei einem Landprediger, als ein ohne Geld in seine Heimath zurückkehrender Student der Theologie ein Butterbrod und etwas Milch und kam am dritten Tage im Voigtlande bei Berlin wieder an, ohne eine Spur von dem unglücklichen Mädchen gefunden zu haben.

Mathilde aber war ein in ihrer verzweiflungsvollen Lage furchtbar entschlossenes Mädchen. Tage und Wochen vergingen, aber man fand weder in der Panke, noch in der Spree die Leiche eines ertrunkenen Mädchens. So mußte sie also in die weite Welt gegangen sein, ohne Mittel, ohne Legitimationspapiere, in einer Kleidung, die unmöglich ihrem Plane, einen Dienst zu suchen, günstig sein konnte. Aber Mathilde kannte die Welt nicht und doch sollte Alles gehen, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

5.

Am Abende des Begräbnißtages befand sich die Bürgerwehrwache am Brandenburger Thore in einer so heitern, gemüthlichen Stimmung, daß die eherne Victoria, die auf den hohen Propyläen des Säulen-

portals steht und vom Triumphwagen herab das Viergespann lenkt, welches einst Napoleon nach Paris entführt hatte, das aber preußische Tapferkeit von dort zurückgeholt, darüber ganz vergnügt gelächelt haben wird.

Der wohlbeleibte Stadtverordnete und Armencommissarius, Bierbrauer Faulbach, hatte dort ganze Batterien gefüllter Weißbierflaschen anfahren lassen und sein Hausknecht war beschäftigt, dieselben zu entkorken und zwei Dutzend große Weißbierstangen damit anzufüllen. Die Gewehre mit den Bajonnetten standen draußen vor dem Säulenportal der Wache in guter Ruhe an die Gewehrpfähle gelehnt. Am schweren Eichentisch auf Schemeln und Bänken, sowie auch draußen unter der Colonnade des Wachlokals saßen und standen Bürger von jedem Caliber der Größe oder Kleinheit; Dünne oder Dicke, Arme und Reiche durcheinander, mit umgehängter Patrontasche und rauchender Cigarre im Munde und tranken mit Behaglichkeit ihr Weißbier, das ihnen ihr tapferer Hauptmann, der mit Sir John Falstaff viel Aehnlichkeit hatte, so freigebig credenzen ließ. Durch die Gruppen drängten sich Brezelweiber, die guten Absatz fanden, oder Dienstmädchen, die dem Herrn das Abendbrod und den Hausschlüssel brachten. Andere Frauen übernahmen das selbst und fügten noch mancherlei Ermahnungen hinzu, für den Fall einer Nachtpatrouille sich ja nicht zu erkälten. Diese brachte eine

Schlafmütze, jene einen Paletot oder Mantel und selbst an Kindern fehlte es nicht, die den Vater im Waffenglanz des Gewehrs sehen wollten und einstweilen, bis etwa „heraus!“ gerufen wurde, mit eben gekauften Zuckerbrezeln gepappt wurden.

Ueberall hatten sich Gruppen gebildet, die lebhaft politisirten. Oben am Tisch saß der wohlbeleibte Bonifacius, d. h. Wohlthäter dieser Bierfreuden, der den Schleppsäbel, dessen Gehänge den runden Bauch umschloß, nicht von sich ließ. Als Stadtverordneter in der Kunst der Rede geübt und längst bekannt als einer der tapfersten Räsonnirbürger unter den Stammgästen seiner vielbesuchten Weißbierstube, nahm er das Wort und schlug mit der breiten Faust auf den Tisch, daß die Biergläser hüpften.

„Nun aber, meine Herren,“ sprach er, „lassen Sie uns vor allen Dingen die Lage unserer Stadt und löblichen Bürgerschaft besprechen. Man sagt uns, wir haben nun Volkssouveränetät. Aber was haben wir davon? Unser König erhielt für seine Souveränetät zwei und eine halbe Million Thaler. Gut, die gehören also jetzt dem souveränen Volke und ich werde nächstens der Stadtverordnetenversammlung einen Etat vorlegen, wie diese Civilliste des souveränen Volks unter die Bürger Berlins vertheilt werden soll. — Einverstanden?“

„Allemal, mein Bester, wenn wir Geld haben sollen," sprach ein schon etwas angetrunkener, spindeldünner Schneider, dessen fadenscheiniger Rock, der sichtlich nach dem Modeschnitt geändert war, auf beträchtliche Beschränkung des Budgets seines Hausstandes schließen ließ.

Andere stimmten zu und Andere schwiegen, je nach ihrer Einsicht.

„Weiter aber frage ich Sie, meine Herren, was haben wir sonst noch durch die Revolution gewonnen? Wir haben Preßfreiheit, das freie Vereinigungsrecht und andere liberale Dinge. Ei das ist ganz gut; aber es kann Niemanden satt machen. — Wir haben nun volksthümliche Minister, die Stände sind zusammenberufen, aber sorgen sie auch dafür, daß die durch Auswanderung der hohen Noblesse leer gewordenen Beletagen unserer Häuser wieder von reichen Miethern besetzt werden? — O jerum, o je! und was thue ich mit der Freiheit, wenn Handel und Wandel stocken und der Bürger sich schinden und plagen muß, um das liebe Brod zu erwerben? wenn unsere Weiber uns das Leben sauer machen mit ihren Gardinenpredigten über den ewigen Wachdienst; wenn uns fast Nacht für Nacht der Generalmarsch der Trommel aus dem warmen Ehebett verjagt, oder gar Mittags von einem ächt Berliner Gerichte Erbsen mit Sauerkohl und Schweine-

ohren vertreibt? Sind das beneidenswerthe Errungenschaften der Revolution? Mit Schaudern denke ich daran, welches Glück sie uns noch bringen kann. Darum, meine Herren, schlage ich vor: wir machen Frieden mit dem Könige und rufen die Soldaten zurück; unsere Frauen und Töchter haben ja immer schon ihre Freude an den Paraden der Garderegimenter gehabt, warum sollen wir ihnen dieses unschuldige Plaisirchen nicht gönnen, und unsere Köchinnen versalzen die Suppen mit ihren Thränen seit dem Abgange der Garden; das muß anders werden, meine Herren, der Bürger gehört ins Haus oder in die Bierstube, der Soldat unters Gewehr. So ist es!"

„Ja, so ist es!" antworteten Mehrere und tranken mit Behagen ihre Bierstange aus, die der Hausknecht des Hauptmanns wieder füllte. Andere aber, die der liberalen Partei angehörten, besonders junge Leute, schrieen dazwischen: „'s Maul halten, deutscher Michel, der bewaffnete Bürger ist Wächter der Freiheit, und wer diese liebt, wird einige Plage nicht scheuen."

„Bravo, bravo!" wurde dem Sprecher von mehrern Seiten zugerufen, während von andern Zischen erfolgte.

„Erlauben Sie, meine Herren!" rief Dr. Rubow, den wir schon kennen, in den Tumult hinein, indem er auf einen Schemel sprang und damit Alle überragte.

„Reden, reden!“ rief die Menge.

„Ich bin Dr. Rubow, habe studirt und bin Mitglied der Universität, muß also wohl im Stande sein, die vorliegende Frage wissenschaftlich zu beleuchten.

„Beleuchten, beleuchten!“ riefen mehrere Stimmen. Andere zischten und riefen: „Keine Gelehrten!“ „keine Schulweisheit!“ „der gesunde Sinn des Volkes kann hier allein entscheiden!“

„Meine Herren, ich ehre eine gesinnungsvolle Opposition; aber sie darf mich nicht irre machen in meinen Bestrebungen, wozu ich mich berufen fühle, das Volk aufzuklären über seine eigenen wahren Interessen.“

„Bravo, fortfahren!“

„Der Einwand unseres ehrenwerthen Herrn Hauptmanns: cui bono . . . . .“

„Deutsch, deutsch!“

„Das heißt: wozu gut sei das Versammlungsrecht und die freie Presse, da man Niemand damit satt machen könne, läßt sich leicht beseitigen.“

„Hört, hört!“ riefen mehrere Stimmen, und die Bierstangen wurden in Ruhestand versetzt, Alles horchte auf den Redner.

„Durch die freie Presse, durch das Versammlungsrecht, durch die Volksvertretung der Kammer, durch alle diese und viele andere neu eröffnete Wege ist jetzt dem Volke selbst Gelegenheit gegeben, die Verbesserungen

und Reformen anzugeben, die für das Wohl der Gesammtheit, wie für das Wohl des Einzelnen nothwendig sind."

„Wahr, sehr wahr!"

„Das heißt," rief der kleine Schneider, „wenn sich die Herren da oben am Staatsruder daran kehren."

„Geschieht das nicht, dann freilich wären wir um nichts gebessert. Wenn die Regierung sich um die Adressen und Petitionen nicht kümmert, wenn sie einmal über kurz oder lang den Volksvertretern ihre Bajonnette entgegen setzen sollte und ihren alten Gang fortgeht, so hätten wir unsere Noth in den Wind geschrieen und kein menschliches Ohr hätte darauf gehört."

„Dann werden wir wieder aufstehen, einen neuen blutigen März erleben . . . ."

„Zu unserm eigenen, blutigen Schaden!" sprach Dr. Rubow mit tiefem Ernst; „denn man wird den Volksunwillen nicht herausfordern, ohne gewaffnet zu sein für alle möglichen Fälle. Wenn der Volkswille (ich verstehe darunter nicht den Willen eines zusammengerotteten Haufens, nein, den Willen der ganzen Nation oder doch der überwiegenden Majorität) nicht das einzige Gesetz ist, welches Gültigkeit haben darf, so haben wir vergebens gekämpft; so ist vergeblich das Blut unserer Brüder auf den Barrikaden vergossen. Daß der Wille des Volks allein zur Geltung komme, das, mein

braver Waffenbruder, ist das Princip, von welchem die ächte Demokratie ausgeht, und das ist die Gesinnung eines jeden ehrlichen Demokraten. Die Reactionärs nennen uns daher auch die Umsturzpartei, um uns in den Augen der Ruhe und Frieden liebenden Bürger zu verdächtigen. Der Unterschied aber zwischen ihnen und den Demokraten ist einfach der: die Demokraten wollen den Willen des Volks als das höchste Gesetz anerkannt wissen ....“

„Ja, wenn dieser nur immer ein vernünftiger wäre,“ sprach der dicke Hauptmann der Bürgerwehr vor sich hin. Doch Rubow fuhr fort in seiner Rede, ohne auf diesen Einwurf zu achten:

„Damit die Verbesserungen in der Staatsmaschine auf friedliche und gesetzliche Weise aus dem Volke selbst hervorgehen können. Die Gegenpartei, das heißt die Reaction, will das bestehende Gesetz, weil es so lange zu ihrem Vortheil so bestanden hat, mit List oder Gewalt aufrecht erhalten wissen, und wenn deshalb auch alle Jahre eine Revolution ausbrechen und Millionen Leute, wie damals in Schlesien, dabei verhungern sollten.

„Und darum, meine Freunde,“ schloß der Redner, „hat sich das Volk bewaffnet, um den allgemeinen Volkswillen selbst gegen die Soldateska der Reaction mit Gewalt der Waffen aufrecht erhalten zu können.

Und das ist die höhere Aufgabe der Bürgerwehr, die Sie, meine braven Kameraden, entschieden und fest ins Auge fassen müssen, und Sie werden über die Beschwerden des Bürgerwehrdienstes keine Klage mehr führen. Die gesetzliche Freiheit ist ein erhabenes, unschätzbares Gut für ein Volk, und jeder brave Patriot wird Gut und Leben daran setzen, daß uns kein Titelchen davon verkümmert werde."

„Bravo, bravo!"

„Und darum," fuhr er fort, „dürfen wir die Soldaten, die unsere Brüder erschossen haben, noch nicht zurückrufen, weil unsere Bürgerwehr noch nicht vollständig organisirt und noch nicht genügend genug in den Waffen geübt ist, um jede unsere Freiheit androhende Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Darum, brave Kameraden, lassen Sie uns ausharren in allen den Beschwerden eines ungewohnten Waffendienstes, lassen Sie uns üben in den Waffen, und wenn das überall geschieht in allen Städten der Monarchie, bei dem Landvolk wie bei dem Bürger, dann, aber auch nur dann bleibt unsere Freiheit gerettet und jede Reaction, selbst die der Gewalt, bleibt dann Unmöglichkeit."

Ein jubelndes „Bravo!" erschallte, man drückte dem Redner die Hand und Einer umarmte den Andern; das war im engern Bürgerwehrkreise eine herzliche Ver-

brüderung und bald sollte sie mit patriotischer Begeisterung weiter um sich greifen.

Da ertönte der Wachtruf: „Heraus!“

Alles eilte zu den Waffen. Es war nur die Ablösung der Wache. Die Trommel rasselte. Das Gewehr wurde präsentirt. Die neuen Wachposten marschirten aus und das Commando lautete: „richt't Euch!“ Die Gewehre wurden aufgestellt. Alles kehrte zu den Bierkrügen zurück und Doctor Rubow nahm vom Hauptmann Faulbach auf einige Stunden Urlaub, da er im Hotel de Russie eine politische Mission habe.

. . . .

Im Hotel de Russie hatten sich nach beendigter Begräbnißfeier zu einem gemeinschaftlichen Abendessen diejenigen Männer zusammen gefunden, welche die sociale Bedeutung unserer Revolution aufgefaßt und zunächst die ersten Schritte zu thun beschlossen hatten, die nothwendig waren, um dem Princip der Demokratie auch bei Denjenigen eine deutliche Geltung zu verschaffen, die noch ohne klares Bewußtsein davon doch dem innern Drange desselben folgten. Diese Gesellschaft fand sich damals ohne bestimmte Verabredung im Lokal der Zeitungshalle zusammen. Am Abend zuvor, also am 21. März, kam dort zuerst der Gedanke zur Sprache, daß es nothwendig sei, bei Gelegenheit der am folgenden Tage statt habenden großen Begräbnißfeier in einer

an der Gruft der gefallenen Barrikadenhelden zu haltenden Rede auf die sociale und demokratische Richtung unserer Revolution hinzuweisen, und damit wurde der nachmalige Abgeordnete der linken Seite, Assessor Jung, beauftragt.

Dieselben Männer, unter diesen Dr. Rubow, faßten nun am Abend des Begräbnißtages in ihrer Versammlung im Hotel de Russie den Beschluß, einen großen politischen Club zu bilden. Das geschah in den folgenden Tagen. Es war der Anfang einer Organisation demokratischer Bestrebungen, die nachmals in Berlin so große Macht und Bedeutung gewonnen haben.

Damals aber hatte die Demokratie noch eine ganz andere Farbe und Bedeutung, wie später. Noch hörte man keine jener langen und studirten Reden, wie sie später in Clubs und Volksversammlungen sich so breit machten, als schon Ehrgeiz und Selbstsucht an die Stelle der Begeisterung getreten waren. Jeder sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Selbst die Debatten des Clubs, zu dessen Vorsitzenden Dr. Eichler gewählt wurde, zeichneten sich durch Unklarheit der Tendenz aus. Man hörte noch keine Spaltung der Principien. Das einzige Princip, das allgemein Geltung fand, war der Act der Versöhnung, zu dem ein Jeder beitragen zu müssen glaubte, nachdem ihm das blutige Drama des Bürgerkrieges beendigt schien.

Damals war kein Haß, kein Groll in unserer Brust gegen unsere vormaligen Unterdrücker. Man hatte ihnen von Herzen vergeben mit dem Siege zugleich und als eine Schmach würde man es betrachtet haben, wenn Jemand die Besiegten deshalb hätte verhöhnen wollen.

Das war die Demokratie des März. Sie kannte noch keine Drohung, noch keine Henkerstricke, keinen Haß; sie kannte nur Frieden und Versöhnung.

Aber es bedurfte nur weniger Tage, und der süße Traum von Frieden, Fortschritt und Versöhnung war gestört. Die Reaction begann ihre Thätigkeit und die Demokratie organisirte und erhöhte die ihrige. Die conservative Partei glaubte der Begeisterung, welche die Massen ergriffen hatte, eine Schranke entgegensetzen zu müssen und bildete den constitutionellen Club des Verstandes.

So kam es zum Kampf und von beiden Seiten zu Extremen. Das Wohl des Vaterlandes führte Jeder im Munde, aber Eitelkeit und Selbstsucht im Herzen.

Borussia verhüllte ihr Haupt, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche der Genius des Vaterlandes im Stillen weinte.

Drittes Buch.

Der König in Potsdam. — Der Offizier und der Demokrat. — Voigt's Blumengarten. — Nächtliche Promenade. — Die Freunde. — Die Unglückliche. — Der Sprung ins Wasser. — Morgenpromenade. — Der leidenschaftliche Italiener. — Einführung der Unglücklichen in die gräfliche Familie. — Mittheilungen des Herrn von Kater. — Ein demokratischer Mephistopheles. — Wahnsinn.

„Es handelt sich jetzt nur um eine schlechte Partei, die unter jedem Vorwande Anarchie will und das Wort Republik nur als Aushängeschild gebraucht. Nicht etwa, als ob ihnen die republikanische Regierungsform mehr zusagte und sie sie lieber ertrügen als jede andere; ihnen ist jede regelmäßige und kräftige Regierung, mag sie republikanisch oder monarchisch sein, in gleicher Weise zuwider. Aber unter der Republik erwarten sie für sich stärkere Waffen und schwächere Schutzmauern gegen sich."

Guizot.

1.

Es war Sonnabend am 25. März einer der sonnenhellen freundlichen Frühlingstage, welche nach solchen Ereignissen, die uns der blutige Kampf des 18. März gebracht hat, die Seele der Menschen unwillkürlich mit Hoffnungen eines nun endlich erwachenden Völkerfrühlings erfüllt.

Ein solcher Frühlingstag gewährt nicht leicht irgendwo

einen höhern Reiz, als in Potsdam. Diese schöne Sommerresidenz des Königs mit ihren anmuthigen Umgebungen lag da im Morgenneglígé einer aus dem Winterschlaf erwachenden Natur, umgeben von ihren silbernen Seespiegeln der Havel und ihren knospenden Waldeshöhen, von Schlössern und Parks, wovon das alte, in verjüngter Schönheit wieder auferstandene Sanssouci ergreifende Erinnerungen an Friedrich den Großen gewährt; umringt von Parkanlagen und herrlichen Promenaden, welche die mit Villen im italienischen Styl malerisch geschmückte Landschaft durchschneiden, so lag sie da, diese königliche Sommerresidenz, wie eine Braut, die sich zum Empfange ihres hohen Bräutigams schmücken läßt; und doch herrschte auch hier seit den blutigen Märzereignissen ein unheimlich bewegtes Leben.

An den Fenstern, auf Promenaden oder in zurückgeschlagenen Victoriachaisen sah man jene feinen, blassen, aristokratischen Frauengesichter, welche vornehmen Refugiés aus Berlin angehörten, die, den dortigen Barrikaden entflohen, sich hier in ihren noch ganz fremden Umgebungen unheimlich fühlten. Man sah Gardeoffiziere in größeren und kleineren Gruppen zusammenstehen und der Ernst ihrer Haltung, die Trauer auf ihren Mienen bewies, daß sie die Berliner Ereignisse besprachen. Die deutsche Fahne wehte von allen königlichen und prinzlichen Schlössern und öffentlichen Ge=

bäuden, selbst aus den Fenstern einiger Privatwohnungen, als sei Deutschlands Schwarz=Roth=Gold noch die letzte Aegide des bedrohten schwarz=weißen Preußenthums. Und nach dem Bahnhof, über den Paradeplatz, am Lustgarten, vor dem Schlosse und über die lange, eiserne Brücke mit den reizenden Havelprospecten an beiden Seiten, den Schiffen und bewaldeten Höhen, zogen alle Tage, besonders Abends Tausende von Menschen aus allen Ständen, Alle brüderlich mit der deutschen Kokarde geschmückt, um auf dem Perron des Bahnhofes Neuigkeiten von Berlin zu erfahren. Das Perron des Bahnhofes glich damals einer Börse, auf welcher in einer großen Geldkrisis die höchsten Interessen des Staats besprochen wurden, und so oft ein Bahnzug ankam, wurden Bekannte und Unbekannte, die von Berlin her eintrafen, förmlich bestürmt und umlagert von Menschenhaufen, die sich wie eine Mauer um sie schlossen, wenn etwa Einer oder der Andere erzählte, was sich in dem großen Brennpunkt der Bewegung wieder ereignet hatte, oder mitgebrachte Placate vorlas.

Dazwischen sah man einzelne Offiziere, die ebenfalls auf Neuigkeiten horchten, oder auch Bataillone von Soldaten mit Gewehr und Gepäck, die in den langen, sechsrädrigen Eisenbahnwaggons entweder aus der Umgegend von Berlin zurückkehrten, oder dorthin abgingen.

An keinem Tage aber war dieses Volksleben auf dem Bahnhofe und der dahin führenden langen Brücke lebhafter gewesen, als am 25. März Vormittags. Da hieß es von Mund zu Mund: „Der König wird kommen.“

Und nun wollte Jeder seinen König wieder sehen und es herrschte das Gemeingefühl im Volke, als wolle der König nach den sechs angstvollen Tagen in Berlin sich zu seinen lieben Potsdamern flüchten, um dort ein Asyl der Ruhe zu finden, welches das bewegte Berlin mit seinen bis auf den Grund aufwühlenden Volkswellen nicht mehr gewähren konnte.

Die Verheißungen des Königs hatten ihn uns doppelt theuer gemacht. Das war nicht mehr der alte Beamten- und Philisterservilismus, der vom Hofe lebte und dafür unterwürfig sein zu müssen glaubte, es war das freie Gefühl eines erwachten Bürgerthums, es war der Mannesstolz, der jedes Herz ergriff bei dem Bewußtsein des nun frei gewordenen Staatslebens, es war die freie Huldigung eines aus der Knechtschaft der Büreaukratie befreiten Volkes, welches dem Könige die Liebe, Verehrung und Theilnahme beweisen wollte, die man damals für Friedrich Wilhelm den Befreier allgemein empfand.

Der Magistrat und die Stadtverordneten und die Schützengilde, letztere jedoch ohne Waffen, die Vor-

steher dieser städtischen Corporationen mit ihren goldenen Ehrenketten geschmückt, hatten sich aufgestellt auf dem Perron der Eisenbahn und bildeten Spalier bis zu der Thür, die in die königlichen Gemächer führte. Als der König um elf Uhr mit einem Extrazuge auf der Eisenbahn angekommen, mit wenigen Personen seiner Umgebungen aus seinem schönen Salonwaggon heraustrat, brach wie ein rauschender Strom ein ungeheurer Volksjubel los. Der König dankte freundlich und bestieg mit dem diensthabenden Flügeladjutanten seinen offenen vierspännigen Wagen und der silberbetreßte Leibjäger mit der Federwelle auf dem Hute schwang sich auf den Hintersitz. Ein Vorreiter ritt voran.

Unter lebhaftem Hurrah, diesem leider noch immer gehörten russischen Jubelruf, wollte das Volk die Pferde vom Wagen spannen, um seinen König selbst nach dem Schlosse zu führen; aber der König stand auf und sprach: „Kinder, ich denke so, als wäre es geschehen; ich habe Eile, darum haltet mich nicht auf!"

Und nun rollte der königliche Wagen unter Volksgruß und Volksfreude über die Brücke, durch die Colonnade nach dem königlichen Schlosse.

Dort, auf dem großen Paradeplatze vor dem Lustgarten und dem Schlosse stand nach abgehaltener Wachtparade das ganze Offiziercorps der drei Gardecavallerieregimenter, des ersten Garderegiments zu Fuß und des

Gardejägerbataillons, Alles in der glänzenden, reichen Paradeuniform.

Dieses glänzende Offiziercorps wurde sogleich aufs Schloß befohlen, wo sich auch städtische Deputationen befanden.

Der König empfing das Offiziercorps und die Behörden im Marmorsaal. Draußen vor dem königlichen Schlosse im Lustgarten harrten Tausende und Abertausende auf Mittheilungen, was der König in der großen Krisis dieser Zeit zu seinem Militär gesprochen haben werde. Endlich, nach einer halben Stunde, war die Audienz beendigt und man erfuhr nun, was der König, dem die Gabe der freien Rede in seltener und geistvoller Weise zu Gebote steht, gesprochen hatte. Mehrere der Anwesenden hatten die königlichen Worte, so gut es gehen wollte, nachgeschrieben; Andere hatten Dieses und Jenes aus dem Gedächtniß ergänzt und so war denn im Wesentlichen folgender Inhalt der königlichen Rede zusammengestellt:

„Ich bin nach Potsdam gekommen," soll der König gesprochen haben, „um meinen lieben Potsdamern den Frieden zu bringen und ihnen zu zeigen, daß ich in aller Beziehung ein freier König bin; den Berlinern aber auch zu beweisen, daß sie von Potsdam aus keine Reaction zu befürchten haben, und daß alle die beunruhigenden Gerüchte durchaus unbegründet sind. —

Ich habe den gesunden und edlen Sinn meiner Bürger kennen gelernt; in Berlin ist bei dem Mangel an städtischen Sicherheitsbehörden die tiefste Ruhe. Ich bin niemals freier und sicherer gewesen, als unter dem Schutz meiner Bürger. — Was ich gegeben und gethan habe, das habe ich aus vollster und freier Ueberzeugung gethan und längst vorbereitet; nur die großen Ereignisse haben den Abschluß beschleunigt und keine Macht kann und wird mich nun bewegen, das Gegebene zurückzunehmen; auch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es zu Deutschlands Heil nothwendig ist, mich an die Spitze der Bewegung zu stellen. — In Berlin herrscht ein so ausgezeichneter Geist in der Bürgerschaft, daß es in der Geschichte ohne Beispiel ist; ich wünsche daher, daß auch das Offiziercorps den Geist der Zeit ebenso erfassen möge, wie ich ihn erfaßt habe, und daß Sie Alle von nun an ebenso als treue Staatsdiener sich bewähren mögen, wie Sie sich als treue Soldaten bewährt haben. — Sollte in Berlin das Eigenthum gefährdet oder die Ruhe und Ordnung gestört werden, so wird in dem Falle, daß die Bürgerschaft Militärhülfe verlangen sollte, Militär nach Berlin gezogen werden, um mit dem Bürger Hand in Hand gemeinschaftlich für Ruhe und Ordnung zu wirken; über die weitere Gestaltung im Militärwesen sind die desfallsigen Anordnungen abzuwarten."

Unter demselben Jubelruf fuhr der König um zwölf Uhr mit dem gewöhnlichen Bahnzuge nach Berlin wieder ab. Die königlichen Worte, die anfänglich nur in einzelnen Bruchstücken im Publicum bekannt wurden, hatten Freude, Frieden und Versöhnung in alle Gemüther gebracht, und gewiß, viele Herzen sagten ihm aufrichtig Dank dafür.

In ungewöhnlicher Weise sah man mehrere Civilisten aus den höheren Ständen sich unter die aus dem Schlosse zurückkehrenden Offiziere mischen, um sich zu erkundigen, was der König gesagt habe. Nur Wenige standen solchen Fragern Rede, und die etwas erzählten, sahen sich bald von einer Masse Neugieriger umdrängt und brachen dann ihre Mittheilungen ab.

Zwei Herren, deren Wesen und vornehme Haltung sogleich die Aristokraten verrieth, traten jetzt in den Kreis der Gardeducorpsoffiziere, die mit ihren weißen, roth vorgestoßenen Waffenröcken und den hellpolirten Kürassen und vergoldeten Helmen mit dem auffliegenden silbernen Adler auf der Spitze, in Hinsicht des Paradeglanzes alles andere Militär der Armee übertreffen. Dort suchten die beiden Civilisten einen hochgewachsenen, schlanken, jungen Offizier auf, der mit seiner Höflichkeit und dabei doch gemessenem militärischen Anstande sie begrüßte.

„Nun, mein Sohn," sprach der alte Graf von

Padden = Triton, „Herr von Kater und ich wünschten zu wissen, was der König nach solchen Ereignissen zu seinem Gardeoffiziercorps gesprochen.“

Der hochgebildete junge Mann lächelte schmerzlich; dann sprach er mit einer Reminiscenz aus seiner Cadettenzeit her eine Stelle aus Virgils Aeneide:

„Noli regina renovare dolores,“ *) dann, als habe er schon zu viel gesagt, fuhr er fort: „Ohne Zweifel hat der König höchst weise Gründe gehabt, zu uns im rein demokratischen Sinne zu reden und uns, denken Sie sich, Vater, ein Offiziercorps der Garde, das noch die blutende Wunde einer schimpflichen Verweisung in Berlin im Herzen trug, zu gleicher Gesinnung aufzufordern.“

„Und das Offiziercorps? . . . .“

„Empfing mit schweigender Resignation diese Weisung, und wird auch — und sei es mit blutendem Herzen — gehorchen; denn Subordination ist die erste Pflicht eines ehrliebenden Soldaten.“

„Brav, mein Sohn! in der Selbstverleugnung besteht heute zu Tage die große Kunst jedes Mannes von Ehre. Der Herr giebt uns davon ein erhabenes Beispiel, das wir nachahmen sollen.“

---

*) Verschone mich, Königin, mit der Erneuerung meiner Schmerzen.

„Ich fürchte," bemerkte Herr von Kater, „der König fühlt wirklich, was er sagt und meint es ehrlich mit der Canaille; dann wäre Alles verloren."

„Fürchten Sie nichts, lieber Baron. Es lehrt die Geschichte aller Revolutionen, daß Mißbrauch der Freiheit stets zum Rückschlag geführt hat. Die Revolution trägt allemal die Contrerevolution schon in ihrem Schooße. Schiller sagt: wo die Kunst gefallen, da ist sie durch die Künstler gefallen, und unsere Zeit wird uns lehren: wo die Freiheit gefallen, da ist sie durch ihre eifrigsten Jünger gefallen. Geben Sie Acht: das Volk wird, aufgeregt durch die Wühler der Demokratie, seine Ansprüche bis zum Unerreichbaren steigern. Die Massen und ihre Vertreter werden Unmögliches fordern, die Preßfreiheit wird in Frechheit, das Versammlungsrecht in Anarchie, und selbst die künftige Nationalvertretung, die, wie man vernimmt, auf die breiteste Grundlage des Proletariats gebaut werden soll, wird ein Kampfplatz persönlicher Eitelkeiten und Conventsgelüste werden; es wird dahin kommen, daß der ganze Mittelstand, die Bourgeoisie, sich nach Ruhe und Frieden um jeden Preis sehnt und dann wird es die Zeit sein, durch einen raschen, energischen Schritt die Contrerevolution herbeizuführen und die bisherigen socialen und staatlichen Zustände, bei welchen sich Adel und Beamte wohl befunden haben, wieder herauf zu beschwören."

„Liebster Graf, das war ja direct meine Meinung," sprach Herr von Kater mit einer ungewöhnlichen Wärme, „und daher bleibt es jetzt die Aufgabe eines jeden Wohlgesinnten, jene Leute, die sich Volksführer nennen, zu dem höchsten demokratischen, selbst republikanischen Unsinn aufzustacheln. Die Anarchie muß sich erst organisiren und für permanent erklären; der Communismus muß jedes Eigenthum bedrohen, der Socialismus die Familie wie die Gesellschaft über den Haufen werfen, dann erst wird die Zeit sein, mit Kanonen und Bajonnetten und Belagerungszuständen jenen verruchten Liberalismus zu vernichten."

„An unserer Hülfe soll es nicht fehlen," sprach der Rittmeister Graf Padden-Triton, „das Heer ist treu, der Soldat an Disciplin gewöhnt und seit Jahren schon aus Princip dem Bürgerthum entfremdet."

„Dann, meine Herren," fuhr Herr von Kater mit Feierlichkeit fort, „möge die Guillotine vollenden, was die Shrapnells, Spitzkugeln und Bajonnette begonnen haben werden. Meine Herren, ich fordere nicht viel, höchstens **10,000** Köpfe aus dem Berliner Proletariat, wozu ich auch ihre Führer, die brodlosen Literaten rechne, unter dem aber geht es nicht; denn ehe nicht diese ganze Armee der Demagogen vernichtet sein wird, ist an eine Wiederherstellung der alten Ordnung und unserer Privilegien nicht zu denken."

„Ihrem Vorschlage, lieber Baron, widerstrebt die Humanität unseres Jahrhunderts."

„Ei was, Humanität! mit Humanität läßt sich der leidige Zeitgeist nicht unterdrücken. Es wird eine Zeit kommen, wo wir der Robespierres, Marats und Dantons, aber nicht gegen den Adel, sondern gegen die Pöbelherrschaft bedürfen. Ich fordere hundert Guillotinen, die, um schneller wirken zu können, mit Dampfkraft in Activität gesetzt werden müssen."

„Warum nicht gar die Eisenbahnzüge als Guillotine benutzen?"

„Sie bringen mich da mit Ihrer ironisch gemeinten Bemerkung im vollen Ernst auf einen glücklichen Gedanken, lieber Graf. Ein solcher Bahnzug schneidet, wie zahlreiche Selbstmorde bewiesen haben, mit Leichtigkeit hundert Köpfe von auf die Schienen gelegten Verbrechern glatt vom Kopfe ab, was will man mehr, um glücklich zu sein? Zehn Bahnzüge täglich bringen tausend Opfer; das zehn Tage lang wiederholt und der Sieg ist unser."

„Sie sind entsetzlich mit Ihrem Heilmittel."

„Wer den Krebs ausschneiden will, darf das Messer nicht scheuen; große Uebel erfordern große Heilmittel; hat ein Cavaignac in Paris sich nicht gescheut, an 40,000 rebellische Proletarier theils erschießen, theils deportiren zu lassen, so dürfen wir auch keine kindische

Weichherzigkeit haben, wenn es gilt, mit **10,000** Köpfen die gute, alte Zeit wieder herzustellen. Ich werde nach Berlin zurückkehren und dort contreminiren, um die Anarchie zu fördern, die sich dann leichter stürzen lassen wird, wenn wir die Bourgeoisie auf unserer Seite haben werden. Ihre Aufgabe indeß, meine Herren, wird es sein, so viel als möglich um die Person des Königs eine Camarilla zu bilden, die aber vorsichtig und ganz unmerklich dem Herrn die Ueberzeugung unterzubreiten suchen muß, daß mit der Demokratie im Bunde keine monarchische Regierung bestehen könne."

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch dadurch unterbrochen, daß der König in den Wagen stieg und unter dem Jubelruf der Menge nach dem Bahnhofe zurückfuhr.

. . . .

Zu derselben Zeit hatte einer der jüngeren Gardeoffiziere von der Infanterie im Augenblick des Auseinandergehens einen Berliner Civilisten bemerkt, der ihn mit den Augen aufgesucht zu haben schien; denn plötzlich erheiterte sich sein Antlitz, als Jener auf ihn zukam.

Der Offizier war der Gardelieutenant Graf Roger von Padden-Triton. Eine seltene Ausnahme von der sonstigen Zurückhaltung seiner Standesgenossen gegen Civilisten, welche besonders in Gegenwart von Kameraden mit strenger Etiquette beobachtet wurde, schloß

sich der Lieutenant Graf Roger mit lebhafter Wärme an seinen Freund, und indem er nach gegenseitiger herzlicher Begrüßung ihn aus dem Menschengetümmel führte und ihn zu einer Promenade in die an der Havel und der Eisenbahn liegenden Theile des Lustgartens einlud, fragte er lebhaft: „Wie steht's in Berlin?"

„Arbeitercrawalle, Volksversammlungen," entgegnete Dr. Rubow, denn der war der Fremde, „überall noch heillose Unklarheit! Das muß bald besser werden, wenn wir die Freiheit retten wollen. Schon beginnen demokratische und communistische, selbst republikanische Wühlereien ihr unheilvolles Streben. Die urtheilslosen Massen sind leicht zu verführen. Die Arbeiter rücken vor das Rathhaus und das Schloß und haben in der That schon durch ihre imposanten Massen den Magistrat und die Minister gezwungen, für weniger Arbeitsstunden höheres Tagelohn zu verwilligen und ungeheure Summen für Erd- und Bauarbeiten, die dem Gemeinwesen keinen Nutzen gewähren, anzuweisen. Wie lange soll das vorhalten? Ich bin für die Freiheit; aber eben deshalb — und das liegt in der Natur der Sache — kann die Arbeit und Löhnung nur auf dem Wege der freien Einigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern gesichert werden; hier aber wollen die Arbeiter durch Terrorismus erzwingen, was ihnen der freie Vertrag nie gewährt haben würde.

„Das ist Pöbelherrschaft, keine Volksfreiheit!“ entgegnete der Lieutenant. „Und in den Volksversammlungen? ....“

„Wird berathen, ob man das neue Wahlgesetz der Begutachtung der vom Könige zusammenberufenen alten vereinigten Stände aussetzen dürfe, ob es nicht besser sei, der König schreibe gleich aus eigener Machtvollkommenheit die Urwahlen zur Nationalversammlung aus?“

„Welche Inconsequenz! Man hält es für eine Aegide der Freiheit, daß kein Act der Gesetzgebung aus eigener königlicher Machtvollkommenheit hervorgehe und nun entblödet man sich nicht, zu verlangen, daß das wichtigste Reichsgrundgesetz octroyirt werde und damit würde es im constitutionellen Staate alles Rechtsbodens entbehren. Ich bin der Meinung, daß ein Gesetz nur rechtlich bestehen kann, wenn es in gesetzmäßiger Form entstanden ist. Deshalb war die Anknüpfung der neuen Verfassung an die alte, durch Vermittelung der frühern Stände, eine rechtliche Nothwendigkeit, die man nicht umgehen durfte, ohne zugleich der neuen Verfassung von vornherein jede rechtliche Grundlage zu entziehen; darum würde ich unbedingt für den Anknüpfungspunkt durch den vereinigten Landtag stimmen.“

„Auch ich,“ entgegnete Dr. Rubow, „bin derselben Meinung, aber ich habe deshalb schon vielfache vergebliche Kämpfe gehabt. Die Demokraten wollen außerdem

noch directe Wahlen. Denken Sie sich, die ganze urtheilslose Masse der Proletarier soll direct ihre Volksdeputirten wählen. Der brodlose Arbeiter, der demoralisirte Bummler, der vielleicht um fünf Silbergroschen einen falschen Eid schwört, soll bei der Wahl der Deputirten dasselbe Stimmrecht haben, wie der Staatsbürger, der alljährlich dem Staate Tausende steuert? Was wird daraus folgen? In bewegten Zeiten werden sich dieser Massen die Demagogen mit ihren verführerischen Reden bemächtigen und in ruhigen Zeiten werden sie durch Bestechungen daraus die Wahlarmee der Adels- und Geldaristokratie bilden und die Frage: wird's auch zum Heil des Staats gereichen, wird die letzte sein bei solchen Wahlacten. Es beruht auf reiner Illusion, daß directe Wahlen bei gleicher Berechtigung aller Volksclassen das reine Product des Volkswillens aussprechen. Die Ergebnisse solcher Wahlen auf breitester Grundlage werden immer mehr oder weniger die der Parteikämpfe sein. Doch brechen wir ab davon. Wir Beiden können es doch nicht ändern und müssen am Ende mit dem Strome schwimmen, wenn wir darin nicht untergehen wollen. Doch, was sagte der König?"

Der junge Graf las seinem Freunde vor, was er von der Rede des Königs schnell und unbemerkt nachgeschrieben hatte.

„Hoffen und vertrauen wir," sprach Rubow, „daß diese schönen Worte aufrichtig gemeint sind und die wahren Gesinnungen unsers Königs enthalten. Gebe der Himmel, daß das Volk sich durch Mißtrauen nicht verleiten lasse, Alles überstürzen zu wollen, und daß man den König nicht dahin bringe, endlich irgend eine seiner gegebenen Verheißungen zurückzunehmen oder zu schmälern."

„Gewiß, wir sind noch nicht am Ziel; wir stehen noch am Vorabend großer Ereignisse. Wird es auch nicht leicht mehr zu einem Kampfe mit den Waffen kommen, denn der besitzhabende Mittelstand liebt die Ruhe um jeden Preis, so werden die Meinungskämpfe, die uns bevorstehen, von um so ernstern Folgen sein. Gebe Gott, daß Alles glücklich ende!"

In diesem Augenblick näherte sich ein Unteroffizier.

„Das wird eine Ordonanz vom Commandeur sein," sprach der Lieutenant, „man wird bemerkt haben, daß ich mit einem Civilisten allein rede, und noch dazu mit einem Berliner Demokraten, den schon Ihr Bart verräth. Sie bleiben doch hier diese Nacht?"

„Wenn Sie es wünschen, lieber Graf."

„Ja, ich sehne mich danach, einmal mit einem vernünftigen, aufgeklärten und besonnenen Demokraten ohne Zeugen ein trauliches Wort zu reden. So treffen wir uns denn heute Abend in der Abenddämmerung in

Voigt's Blumengarten vor dem Nauer Thore; dann machen wir noch eine Promenade im Mondschein."

Rubow sagte zu und die Ordonnanz trat heran und brachte dem Lieutenant den Befehl, vor dem Oberst zu erscheinen.

„Da haben wir es," sprach er leise zu Rubow, „selbst unsere Gedanken wollen sie zu Sclaven der Subordination machen."

2.

Voigt's Blumengarten, der übrigens alles Andere, besonders eine gute und billige Restauration, reichlicher gewährte, als Blumen, gehört, wie die Salons und das Plateau auf dem Bahnhofe und die Harrachsche Gartenrestauration in dem die herrlichsten Wasserprospecte gewährenden Dörfchen Klein-Glienicke, gerade dem Park und Schlosse des Prinzen Carl gegenüber, zu den fashionablen Vergnügungsorten, die auch von Gardeoffizieren besucht werden, welche dort, freilich abgesondert von der bürgerlichen Gesellschaft, in Gruppen zusammensitzen oder in einem besonderen Zimmer ihren Kaffee trinken.

So war denn auch im Voigtschen Gartenlokale am Abend des Tages, an welchem der König Potsdam besucht hatte, eins der kleinen Zimmer im neuen Anbau des Hauses ungewöhnlich zahlreich mit Garde-

offizieren vom ersten Garderegiment zu Fuß und vom Gardejägerbataillon gefüllt und hier wurden die Ereignisse des Tages und der Märzbewegungen in Berlin auf das Lebhafteste, wenn auch im loyalen Sinne und einer schonenden Zurückhaltung, besprochen. Die lebhafteste Sympathie aber fand der Prinz von Preußen, dieser hochritterliche, von den edelsten Gesinnungen beseelte Thronfolger, der vor der Revolution als Chef des Gardecorps der Abgott der Soldaten und Offiziere gewesen war. Jetzt befand sich dieser hohe Prinz in England im Exil, um ihn vor der irregeleiteten Volkswuth zu schützen. Er wurde, wenn auch mit Unrecht, wie sich später erwies, sowohl von der Aristokratie als vom Militär, als die Hauptstütze einer künftigen Reaction betrachtet und die Demokraten lebten in steter Besorgniß und verbreiteten die Meinung unter dem Volke, daß der Prinz von Preußen ein Heer treuer Soldaten nach Berlin führen und so mit Gewalt der Waffen die errungene Freiheit wieder unterdrücken und die absolute Gewalt, unter welcher sich das Militär, der Hof und der Adel so wohl befunden hatten, wieder herstellen werde.

Also Stoff genug zu einem Gespräch, das alle Gemüther bewegte. Wir wollen demselben nicht folgen, da wir uns den Geist und den Inhalt dieser politischen Discussionen leicht denken können.

Plötzlich, wie auf Commando, schwieg Alles. Jeder Blick war nach der Thür gerichtet, wo, ein unerhörter Fall in diesem exclusiven Lokal, ein bärtiger Civilist, den Niemand kannte, eingetreten waren.

Der Fremde ließ, ohne in Verlegenheit zu gerathen, seine Blicke forschend über die Gesellschaft hinstreifen.

„Suchen Sie hier Jemand, mein Herr? Kann ich vielleicht dienen . . . .?“ fragte ein junger Offizier mit einer Taille, die jeder Dame Ehre gemacht haben würde, in einem etwas spitzen Tone.

„Ich danke,“ entgegnete der Fremde kalt und höflich, „Der, den ich suchte, befindet sich nicht hier!“ Mit diesen Worten zog er sich wieder zurück.

Nachdem er die Thür hinter sich geschlossen hatte, entfesselte sich das Wort wieder.

„Wer war das?“ „Was wollte Der?“ „Wen suchte er?“ „Sicher ein Berliner Demokrat; ein hiesiger hätte es nicht gewagt, hier einzutreten.“ „Unverschämte Leute diese Berliner Demokraten!“ „War es nicht derselbe, der heute nach der Audienz bei dem Könige mit dem Lieutenant Graf Padden-Triton . . . .?“ „Ach, ja, ja, ja! nun erklärt's sich, wen er suchte.“ „Dieser ehrenwerthe Herr Kamerad soll darüber schon eine Reprimande empfangen haben.“ „Wenn er nur nicht noch größere Unannehmlichkeiten davon haben wird!“ „Seine Gesinnungen stehen diametral denen seines Vaters und seines

Bruders, des Gardeducorpsoffiziers entgegen.“ „Geben Sie Acht, meine Herren Kameraden, ob es nicht noch dahin kommen wird ....“ „Brechen wir ab davon!“ „Sollten sich seine demokratischen Gesinnungen weiter entwickeln, so möchte es leicht dahin kommen, daß ein Ehrengericht entschiede, ob man mit ihm fortdienen könne.“ „Mein Herr Kamerad, ich bin ein Freund des jungen Grafen und ich müßte bitten sich darüber zu erklären, ob Sie damit etwas seiner Ehre Zuwiderlaufendes andeuten wollten?“ „O keineswegs; Graf Roger ist durchaus ein Ehrenmann und ich erlaube mir meine Bemerkung blos in der wohlwollenden Absicht, seine Freunde darauf aufmerksam zu machen, in welcher Gefahr sich ein Militär befindet, der sich von dem Geiste entfernt, welcher das Heer beseelen soll.“

Während diese kurzen Bemerkungen im Offizierkreise mit halblauter Stimme hin- und hergeworfen wurden, ging der Fremde durch das sogenannte Geheimrathszimmer, worin einige Geheim-, Ober-, Regierungs- und Rechnungsräthe mit zwei Stabsoffizieren ein hohes L'hombre oder Wisth spielten; dann durch den Billardsaal, in das Bürgerzimmer, in welchem einige wohlhabende Bürger und Beamte mit glimmenden Cigarren im Munde, in Wolken von Tabaksdampf gehüllt, ihre Stange Weiß- oder baierisch Bier tranken; Andere aber

ihre Portion trefflich bereitetes Beafsteak für sechs Silbergroschen zu sich nahmen.

Unbeachtet passirte der Fremde diese Zimmerreihe und trat durch die Glasthür in den mäßig großen Gartensaal. Hier endlich traf er den Gesuchten. Graf Roger stand auf von der Seite eines Spieltisches, wo er einer Schachpartie zugesehen hatte und begrüßte den Dr. Rubow, indem er ihm die Hand reichte.

Nachdem dieser eine kleine Erfrischung eingenommen hatte, verließen Beide den Saal und den Garten.

. . . .

Die beiden jungen Freunde gingen Arm in Arm am milden Frühlingsabend, als der Mond schon hoch am Himmel stand und ein magisches Licht warf auf die freundliche Häuserreihe an beiden Seiten der Spandauer Straße, auf die groteske holländische Mühle, auf die noch laublosen Platanen der Allee, die nach dem neuen Garten führt, mit ihren weißgeschälten Stämmen, die alljährlich ihre obere Rinde abwerfen, auf die russischen Blockhäuser der Colonie Alexandrowka und die moscheenartig erbaute russische Kirche auf der Höhe des Kapellenberges, auf den fernen Ruinenberg, aus dessen Fichtenkrone sich wie ein mittelalterlicher Wartthum das hohe, neuerbaute Belvedère erhebt; an allen diesen freundlichen Decorationen der umgebenden Landschaft gingen sie vorbei und immer weiter gehend passirten sie die schöne

Gartenrestauration von Elsmann's Elysium, in dessen großem Saale später der constitutionelle Club sich bildete und seine vielbesuchten Versammlungen hielt — der von den neuerbauten gothischen Doppelthürmen eines Belvedère auf dem Pfingstberge malerisch überragt wurde.

Nun betraten sie den stillen Fußweg, der durch die dichter stehenden Baumstämme eines noch ziemlich jugendlichen Waldes nach dem Dorfe Nedlitz und der nedlitzer Fähre führt.

Ihr Gespräch hatte sich im traulichen Waldesdunkel nach und nach von politischen Dingen auf dem menschlichen Herzen näher liegende Gegenstände gewendet.

Ehe wir darüber Mittheilung machen, sei es erlaubt, mit kurzen Worten die Veranlassung einer Bekanntschaft zu erwähnen, welche in eine Freundschaft übergegangen war, wie sie selten gefunden wird unter Personen von so verschiedenen Standesverhältnissen.

Graf Roger war als Cadett im Berliner Cadettenhause einst an einem schwülen Sommerabend heimlich, also ohne Aufsicht, zum Baden gegangen. Er war übrigens ein fertiger Schwimmer; doch ein bedeutender Wadenkrampf, der ihn plötzlich überfiel, brachte ihn in Lebensgefahr. Da wurde sein Retter ein Student, Namens Rubow. Dieser Name blieb ihm unvergeßlich; doch der edle Retter entzog sich der Dankbarkeit des jungen Gra-

fen durch eilige Entfernung, während Jener sich ankleidete. Er erkundigte sich nun auf der Universität nach dem Student Rubow. Man sagte ihm dort, Herr Rubow sei abgegangen, um auf einer anderen Universität seine Studien zu vollenden. Zwei Jahre später, als der Cadett Graf Roger von Padden-Triton sein Offizierexamen machen wollte, sah er sich um nach einem tüchtigen Lehrer in der Mathematik und ein Doctor legens an der Universität, Namens Rubow, wurde ihm empfohlen. Graf Roger ging zu ihm und erkannte mit freudiger Ueberraschung seinen Lebensretter.

Von diesem Tage an begann zwischen den beiden jungen Männern, die ebenso viel Geist als Gemüth hatten, eine herzliche Freundschaft. Graf Roger stand höher als Mensch, wie als Aristokrat, und Rubow hatte schon in verschiedenen Studentenverbindungen die damals verpönt gewesenen Lehren von den ewigen, unveräußerlichen Urrechten des Menschen, von dem Gesellschaftsvertrage, worauf allein nur der Staat beruhen dürfe, und von der Emancipation des Volks vermöge seiner fortgeschrittenen Bildung, die jeden Staatsbürger zur Theilnahme an der Entwickelung des Staatslebens berechtige, eingesogen. Nur sein klarer Verstand und sein gesunder Sinn hatte ihn vor den Verirrungen bewahrt, welche so viele seiner Freunde auf idealistische, unausführbare Freiheitsschwindeleien in der Politik gebracht

hatten. Und damit wurde der Grund zu der politischen Gesinnung beider jungen Männer gelegt, welche unter den Bewegungen der Märzereignisse eine entschieden liberal-demokratische, aber auch besonnen gemäßigte wurde.

Ein Ereigniß hatte noch dazu beigetragen, dieser seltenen Freundschaft gleichsam die Bluttaufe zu geben.

Bekanntlich war das Potsdamer Füsilierbataillon von dem dort in Garnison liegenden ersten Garderegiment zu Fuß in den Tagen des Kampfes nach Berlin commandirt gewesen, um an dem Kampfe gegen das Volk am 18. März und in der folgenden Nacht Theil zu nehmen. Da traf es sich, daß Graf Roger eine Abtheilung seiner Füsiliere gegen eine Barrikade führte, von welcher herab tüchtige Büchsenschützen, dem Anschein nach Studenten, ein lebhaftes Feuer gegen die Soldaten unterhielten. Der Lieutenant Graf Padden-Triton befand sich im vordersten Gliede der Angreifenden. Schon waren wirkungslos mehrere Salven gegen die Barrikade gefeuert; schon war der Bajonnettangriff im Sturmschritt befohlen, da erschienen zwei junge Männer auf der Höhe der Barrikade, die sich furchtlos den Kugeln einer ganzen Compagnie Soldaten aussetzten, während durch die Lücken des Baus von Seiten des Volks einige Gewehrläufe und Köpfe der Barrikadenvertheidiger sichtbar wurden.

Plötzlich erkannte Graf Roger den jungen Mann, der der Anführer der Barrikadenkämpfer zu sein schien, denn er schwang in der Linken eine schwarz=roth=goldne Fahne, während dieser in der Rechten mit dem blanken Säbel auf die anrückenden Soldaten deutete und wie das Militär deutlich hören konnte, rief: „Haltet auf den commandirenden Offizier, da steht Einer, der mit dem Degen.“

Es war Graf Roger, auf den jener Barrikadenanführer deutete, den er aber erst im nächstfolgenden Augenblick erkannte, als schon der zweite junge Mann, der neben ihm stand, die Büchse auf den Offizier angelegt hatte. In demselben Augenblick hatte aber auch der Lieutenant seinen Gegner, seinen liebsten Freund den Dr. Rubow erkannt.

Ein schrecklicher Moment! Die Gefahr war dringend; noch einen Augenblick und Beide wären auf gegenseitigen Befehl erschossen gewesen. Diesen zurückzunehmen, war für Rubow zu spät. Er schlug deshalb mit dem Säbel den bereits angelegten Büchsenlauf seines Kampfgenossen, und dieser war, wie sich später ergab, Niemand als Fritz Ohnesorge vom Voigtlande, zur Seite und die Kugel pfiff an den Ohren des Lieutenants vorüber und durchbohrte den Helm eines Nebenmanns. Der junge Graf war gerettet; aber auch sein Freund, der ohne allen Zweifel vom nächsten Rotten=

feuer, wenn sich an fünfzig Mündungen der sicher treffenden Zündnadelgewehre gegen seine Brust gerichtet haben würden, getödtet worden wäre, blieb unverletzt; der Anführer schwang sein weißes Taschentuch und rief: „Waffenruhe!“ und die Büchsen der Barrikadenschützen zogen sich zurück, während auch der Lieutenant commandirte: „Gewehr ab!“ und dann zum Zeichen, daß er auf friedliche Unterhandlungen eingehen wolle, auch seinerseits ein weißes Taschentuch an die Degenspitze befestigte und es hoch hielt.

Diesen Moment der Waffenruhe benutzte Rubow, seinen Kameraden zuzurufen: „Diese Barrikade, nur aus Holzwerk erbaut, läßt sich nicht halten. Dort vor uns wird Artillerie aufgefahren. Durch die Seitenstraßen läßt sie sich umgehen. Ziehen wir uns zurück, ohne weiter einen Schuß zu thun!“

Auf ähnliche Weise beruhigend sprach der Lieutenant zu seinen Umgebungen: „Diese Barrikade wird ohne Blutvergießen genommen werden, wenn wir unsern Gegnern nur einige Minuten Zeit zum Abziehen gewähren.“ Sein Hauptmann genehmigte den damit augenblicklich eingetretenen Waffenstillstand, der auch bald zur Uebergabe der Barrikade und zum Zurückziehen der Vertheidiger derselben führte. Es war gegen Morgen des 19., kurz vor Anbruch des Tages, und bald darauf ruhte in ganz Berlin der entsetzliche Kampf; die

Truppen zogen sich zurück und die Versöhnung der Gemüther begann, nachdem dem Schmerz durch die Bestattung der Todten sein Recht widerfahren war.

Was jeder der beiden Freunde in diesem entscheidenden Augenblicke empfand, vermögen Worte nicht zu beschreiben. Schreck, Angst, Freude folgten auf einander so blitzschnell, daß sie das ganze Innere durchzuckten und dennoch erforderte dieser ergreifende Augenblick die höchste Besonnenheit, Geistesgegenwart und rasche Entschlossenheit. Nur dadurch war die gegenseitige Rettung möglich geworden. Hätten beide Freunde ihren Gefühlen folgen dürfen, so würden sie einander in die Arme gestürzt sein, aber die Verhältnisse gestatteten das nicht. Ohne nur einen Druck der Hand gewechselt zu haben, zogen sie sich von beiden Seiten zurück. Aber was in jener ernsten Stunde in ihren edlen Herzen vorgegangen war, trug ihnen reichliche Frucht für das ganze Leben.

Und so erklärt sich denn das trauliche Verhältniß zwischen Beiden, das jedoch nicht bis zu einer äußeren Verbrüderung auf „Du und Du“ getrieben war. Sonst aber, ihrem Gefühl nach, betrachteten sie sich als Brüder und hatten über die leiseste Regung in ihren Herzen kein Hehl vor einander.

Graf Roger hatte zuerst sein Herz ausgeschüttet. Er hatte seinem Freunde seine unauslöschliche Liebe zu der

ebenso hochherzigen als lieblichen Jenny bekannt. Er hatte die Ueberzeugung ausgesprochen, daß sie ihn wieder liebe; aber auch daß ihre Charakterfestigkeit ihm keine Hoffnung gewähre, jemals ihr Jawort zu erlangen.

Rubow, der mit den Verhältnissen dieser Familie genau bekannt war, rieth ihm, entweder das seine Freiheit beschränkende Militärverhältniß ganz aufzugeben, oder um Versetzung in ein Regiment, das nach Schleswig-Holstein commandirt sei, nachzusuchen. Dann würde im erstern Fall schon das bedeutendste Hinderniß zu einer Vermählung nach seinen Wünschen gehoben sein und im zweiten Falle würde die Entfernung und die Gefahren, worin sie den heimlich Geliebten wisse, unabläßig auf ihr Gefühl einstürmen, um jeden Widerstand von ihrer Seite zu brechen.

„Nie wird Jenny einwilligen, gegen meine Eltern, die sie in ihrer Familie als Gesellschafterin so freundlich aufnahmen, undankbar zu erscheinen. Uebrigens ist ihr Geist frei genug, die sogenannten Standesunterschiede für einen Wahn, die Ueberhebung des Adels für eine Thorheit und die sociale und staatliche Bevorzugung desselben für eine in das Humantiätsschema unserer Zeit nicht mehr passende Usurpation zu halten. Sie selbst hat die Ueberzeugung, daß gleiche Bildung auch gleiche Berechtigung gebe, und daß es in den Zuständen einer höheren Gesittung nur einen Adel gebe, das sei der der

Seele; also die wahrhaft edle Gesinnung; das Hochgefühl des Herzens, das sich über alles Kleinliche zu erheben wisse; der Gemeinsinn, der keine engherzige Selbstsucht kenne; die geistige Freiheit, die sich nicht unter herkömmliche Vorurtheile beuge und die echte Humanität, welche in der Würde des Menschen im Erdenleben das Höchste anerkennen und die den Bettler von rein menschlich schöner Gesinnung höher stellen würde, als den Fürsten, der durch thierische Neigungen oder niedrige Selbstsucht seine Würde als Mensch verleugnet; der endlich das sittliche Princip nächst dem religiösen, als das Höchste gilt, und meine Schwester theilt diese Ansicht mit ihr und ich theile sie mit Beiden — wir haben oft mit Entzücken zugehört, wenn ihr im traulichen Gespräche unter uns Dreien das Herz aufging und sie dann mit hinreißender und herzerhebender Wärme diese ihre Gesinnungen entwickelte."

„Nun, dann ist ja jedes Hinderniß schon gehoben; auf solcher geistigen Höhe wird sie doch unmöglich das ganze Glück ihres Lebens den kleinlichsten Standesvorurtheilen zum Opfer bringen können."

„Und dennoch ist nichts zu hoffen. Jenny ist viel zu bescheiden, um diese ihre freieren Welt- und Lebensansichten, die leicht für Ueberhebung gehalten werden könnten, nur zu verrathen in Kreisen, wo sie nicht getheilt werden. Sie ist viel zu verständig, um nicht ein-

zusehen, daß das Reich der Ideale noch nicht gekommen sei. Sie fügt sich in die Verhältnisse, wie sie wirklich sind und würde um keinen Preis versuchen, sich einzudrängen in Verhältnisse, die nach den bestehenden Vorurtheilen niemals die ihrigen werden können. Sie fordert Freiheit für ihre Gedanken, aber achtet auch jede von der ihrigen abweichende sittliche Meinung und trägt selbst den entschiedensten Vorurtheilen für äußere Lebensverhältnisse Rechnung. Deshalb beobachtet sie in den äußern Lebensformen mit großer Delicatesse Alles, was die socialen Verhältnisse, wie sie einmal sind, von ihrer untergeordneten Stellung fordern, ohne jemals ihrer rein menschlichen Würde und höheren Weiblichkeit das Mindeste zu vergeben."

„Ein seltnes Mädchen, welche der Liebe eines edlen Mannes würdig ist."

„Gewiß, ein seltnes Mädchen; aber das eben bringt mich zur Verzweiflung, daß ich bis jetzt noch nicht die kleinste menschliche Schwäche an diesem Wesen habe entdecken können, an welche sich ein menschlich warmes Gefühl anhäkeln könnte, um sie aus dem magischen Kreise erkünstelter Verhältnisse loszureißen und in ein reines Naturleben voll Glück und Liebe einzuführen."

„Sie muß aus diesem Zauberkreise gerettet werden. Ich werde mir Mühe geben, ihr im Kreise meiner ziemlich ausgebreiteten Bekanntschaft ein Unterkommen in einer

gebildeten bürgerlichen Familie zu verschaffen; dort werden dann hoffentlich die hemmenden Rücksichten und Bedenken fallen und Sie, lieber Roger, werden dann neue Hoffnungen hegen dürfen, endlich das Ziel Ihrer Wünsche zu erreichen."

„Jenny wird meine Schwester nicht verlassen wollen, die ihr mit schwesterlicher Liebe zugethan ist."

„Dann bliebe noch die letzte Hoffnung, daß die Revolution endlich alle Standesunterschiede auslösche; daher, mein Freund, lassen Sie uns festhalten an dem Ringen und Streben nach politischer Freiheit. Was die ganze Welt glücklich machen soll, wird auch den Einzelnen in seinen kleinen Verhältnissen nicht unglücklich lassen."

„Sie berühren da eine Hoffnung, die uns noch fern steht. Ich glaube eher, daß wir uns noch am Vorabend großer Ereignisse befinden, als daß wir den Sieg der Freiheit schon errungen haben. Erzählen Sie mir lieber von der Kleinen, die Sie mit ihrer ohnmächtigen Mutter aus dem Getümmel der Begräbnisse der Märzhelden gerettet haben. Das Geschick dieses Mädchens interessirt mich; in ihren feinen Gesichtszügen und ihrem ganzen Wesen lag etwas Höheres, als man sonst bei den Töchtern des Proletariats zu finden gewohnt ist."

„Sie haben Recht, lieber Roger; Clärchen hat jene natürliche Bildung und Anmuth, die aus der Unschuld

und Reinheit des Herzens entspringt. Die Krankheit ihrer Mutter nöthigte mich, sie täglich zu besuchen. Je öfter ich bei dieser Gelegenheit das liebliche, unschuldige Mädchen gesprochen habe, desto mehr interessirt sie mich. Ich gestehe offen, daß, wenn ich jemals in die Lage kommen werde, mich verheirathen zu können, so würde ich keiner Andern meine Hand bieten, als diesem Mädchen aus dem Volke."

„Vielleicht wird auch Ihnen, lieber Rubow, die jetzige Bewegung eine günstigere Stellung im öffentlichen Leben bringen. Revolutionen bringen Anerkennung dem wahren Verdienste um die Menschheit und diese haben Sie schon vielfältig in Ihrer hingebenden Armenpraxis bewährt."

„Wie ich die Welt kenne, mein theurer Roger, so ist es in großen Volksbewegungen mehr die mit Eitelkeit sich vordrängende Selbstsucht, die sich in eine höhere bürgerliche Stellung aufzuschwingen weiß, als das bescheidene Verdienst, wenn es ein Verdienst ist, mit voller Hingebung des ganzen Lebens armen Kranken zu helfen und in der Wissenschaft der Heilkunde Erfahrungen zu sammeln, die auf dem unentgeltlich betretenen Lehrstuhl, oder in medicinischen Schriften verbreitet, der Welt mehr nützen, als eine verbrauchte wissenschaftliche Notabilität, die mit fünftausend Pfund berufen und mit dem Civilverdienstorden decorirt, schon nach ihrer

ersten philosophischen Vorlesung Fiasko macht, weil sie mit der Welt nicht fortgeschritten, den Geist der Neuzeit nicht anerkennt, dagegen in verknöcherter Systemklauberei ihre in einen einmal vergoldet gewesenen, jetzt verwitterten Barockrahmen gefaßte Größe sucht."

„Ja, so waren die Zustände; der Ruf, selbst ein längst verblaßter, galt Alles und wurde belohnt und das stille Verdienst blieb unbemerkt und unbelohnt, und so wird es auch wohl ferner bleiben, daß im Bewußtsein, zum Wohl unserer Mitmenschen gehandelt zu haben, der höchste, vielleicht einzige Lohn dafür liegt. Ich selbst würde damit gern zufrieden sein. Ich verlange nicht mehr und habe, von Jugend auf in beschränkten Vermögensverhältnissen lebend, es wohl gelernt, mich, wie man sagt, nach der Decke zu strecken. Ich mache nur bescheidene Ansprüche an das äußere Leben und habe für mich wenig Bedürfnisse. Daher bekümmert mich nur das Eine, daß ich der armen Clara kein glücklicheres Erdenloos bieten kann. Ihre Mutter wird täglich schwächer. Sie leidet an einer unheilbaren Entkräftung. Wenn nun ihre Auflösung erfolgt, was nicht mehr lange ausbleiben kann, was soll dann aus diesem armen Mädchen werden? Sie wohnt dort, im Familienhause, in schrecklichen Umgebungen, von Bettlern oder Gaunern, unter Larven die einzige fühlende Brust. Ich begreife mit allem Sinnen und Nachdenken nur das Eine, daß sie

aus diesen entsetzlichen Verhältnissen gerettet werden muß. Aber wohin soll ich sie bringen? in eine Schlafstelle in der Stadt? aber das sind meistens feile Weiber, die ihre Unschuld an einen reichen Wüstling verkaufen würden; oder in eine achtbare Familie in Kost geben? — aber woher die Mittel dazu nehmen? Jedenfalls könnte auch meine Vermittelung nur dazu beitragen, ihr noch das Letzte, was sie besitzt, den guten Ruf zu rauben. Ich würde kaum wagen dürfen, sie zu besuchen, um ihrem Ruf nicht zu schaden, und das würde mich unglücklich machen, wenn ich sie nicht wieder sehen dürfte."

„Haben Sie sich schon gegen das junge Mädchen erklärt?"

„Wo denken Sie hin? Es würde grausam von mir sein, ihr Hoffnungen zu machen, die ich vielleicht später nie würde erfüllen können."

„Aber noch grausamer, im Fall Sie eine Neigung für Sie in dem Herzen dieses jungen Mädchens erweckt hätten, sie hoffnungslosen Träumereien hingeben. Bei der innigen Theilnahme und Zuneigung, die Sie für das liebliche Clärchen haben, sind Sie es ihr schuldig, und selbst Ihrer eigenen Zukunft sind Sie es schuldig, daß Sie durch eine feste Verlobung, wozu jetzt noch ihre Mutter den Segen geben kann, ihrem vereinsamten und verlassenen Leben den festen Halt geben und für Ihre eigene Zukunft sich den Edelstein sicher stellen, der

ohne Ihre bestimmte Erklärung im Schutthaufen des niedrigsten Proletariats vielleicht verloren gehen würde."

„Aber meine Zukunft ist noch durch nichts gesichert."

„Menschliche Berechnungen trügen nicht selten. Es bringt oft die Zukunft Glücksfälle, von denen die Gegenwart noch nichts ahnen läßt. Zu beklagen ist der Mensch, der seinem Glück nicht vertraut."

„Nun, wenn Sie, lieber Roger, zu Ihrem eigenen Glück Vertrauen haben, so will ich auch dem meinigen vertrauen; aber was soll aus Clärchen werden? Die weibliche Handarbeit wird jetzt so gering bezahlt, daß sie sich todt arbeiten müßte, um nicht vor Hunger zu sterben."

„Sie muß suchen, bis auf bessere Zeiten einen Dienst zu bekommen."

„Das ist leicht gesagt, aber schwer ausgeführt."

„Ich werde mit meiner Schwester darüber sprechen. Sie hat ein mitfühlendes Herz, und da ihr Kammermädchen sich nächstens verheirathen wird, mit dem Leibjäger meines Vaters, dem eine Försterstelle zugesagt ist, so würde Clara gewiß keine wohlwollendere und menschenfreundlichere Herrschaft finden, als wenn meine Schwester sich entschlösse ...."

„Der Gedanke an eine solche Dienstbarkeit hat für mein Freiheitsgefühl etwas Entsetzliches! Indeß kommt dabei Alles auf persönliche Verhältnisse an und ich

glaube gern, daß es Clara für ein Glück halten würde, in einem so achtbaren Hause, wie das Ihrige, eine solche Stellung zu erhalten."

„Aber es wird Zeit sein, daß wir umkehren," sprach der Lieutenant, „das Dorf Redlitz liegt vor uns und wir befinden uns schon eine Stunde weit von der Stadt."

Damit kehrten Beide um und wandelten Arm in Arm auf dem einsamen Waldwege der Stadt zu, während der Mond durch die schlanken Stämme und Gezweige vereinzelte Lichtstrahlen in das Waldesdunkel hinein warf.

3.

Es war gegen zehn Uhr Abends. Schon waren sie auf dem Rückwege, schweigend, Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, eine bedeutende Strecke fortgewandert. Bis jetzt war ihnen noch kein Mensch begegnet. Da plötzlich, im Zwielicht des Mondes, bewegt sich etwas wie eine menschliche Gestalt vor ihnen, und die Erscheinung kam näher. Schon ließ sich das Rauschen eines seidenen Kleides hören und das Wesen, was selbst erschreckend, auf dem schmalen Fußsteige plötzlich vor ihnen stand, war ein noch jugendliches, aber sehr blasses Frauenzimmer. Das durch die Zweige brechende Mondlicht ließ eine feine Figur, schöne, blasse Gesichtszüge und eine feine, elegante Toilette erkennen,

bestehend aus einem schwarzseidenen, weitbauschigen Kleide, einer Mantille von schwarzem Sammet und einem Hut von weißem Atlas mit einem kostbaren Spitzenschleier.

Der erste Gedanke, der die beiden jungen Männer bei diesem Anblick ergriff, war freilich kein günstiger. Und dennoch, was sollte ein solches versunkenes Wesen so fern von der Stadt im völlig einsamen Walde beabsichtigen, da die Stadt selbst ihr Schlupfwinkel genug dargeboten haben würde für ein verwerfliches Geschäft. Mit dem tiefen Gefühl von Ekel und Verachtung, welche gewiß jeder sittliche und gebildete Mann gegen einen solchen Auswurf der Menschheit empfindet, wichen sie ihr auf beiden Seiten aus und waren eben im Begriff vorüberzugehen, als die Unbekannte, in sehr gebildeter Sprache und mit der Betonung der höchsten Befangenheit sie anredete: „Entschuldigen Sie gütigst, meine Herren, ist dieses hier wohl der richtige Weg nach Spandau?"

„Ja," antwortete der Graf trocken. Die Unglückliche dankte stolz und kalt und verfolgte um so schneller ihren Weg.

„Das ist keine Prostitution," sprach der junge Arzt, „diese flieht nicht die Männer; sie würde gesucht haben, an die Frage ein Gespräch anzuknüpfen."

„Alles Schein, Coquetterie, sie erwartet, daß wir ihr folgen werden.“

„Nein, nein, liebster Roger, trauen Sie meiner Beobachtungsgabe. Das kundige Auge des Arztes läßt sich gerade in dieser Beziehung am wenigsten täuschen. Ich habe die feste Ueberzeugung: es ist eine Unglückliche aus den höheren Ständen, die irgend einem feindlichen Verhältniß ohne Ueberlegung, in vielleicht an Verzweiflung grenzender Aufregung zu entfliehen sucht und ihrem Untergange entgegen geht.“

„Das wäre entsetzlich, dann müssen wir sie retten.“

Beide jungen Männer kehrten um und folgten dem Mädchen, das, als es sich verfolgt sah, schnell wie ein Vogel und unhörbar wie eine Fledermaus vor ihnen her flatterte. Im Zwielicht des Mondes verloren sie ihre gespenstische Erscheinung einigemal aus dem Gesicht. So ging es durch den Wald, in dessen dürrem Gezweige der Nachtwind rauschte. Endlich erreichten sie das freie Feld vor dem Dorfe. Sie sahen jetzt deutlich, wie die Fliehende auf der Landstraße dem Dorfe zueilte. Sie beschleunigten ihren Lauf, um sie noch früher zu erreichen. Aber das weibliche Wesen floh schneller und entschwand ihren Blicken.

Nun waren die Verfolger in das Dorf getreten. Ueberall in den noch meistens mit Stroh gedeckten Hütten schliefen schon lange die fleißigen Dorfbewohner.

Hier und da bellte ein Hofhund hinter den mit Dornen geschützten Zäunen der Gehöfte. In einer engen Seitenstraße stieß der Nachtwächter zweimal ins Horn und vom spitzen Kirchthurm schlug die Dorfuhr mit den klaren Tönen einer kleinen Glocke elf Uhr.

Roger und Rubow verfolgten die ziemlich lange Hauptstraße, die mitten durch das Dorf an die Havel führt. Dort, neben dem Müllerschen Oekonomie-, Gast- und Zollhause befindet sich die sogenannte Nedlitzer Fähre, welche indeß längst in eine Privatbrücke verwandelt war, die neuerlich der Staat angekauft und umgebaut hat.

Diese Brücke war endlich erreicht, man konnte hinübersehen; jenseits lag öde Haide, mit niedrigen Fichten und Birken bestanden, die sich von vielen Holzwegen durchkreuzt im tiefen Sande meilenweit hinstreckt. Von dem weiblichen Flüchtling war keine Spur zu sehen. Hatte sie die Haide erreicht, so war keine Hoffnung mehr sie einzuholen, und daß sie sich dann verirren und in der Wildniß umkommen würde, ließ sich kaum bezweifeln.

In dieser Rathlosigkeit sich umsehend, hörten sie ein Geräusch weiter unten im Weidengebüsch am Ufer. Wolken jagten am Himmel vor der Vollmondscheibe vorüber. Die beiden jungen Männer folgten dem schmalen Fischersteige, der sich durch Röhricht, Erlen

und Weidengebüsch über Wurzelgeflecht dahinzog. Jetzt wurde die Aussicht freier. Der Wolkenschleier zerriß und das Mondlicht strahlte aus dunklem Sternenhimmel nieder auf eine kniende weibliche Gestalt, die am hohen Uferrande betete, nachdem sie Hut und Mantel abgelegt hatte.

Jetzt sprach sie halblaut, doch in der Stille der Nacht völlig vernehmbar:

„Herr, mein Gott, vergieb, wenn ich keinen Ausweg weiß aus meinem Elende, als den aus dem Leben. Meine Lage ist ohne Rettung, meine Zukunft ohne Hoffnung, und fände ich auch äußere Hülfe, fände ich eine Stellung im Leben, die ich bisher vergeblich suchte, wer könnte mich retten vor dem zweischneidigen Schmerz, der meine Seele zerrissen hat, vor der nagenden Reue und dem verzehrenden Liebesgram über den Treulosen? O, mein himmlischer Vater, vergieb ihm. Laß ihn glücklich sein in seinen neuen Verhältnissen, die mich mit Schmerz erfüllen. Gieb, Vater, daß er sich bessere, daß er nicht untergehe in seinen Sünden. Ist es nicht genug schon an zwei Opfern der bösen That? — Vergieb auch mir, der Sünderin; ich kann nicht anders, Gott, sei mir gnädig!“

Damit stand sie auf, legte noch ein seidenes Umschlagetuch, das sie unter der Mantille getragen hatte, ab, und rief mit einer von Thränen erstickten Stimme:

„Vater, Mutter, vergebt! flucht nicht mehr Eurem Kinde! Mein Tod sühne die Schande, die ich über ihr Haupt gebracht habe.“

In diesem Augenblicke bemerkte sie die beiden jungen Männer, die über ihre entsetzliche Absicht nicht mehr im Zweifel, sich ihr vorsichtig zu nähern suchten, und schnell wie der Blitz sprang sie vom hohen Ufer herab in die dort tiefe, still wogende Havel.

Rubow, ein fertiger Schwimmer, warf seinen Rock ab und sprang ihr nach. Graf Roger erkannte sogleich, daß das hohe Ufer das Anlanden an dieser Stelle unmöglich machen werde und eilte nach dem Fährhause, um einen Kahn zu holen. Allein am freien Platz neben der Brücke befand sich keiner. Er übersprang daher das Stacket des Müller'schen Gartens und fand am Ufer desselben einen Kahn; aber dieser war angekettet. Doch gelang es ihm, in einem kräftigen Schwunge die Haspe aus dem morschen Pfahl loszureißen. Zum Glück lag ein Ruder am Ufer und Graf Roger bediente sich dessen mit der Geschicklichkeit, die er sich auf mancher heitern Wasserfahrt erworben hatte, und steuerte stromabwärts, womit er endlich die Stelle erreichte, wo jene Beiden vom Ufer herabgesprungen waren.

Aber von Beiden war keine Spur zu sehen. Bei der Unmöglichkeit, am steilen, überhangenden, lehmigen Ufer, noch dazu mit der Last einer geretteten Person,

emporzuklimmen, lag die Besorgniß nahe, daß Beide ertrunken waren. Rathlos hielt Graf Roger einen Augenblick den Kahn an und sah sich rings um. Die Oberfläche des Wasserspiegels war leicht bewegt und plätscherte am Ufer, wo die kurzen Wellen sich brachen. Das Bild des Mondes warf einen langen flimmernden Strahlenschimmer durch die ganze Länge des sich mehr unten zum See erweiternden Spiegels der Havel. Die tiefe, nächtliche Stille der Natur, in welcher der junge Mann im schwankenden Kahn sich ganz einsam befand, hatte bei den gehegten Besorgnissen etwas schaurig Ergreifendes.

Roger untersuchte die Tiefe, die, wie er fürchtete, das Grab seines geliebten Freundes geworden war, aber weder die Länge des Ruders, noch ein Theil des Armes, den er in die Fluthen tauchte, genügte, um den Boden des Flusses zu erreichen.

Bei diesen Versuchen hatte der langsam wallende Strom den führerlosen Kahn weiter hinunter stromabwärts getrieben, wo das Ufer flacher und die Tiefe geringer wurde.

Schon hatte sich Roger dem tiefsten Schmerz hingegeben; denn obwohl er häufig das Wort im Munde führte: der Mensch soll an seinem Glücke nicht verzweifeln, so neigte sich doch seine Seelenstimmung, in Folge seiner unglücklichen Liebe, mehr zu den schwärzesten

Blicken in die Zukunft hin. Tieffühlend und melancholisch, gab er der Hoffnung, seinen Freund gerettet zu sehen, keinen Raum mehr; da hörte er plötzlich seinen Namen, Roger, von lieber und bekannter Stimme gerufen, und noch etwas entfernt am flachen Ufer sah er seinen Freund Rubow in Hemdärmeln stehen und vor seinen Füßen lag ein Häufchen, das sich erst, als er näher kam, als die Gerettete, aber ohnmächtige Unbekannte erkennen ließ.

„Sie ist nur ohnmächtig, nicht ertrunken," sprach der junge Arzt, indem er ihre feine Hand sinken ließ, an welcher er den nur schwach sich bewegenden Puls zu fühlen versucht hatte; „wahrscheinlich hat die Respiration aufgehört in dem Augenblick, als sie ins Wasser fiel, und daher hat der Erstickungstod noch nicht stattgefunden."

Während Roger neben die Ohnmächtige hinkniete und ihr den Obertheil des Körpers und den Kopf in die Höhe hob, hielt Rubow ihr ein starkes Riechsalz vor die Nase und erzählte dabei: „Ich erreichte die Unglückliche, ehe sie völlig untergesunken war. Mit ihr am steilen Ufer emporzuklimmen war ebenso unmöglich, als dem Strom entgegen nach der Brücke zu schwimmen. Ich kannte zwar die Gegend nicht, entschloß mich indeß, auf gut Glück mit meiner Geretteten stromabwärts zu schwimmen, und so erreichte ich denn das flachere Ufer."

„Aber was nun beginnen? Sie muß sogleich zu Bett gebracht und ärztlich behandelt werden, sonst stirbt sie noch an den Folgen ihres Sprunges ins Wasser.“

Die Unbekannte erholte sich wieder. Ihr aufgelöstes Haar und ihre Kleider trieften von Wasser. Ein Fieberfrost schüttelte ihre zarten Glieder. Als sie die beiden jungen Männer, den einen in Hemdärmeln und naß, wie sie selbst, vor sich stehen sah, wurde ihr klar, was geschehen sei. Bei dem Bemühen, sich aufzurichten, waren sie ihr Beide behülflich, indem sich Rubow erbot, sie in das nahe Wirthshaus zu führen und als Arzt für die Herstellung ihrer Gesundheit zu sorgen.“

„Ich gehe in kein Wirthshaus,“ sprach sie stolz und kalt, „weil ich meine Börse vergessen habe, also in diesem Augenblicke ohne Mittel bin, ein Logis zu bezahlen.“

„Machen Sie sich doch deshalb keine Sorgen. Wir werden mit Vergnügen diese Kleinigkeit auslegen. Es wird dann völlig in Ihrem Belieben stehen, ob und wann Sie uns diese kleine Auslage erstatten werden oder nicht.“

„Und wenn es nie geschähe, so würde das ein Geschenk sein, was Sie mir anbieten. Ich nehme aber keine Geschenke an, und so müßte ich bitten, meine Herren, daß Sie mich meinen Weg nach Spandau

allein gehen lassen. Meine Kleider wird die Luft schon trocknen."

Damit versuchte sie ein paar Schritte allein zu gehen; aber sie hatte die Kraft nicht. Sie mußte noch einmal die Unterstützung der beiden jungen Männer annehmen.

„Sie werden sich auf den Tod erkälten, wenn Sie dieser kühlen Märzluft noch einige Minuten so ganz durchnäßt ausgesetzt bleiben."

„Meinen Sie? nun, das wäre ja gut. Ich weiß es Ihnen ohnehin wenig Dank, mein Herr, daß Sie mich aus dem Wasser gerettet haben, nun wäre schon Alles vollendet, Sie aber haben mich langsameren Todesqualen ausgesetzt. Wohlan, auch dazu bin ich entschlossen. Ich beschwöre Sie aber, meine Herren, mich allein zu lassen."

„Sie werden sich wieder ins Wasser stürzen," rief der Lieutenant.

„Ich schwöre: Nein: Gott hat diese Todesart verworfen. Er wird mir eine andere senden. Ich füge mich seinem Willen."

Damit setzte sich das räthselhafte Wesen wieder in den nassen Kleidern auf den Boden nieder.

„Hier wäre es Unmenschlichkeit, länger zu zögern. Die Unglückliche muß gerettet werden, auch gegen ihren eigenen Willen. Fassen Sie an, Roger, wir wollen

sie, auch wenn sie widerstrebt, ins Haus tragen und ich werde sie ärztlich behandeln."

„Gewaltthat!" schrie sie auf, als die beiden jungen Männer sie mit starker Hand bei beiden Armen ergriffen und vom Boden aufhoben, „mit welchem Rechte dürfen Sie es wagen ....?"

„Mit dem Rechte der Menschenliebe," sprach Rubow.

„Menschenliebe giebt es nicht mehr im Erdenleben, seitdem er mich verrathen hat, der immer Menschenliebe im Munde führte."

„Nun dann," erklärte Roger in imponirender Haltung, „mit dem Rechte der Polizei. Haben Sie einen Paß?"

„Nein," sprach sie, sichtlich eingeschüchtert.

„Dann sind Sie arretirt und Sie müssen folgen, wohin wir Sie führen."

Sie erblickte den rothen Kragen, der leicht in der Dunkelheit für die carmoisinrothe Farbe, welche die Polizeibeamten bezeichnet, gehalten werden konnte, sah den Degen im einfachen Militärrock und entgegnete: „Die Polizei hat zu gebieten, ich muß gehorchen."

„Wer sind Sie?" fragte der Lieutenant barsch.

„Meinen Namen — kennt Gott — fragen Sie Den da oben."

„Sie häufen Spott zur Renitenz; man wird Ihnen den Willen machen sich zu nennen."

„Keine Todesqualen," rief die Unbekannte, „werden mich zwingen können, selbst im Polizei- oder Criminal-gefängniß einen Familiennamen preiszugeben, dem ich Schande machen würde, wenn ich mich nennte ...."

Dabei waren sie dem Gasthause neben der Brücke näher gekommen. Der Lieutenant klopfte die Bewohner heraus. Erst langsam kamen diese in Bewegung. Es wurde die Thür geöffnet. Es erschienen Frauenzimmer in Nachtkleidung. Leicht war es für die beiden jungen Männer, durch Erzählung des Vorganges die menschen-freundliche Theilnahme, besonders der mitleidigen Be-wohnerinnen des Hauses zu erwecken. Auch der gut-müthige Hausherr war zu Allem bereit.

Jene sorgten dafür, daß die Unglückliche trocken ge-kleidet und in ein gewärmtes Bett gebracht wurde. Die Unbekannte unterwarf sich jetzt willenlos jeder Ver-fügung des Arztes und trank den heißen Fliederthee, soviel man verlangte. Aber kein Wort des Dankes verrieth, daß ihr diese menschenfreundliche Hülfe wohl-thuend war. Sie blieb überhaupt sehr schweigsam. Auf alle Fragen gab sie eine kurze, fast schnöde ab-weisende Antwort, die verletzend gewesen wäre, hätte man nicht mit ihrem sichtlich verzweiflungsvollen Zu-stand Mitleid und Nachsicht gehabt.

Rubow, der durch die Gefälligkeit des Wirths auch trockene Leibwäsche und Unterkleidung angezogen hatte,

erklärte, daß er die Nacht hier bleiben würde. Als Graf Roger dem Wirth seine Börse anbot, um die Kosten zu decken, lehnte dieser die Annahme derselben mit edlem Unwillen ab. „So viel," sprach er, „hat mir Gott noch gegeben, die Unglückliche unentgeltlich in meinem Hause aufnehmen zu können."

In geheimer Berathung beschlossen die jungen Männer, daß Graf Roger sich zurück nach Potsdam in sein Quartier begeben und am folgenden Morgen seiner Schwester sowie Jenny den Vorfall erzählen solle, worauf dann das Weitere zu beschließen sei.

So kehrte denn Roger allein nach Potsdam zurück. Die Mägde des Hauses besorgten das Trocknen der Kleider und eine derselben blieb bei der Kranken, während Rubow sich im Gastzimmer auf den Lehnsessel niederließ, um einige Stunden zu schlafen und doch im Fall der Noth sogleich bei der Hand zu sein.

Im glücklichen Traume gaukelte ihm Clara in den lieblichsten Bildern und Lebensverhältnissen vor, aber bald entschwand sie seinen Blicken, wie ein ätherisches Luftgebilde verschwindet in den blauen Regionen des Himmels. Das war kein irdisches Wesen, er hatte einen Engel geliebt und der Engel war verschwunden. Thränen drangen durch seine Wimpern, als er erwachte und er nun erkannte: Alles war nur ein

Traum, die Wirklichkeit war ihm geblieben; aber auch die Hoffnungslosigkeit derselben.

4.

Die schönen Frühlingstage im März hatten ein zeitigeres Beginnen der Frühlingseuren möglich gemacht. Adelaide und Jenny tranken schon früh Morgens in dem warmen, reinlichen Kuhstall der Meierei von Winn vor dem Nauer Thore ein paar Glas von der fetten, lauwarmen und schaumreichen Milch, wie sie so eben von den Kühen gemolken war und machten alsdann ihre Promenade, gewöhnlich nach dem königlichen neuen Garten am Heiligensee, und der Leibjäger des Grafen folgte ihnen dann in einiger Entfernung, indem er zum Schutz gegen irgend einen kühlen Luftzug ein paar weiche, orientalische Shawls trug, auch wohl bei trübem Himmel ein paar Regenschirme in Reserve.

Wenn Roger keinen Dienst hatte, pflegte er sie auf diesen Spaziergängen zu begleiten. Das waren seine glücklichsten Stunden; denn die durch landschaftliche Gartenkunst so sehr verschönerte Natur erweitert und eröffnet die Herzen zu gegenseitiger Mittheilung. Das war auch heute der Fall, am Morgen nach jener abenteuerlichen Nacht. Am Eisengitter des Einganges vor dem Portierhause mit dem grünen chinesischen Dache, der Wache gegenüber, erhielt der Leibjäger die kurze

Anweisung, zurückzubleiben und die Rückkehr der Herrschaften zu erwarten.

Birboni, ein Italiener von Geburt, den der Graf vor mehreren Jahren als Courier auf einer italienischen Reise in seine Dienste genommen, dann zum Leibjäger befördert, und erst kürzlich ihm eine Försterstelle auf einem seiner Güter zugesichert hatte, war ein schöner Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem schwarzen, prächtigen Bart und dunklen, wie Kohlen glühenden Augen. Eine furchtbare Leidenschaftlichkeit sprach aus seinen edel geformten, gebräunten Zügen. Ein tiefer Stolz lag in seinem Innern. Er schämte sich seiner Dienstbarkeit, und doch fühlte er sich daran, wie durch eine magische Gewalt gefesselt. Leicht verletzt durch irgend einen im herrischen Ton gesprochenen Befehl, war er doch vollkommen Meister in der Verstellungskunst, und um unangenehme Auftritte zu vermeiden, die er bei seiner Leidenschaftlichkeit fürchtete, war er die Aufmerksamkeit und Dienstbeflissenheit selbst.

So hatte er sich im Hausstande des Grafen fast unentbehrlich gemacht. Niemand ahnte die italienische Tücke, die im Hintergrunde seiner Seele lag. Niemand hatte nur eine Ahnung davon, wie tief dieser stolze und doch so geschmeidige Italiener alle Reichen und Vornehmen haßte, weil er sie um ihr Glück beneidete, insbesondere den alten Grafen, der ihn mit so vieler

Güte behandelte, haßte er, weil derselbe zu stolz war, um außer dem Nothwendigsten mit einem seiner Diener ein Wort zu wechseln; den Grafen Arnold, wegen seines aristokratischen Hochmuths und dessen Nichtachtung eines jeden in bürgerlichen Ständen geborenen Menschen; die alte Gräfin, weil sie einige Male im spitzen, scharfen Tone ihre Befehle gegeben hatte; die Comteß Adelaide, weil sie ein Engel war, und diabolische Gemüther Alles vertragen können, nur nicht Engelsnaturen, deren himmlische Reinheit und Güte sittlich versunkene Menschen, wie ein Vorwurf anspricht. Am tiefsten aber haßte er den jungen Grafen Roger, der ihn gerade am freundlichsten und gütigsten behandelte. Er haßte ihn, weil es seinem Scharfblick nicht entgangen war, daß Graf Roger Fräulein Jenny liebe, diese aber, wenn auch noch mit Zurückhaltung, die Zuneigung des jungen Mannes erwiderte.

Als Roger mit den beiden jungen Damen einige Hundert Schritte entfernt war, sprach der Jäger grollend vor sich hin: „Das ertrage ich nicht länger, sterben muß er, oder weichen. — Mein muß sie werden, oder untergehen, und mir bleibt ja doch am Ende, wenn sie Alle todt sind, die Bleikugel vor dem Kopf, um meinen Groll zu stillen und dem Henkerbeil zu entgehen.“

Wir ahnen eine furchtbare Leidenschaft, gefahrvoll

und entsetzlich, wo wie hier die Eifersucht und die glühende Rachsucht eines heißblüthigen Italieners in der Tiefe einer solchen diabolischen Seele glüht. Und so war es; er liebte Jenny, die er als dienende Person im Hause für seines Gleichen hielt. Aber Jenny's zurückhaltendes Benehmen gab ihm keine Hoffnung. Ehe er nur mit einem Wort oder einer Zeile seine Leidenschaft verrathen hatte, erkannte sie Jenny aus seinen Blicken, die ihr, wie der Blick eines Basilisken, geheimes Grauen einflößten. Um desto vorsichtiger war sie in ihrem Benehmen gegen den Jäger, ohne irgend Jemand ihre Vermuthung, daß dieser Mensch sie mit einer tiefglühenden Leidenschaft verfolge, mitzutheilen.

Zu einiger Beruhigung gereichte es ihr, als der alte Graf eines Mittags der Familie ankündigte, der Jäger Birboni, der im Juli die ihm verliehene Försterstelle antreten werde, habe sich mit Adelaidens Kammermädchen verlobt. Sie wußte aber nicht, daß diese Partie auf den Vorschlag des alten Grafen, der gern seine Leute versorgte und glücklich machen wollte, geschlossen war, weil Birboni diese Partie für die stillschweigende Bedingung der Verleihung einer Försterstelle hielt und sich dem nicht zu entziehen wagte. Natürlich war ein solches Verhältniß, das er für ein ihm aufgedrungenes hielt und bei nächster Gelegenheit zu

zerreißen dachte, nicht geeignet, seine Leidenschaften zu beruhigen.

. . . .

Nichts davon ahnend gingen Graf Roger und die beiden jungen Damen links ab vom Hauptgange auf den geschlängelten Weg, der sich am Heiligensee, die herrlichsten Wasserprospecte gewährend, in philosophischer Einsamkeit bis zu dem Marmorpalais, welches bekanntlich Friedrich Wilhelm II. der Großvater unseres Königs, der Nachfolger Friedrichs des Großen, ein galanter Lebemann im Styl Ludwigs XIV., angelegt hatte.

Auf der melancholischen Bank am Wasser, unter dem bis in die Wellen niederhängenden Gezweige einer riesigen Ulme, ließen sie sich nieder, und so hatte Roger Muße genug, mit aller Wärme und Lebhaftigkeit des Gefühls das Abenteuer der vorigen Nacht zu erzählen. In den unschuldigen Herzen der beiden jungen Mädchen erweckte er damit das lebhafteste Mitgefühl. Sie dachten nur an das Unglück, nicht an die Möglichkeit einer Schuld. Comteß Adelaide versprach, bei dem Frühstück ihre Mutter davon in Kenntniß zu setzen. Die alte Gräfin aber hatte bei allem Adelstolz und bei der entschiedenen Herrschaft, die sie im Hause führte, viel wahre Frömmigkeit und Gutmüthigkeit.

Es wurde Adelaiden und Jenny leicht, von ihr die Einwilligung zu erlangen, die Unglückliche auf einige

Tage in ihrem Hause aufzunehmen, in welchem Fall sich Jenny bereit erklärte, ihr ihr kleines Gartenzimmer einzuräumen, während sie selbst sich bei Adelaide einlogirte. Den Beweggrund zu dieser dem gräflichen Hause allerdings etwas lästigen Aufnahme gab die Ansicht der feinfühlenden Frauen, daß eine Unglückliche, wie sie Roger geschildert hatte, nur durch die äußerste Zartheit in der Behandlung von dem sie bedrohenden Wahnsinn gerettet werden könne.

Und so fuhren denn Comteß Adelaide und Jenny unter dem Geleit des Grafen Roger nach Nedlitz. Sie fanden die Unglückliche bereits außer dem Bett und angekleidet, freilich in zerstörten Kleidern, was sie bei der Ankunft der fremden Damen nicht wenig in Verlegenheit zu setzen schien. Die Fremde verrieth die feinste Bildung in ihrem ganzen Wesen, aber auch eine scheue Zurückhaltung. Anfangs lehnte sie jede Hülfe ab und erklärte fest und bestimmt, daß sie, so wie sie sich stark genug fühle, zu Fuß nach Spandau gehen werde.

„Doch eben, um dazu Kräfte sammeln zu können, werden Sie es sich einige Tage in unserm Hause gefallen lassen,“ sprach Gräfin Adelaide.

„Ich kann keine Glücklichen sehen, und Sie sind es,“ entgegnete die Fremde.

„Versuchen Sie es nur,“ versetzte Jenny. „Ich wenigstens habe in meinem Leben oft genug die Erfah-

rung gemacht, daß Mitgefühl guter Menschen jedem Unglück den Stachel nimmt.“

„Dazu aber,“ sprach die Fremde, „gehört Empfänglichkeit einer Unglücklichen für fremde Theilnahme und Offenheit in vertrauender Mittheilung. Ich aber bin weder für das Eine fähig, noch kann ich das Andere gewähren. Und daher würde ich von Ihrem menschenfreundlichen Anerbieten nur alsdann Gebrauch machen können, wenn ich hoffen dürfte, daß nie eine Frage wegen meiner persönlichen Verhältnisse an mich gerichtet wird. — Ich heiße Mathilde .... wenn Ihnen das genügt .....“

„Vollkommen,“ versetzte Adelaide, „man wird wenigstens von Seiten der Mitglieder unserer Familie keine weitere Frage an Sie richten.“

„Aber die Polizei ....?“

„Das Ansehen des gräflichen Hauses wird Sie auch von dieser Seite schützen,“ bemerkte Jenny.

„Dann werde ich folgen und sehr dankbar sein. — Ich hoffe indeß, von dieser Belästigung Sie baldigst befreien zu können, wenn es mir gelingt, irgend einen Dienst zu erhalten und sei es der geringste. Da Gott meinen Tod nicht will, so werde ich mich in die Nothwendigkeit, zu leben, fügen müssen.“

„Erst,“ sprach Jenny, „werden Sie alle Ihre Geistesstärke dahin richten müssen, in und mit der Welt

zu leben. Sie müssen sich Gewalt anthun, aus dem engen finstern Kreise Ihrer Gedanken und Erinnerungen herauszutreten. Nur dann, wenn Sie sich über Ihr Schicksal erheben können, dürfen Sie hoffen, eine ihrer Bildung angemessene Stellung im Leben wieder einzunehmen und gern werden wir dazu mitzuwirken suchen."

So wurde denn Mathilde, die unsere Leser als das unglückselige gefallene Mädchen in einem der Familienhäuser im Voigtlande in Berlin wieder erkannt haben werden, in die gräfliche Familie eingeführt.

Während ihrer Vorstellung bei der Gräfin Mutter standen ihr Adelaide und Jenny wie milde versöhnende Engel zur Seite und gern wollen wir es anerkennen, daß auch die Gräfin Mutter eine Humanität und Freundlichkeit gegen die Unglückliche bewies, daß die Bildung auf ihrer Höhe selbst da, wo sie mit aristokratischem Hochmuth alle in den bürgerlichen Ständen geborene Menschen für Geschöpfe einer geringern Race zu halten gewohnt ist, bei einigem Fond von Herzensgüte auch der Menschenfreundlichkeit nicht fremd bleibt. Und dann ist es wieder das höher ausgebildete feine Gefühl, das solchen Humanitätsbeweisen jene versöhnende Milde giebt, die wohlthuend und heilend auf jedes noch so tief verwundete Herz einwirkt, dessen sich die Menschenliebe einer hochgebildeten Familie einmal angenommen hat.

So wußten denn die Gräfin und die beiden jungen

Mädchen auf die schonendste Weise, ohne durch indiscrete Fragen den Versuch zu machen, in das Geheimniß der Fremden einzudringen, ihren Gemüthszustand einigermaßen zu beruhigen. Und je mehr sich damit das Schroffe und Schneidende im Wesen und Benehmen Mathildens verlor, um so mehr trat ihre Liebenswürdigkeit und hohe Bildung hervor, welche auf eine feine Erziehung, die sie genossen haben mußte, deutete und es nicht bezweifeln ließ, daß sie einer vornehmen und gebildeten Familie entsprossen sein müsse.

Es wurde dafür gesorgt, daß mit der nöthigen Delicatesse die in Folge des Wasserbades verdorbene Kleidung durch eine neue und frische Toilette ersetzt wurde und — so mächtig ist Eitelkeit und Schicklichkeitsgefühl in die weibliche Natur gesenkt — daß Mathilde sich dadurch von dem drückenden Gefühl, in diesem vornehmen Kreise im bettelhaften Anzuge erscheinen zu müssen, befreit und damit merklich erleichtert sah.

So vergingen einige Tage und Mathilde gewann immer mehr die Zuneigung dieser Familie, ohne daß man indeß nur einen Schritt weiter in der Enthüllung ihrer räthselhaften Verhältnisse gekommen wäre. Immer mehr verrieth sich ihre Bildung, indem sich ungesucht die Gelegenheit darbot, bemerken zu lassen, daß sie mit Eleganz Französisch sprach, auch englische Romane von Bulwer und Gedichte von Byron

und Burns mit sicherem Verständniß las. Als Adelaide, die bei einem Berliner Gesanglehrer Unterricht hatte, eines Abends eine neueingeübte Opernarie vortrug, machte sie darüber musikalische Bemerkungen, die ihre eigene Musikkenntniß verriethen. Endlich ließ sie sich erbitten, ein Lied vorzutragen, welches Jenny Lind beim Abschied von Berlin gesungen hatte, das bekannte: „Ich muß singen.“ Ihre Stimme war wohlklingend, wenn auch nicht brillant; aber ihr Vortrag war hinreißend schön. Adelaide und Jenny umarmten sie auf das Zärtlichste; selbst die Gräfin Mutter küßte sie auf die Stirn und es gab eine Scene, die uns mit Schmerz erfüllt, die wir ihre Vergangenheit kennen, und etwas Aehnliches mußte Mathilde empfunden haben, ein Gefühl, daß sie der Liebe und Hingebung dieser engelreinen Wesen nicht würdig sei; denn plötzlich füllten sich ihre schönen Augen mit Thränen; sie stand schnell auf vom Instrument, eilte hinaus und verschloß sich in ihr Zimmer.

Was vielleicht noch dazu beitrug, die Theilnahme, wenigstens des aristokratischen Theils der gräflichen Familie für dieses räthselhafte Wesen noch zu erhöhen, war der Zufall, daß sie beim Aufstehen ein feines batistenes Taschentuch mit einer breiten Spitzenkante hatte fallen lassen, in dessen einer Ecke die Buchstaben M. v. R. eingestickt waren.

Also von Adel! Dieser Gedanke stellte sie bedeutend höher in den Augen des alten Grafen und selbst des Rittmeisters Graf Arnold, der sie von jetzt an höchst interessant fand und mit der feinsten Aufmerksamkeit behandelte. Diese Entdeckung, so wenig sie auch zur Aufklärung über ihre Verhältnisse beitrug, mußte nothwendig, so hoffte man, weiter führen. Der alte Graf von Padden-Triton war ein zu guter Heraldiker, um nicht bald eine vollständige Liste aller adligen Familien, deren Namen mit dem Buchstaben R. anfing, aufgestellt zu haben. Da fehlte keiner von Raveaux bis Rochow und nun begann eine lebhafte Correspondenz und Erkundigungen bei andern adligen Familien, ob nicht in irgend einer dieser R . . . familien eine Tochter vermißt werde, aber Alles vergebens!

Endlich, nach Verlauf einiger Tage, sollte ein anderer Zufall etwas mehr Licht geben.

. . . .

Es waren am 30. März Abends die ganze gräfliche Familie und Jenny um den Theetisch versammelt. Auch Mathilde war zugegen; schweigsam, wie immer, doch verriethen einige Antworten, wenn man sie anredete, Geist und Theilnahme genug an dem Gegenstand der Conversation, um ihre Gegenwart mindestens nicht als störend erscheinen zu lassen.

Nur in Hinsicht der Politik des Tages beobachtete

sie eine so vorsichtige Zurückhaltung, daß keine der verschiedenen Parteien in dieser Familie wußte, welcher Meinung sie eigentlich anhing, der Reaction oder der Demokratie.

Der Graf von Padden-Triton erzählte, daß am zweiten April der vereinigte Landtag in Berlin zusammentreten werde, um das vom Könige proponirte Wahlgesetz zu genehmigen. Soweit er unter seinen Standesgenossen Aeußerungen darüber vernommen habe, werde es gar nicht zur Debatte darüber kommen, sondern das Wahlgesetz „auf der breitesten Grundlage" werde unbedingt von der Majorität angenommen werden, weil, wie seine Collegen feigherzig äußerten, es unmöglich sein würde, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen. Mit den Wölfen müsse man heulen und Wölfe wären jetzt das Volk, das um jeden Preis seinen Heißhunger nach der freisinnigsten Verfassung zu befriedigen suche.

„Sie sagen," fuhr er fort, „die Zeit des Widerstrebens ist vorüber. Der Adel muß zu retten suchen, was noch zu retten ist. Wir müssen nachgeben, sonst haben wir, wie in Frankreich, die Republik. Streben wir dahin, mindestens einen Scheinconstitutionalismus zu retten, um nicht einer wahren demokratischen Constitution zu erliegen.

„So wenigstens," fuhr er fort, „wurde gestern auf dem Casino gesprochen, wo einige Rittergutsbesitzer der

Umgegend als ständische Mitglieder eine Versammlung hielten. Ich aber trat dagegen auf mit den Worten: Meine Herren, offen und ehrlich muß jeder seinem Könige ergebene märkische Edelmann sein. Keine Hinterlist, keinen Rückhalt, aber den Muth, eine entschiedene Meinung zu haben. Und wenn ich der Einzige bin und gegen die Majorität in den Wind predige, so werde ich offen auftreten und reden, daß es Unsinn ist mit diesem Wahlgesetz auf der breitesten Grundlage, denn Unsinn ist es, die Meinung des beschränkten Unterthanenverstandes einer besitz- und urtheilslosen Menge, die so leicht durch Ueberredung oder Bestechung verführt und geführt werden kann, für den Ausdruck der wahren Volksmeinung zu halten. Nur die bisherige Gliederung nach Ständen, und besonders die bevorzugte Vertretung der großen Gutsbesitzer, wird die Rechte der Krone, wie die althergebrachten Privilegien des Adels wieder sicher stellen können. Und deshalb werde ich mich für die Nichtanerkennung dieser Bummlerrevolution erklären, werde gegen das dem Könige abgedrungene neue Wahlgesetz stimmen und die Wiederherstellung der Provinziallandtage fordern, wobei wir uns wohl befunden haben, denn so will es die angestammte Treue eines märkischen Edelmannes. Wir haben genug geopfert den Forderungen der Zeit, aber bis hierher möge es gehen und nicht weiter, und dazu möge Gott uns helfen. Amen!"

Der wohlbeleibte alte Herr hatte sich in seinem royalistischen Eifer in den Schweiß geredet. Er trocknete sich die Stirn, als eben Herr von Kater gemeldet wurde.

„Willkommen in Potsdam,“ rief er dem Eintretenden zu; „was giebt es Neues in Berlin? Sind die Truppen eingerückt? Wie sind sie aufgenommen?“

Herr von Kater, nachdem er sich gegen die Damen verneigt hatte, präsentirte dem Grafen eine Prise aus seiner goldenen, mit Brillanten besetzten Tabatière und sprach:

„Alles mit Bedacht, lieber Herr Graf; festina lente! Eile mit Weile! wer langsam geht, kommt auch zum Ziel! Lassen Sie mich, ehe ich vom Einzuge selbst rede, die fein angelegte Intrigue vor Ihren Blicken Schritt vor Schritt enthüllen.“

„Reden Sie, reden Sie, wir kennen Ihre Umständlichkeit.“

„Aber auch Ihre Ungeduld, Verehrtester; so hören Sie denn.“

In diesem Augenblick wurde dem Baron eine Tasse Thee präsentirt, die ihm die Gräfin eigenhändig eingeschenkt hatte und Herr von Kater gab seinen Hut dem einen Bedienten ab, während er von dem silbernen Präsentirteller, den der andere trug, die mit dem Bildnisse des Königs geschmückte, reich decorirte Mundtasse

nahm. Erst, nachdem er einige Züge getrunken hatte, fuhr er fort:

„Die Wohlgesinnten haben einen Sieg über die Demokratie errungen und ein zweiter steht bevor."

„Es wäre wenigstens sehr zu wünschen. Die Anarchie muß unterdrückt werden, oder Alles geht zu Grunde," sprach der Graf.

„Das ist geschehen. Sie wissen, daß ein Schwärmer, der Thierarzt Urban, der sich als Volkstribun gerirte, bewogen war, schon am 24. März von dem Könige fußfällig die Rückkehr des Militärs zu erflehen. Noch aber wagte man in den höchsten Regionen die Rückkehr der Garde nicht auszuführen, obgleich der König es auf die Versicherung des Barrikadenkämpfers, daß es des Volks Wille sei, freudig zugesagt hatte; dennoch schrieen die Demokraten zu laut: „„Die Soldaten dürfen nach Berlin nicht zurückkehren, wo sie nicht auf die Verfassung beeidigt sind.""

„Aber die Sache war einmal angebahnt und wurde mit Eifer und Klugheit, von Seiten der Wohlgesinnten, verfolgt und ich darf mich rühmen, daß ich dabei nicht unthätig gewesen bin. Mit einer kleinen Anzahl Gleichgesinnter, meistens Gutsbesitzer und hochgestellter Personen am Hofe verbunden, bildeten wir den ersten Kern zu dem „Preußenverein, mit Gott für König und Vaterland," wie wir uns nannten. Unser ostensibler Zweck

war Herstellung eines constitutionellen Königthums auf dem Wege einer gesetzlichen und friedlichen Entwickelung; der geheime aber war Herstellung der alten Ordnung, sei es durch List oder Gewalt. Den großartigen, strategisch durchdachten Oppositionsplan, den wir entworfen haben, in der Hoffnung, daß eine hohe Person sich an die Spitze der sämmtlichen Garden stellen werde, darf ich noch nicht enthüllen. Den Anfang desselben bildet die Rückkehr des Militärs nach Berlin. Um dahin zu wirken, mußte die Bürgerwehr bis zur Ermüdung alarmirt und mit Wachedienst überladen werden. Dazu war es nothwendig, die Proletarier und Arbeiter durch communistische Einflüsse und Placate aufzuregen. Das gelang mir und meinen Freunden auf merveilleuse Weise, indem wir die Bekanntschaft von exaltirten jungen Männern machten und unter dem Schein, selbst die ärgsten Republikaner zu sein, sie anstachelten, die Pöbelmassen der Besitzlosen zu maßlosen Forderungen aufzuregen. Einer unserer Hauptagenten war, ohne es zu wissen, ein junger Taugenichts, der im Voigtlande in einem der Familienhäuser wohnte, ein relegirter Student, verrückter Communist und Socialist, der allgemein Musje Fritz genannt wurde."

Bei diesen Worten verfärbte sich Mathilde. Für einen Augenblick wurde sie glühend roth, dann bleich wie Elfenbein. Sie fühlte die Anwandlung einer Ohn=

macht, überwand aber die Schwäche und dieses Mal blieb es unbemerkt, wie sehr sie durch diese Erinnerung afficirt wurde.

Baron von Kater fuhr fort:

„Durch die Mitwirkung dieses exaltirten jungen Menschen stellten Tausende von Arbeitern ihre Arbeit ein; um höheren Lohn, bei Abkürzung der Arbeitszeit, zu erpressen, zogen Arbeiterschaaren vor das Rathhaus und das Ministerium des Innern, um gleiche Ansprüche, nöthigenfalls mit Gewalt, durchzusetzen. Der Magistrat ließ sich einschüchtern und eröffnete nutzlose Erdarbeiten in den Rehbergen und an andern Stellen. Die kurze Arbeitszeit und das hohe Tagelohn lockte alle Taugenichtse in Berlin und aus der Umgegend herbei. An Aufsicht war gar nicht zu denken; denn die Conducteure und Aufseher wurden gemißhandelt. Man sah Arbeiter in Droschken nach den Arbeitsstellen fahren. Dort aber beluden sie wohl eine Handkarre mit einigen Schaufeln Sand, fuhren ihn einige Schritt fort, setzten sich dann darauf, rauchten ihre Cigarre und schwatzten über Volkssouveränetät, gleiche Berechtigung der Arbeiter an allen Lebensgenüssen der Reichen, und daß Eigenthum Diebstahl sei, das Kapital die Arbeit tyrannisire. Diese und andere aufgeschnappte Schlagwörter des Communismus erhitzten die Gemüther; die Branntweinflasche kreisete und wehe Dem, der ihnen zugerufen hätte:

„„An die Arbeit!““ mehr als Einer der getreuen Beamten waren schon zu Boden geschlagen. Hier war die Armee der Demagogen stets schlagfertig auf ihren Sammelplätzen zu finden. Junge und ältere, stets langbärtige Demokraten und rothe Republikaner fanden hier für ihre aufregenden Reden immer ein zu jedem Excesse geneigtes Publicum. Ein gewisser Ajax, den man auch den Placaten held nannte, belehrte in Maueranschlägen das Volk über seine sogenannten Volksrechte. In die Tabaksläden und Restaurationen aber drangen ganze Trupps Arbeiter und requirirten ihren Bedarf an Cigarren, Branntwein und Lebensmitteln ohne Bezahlung, weil, wie man ihnen gesagt habe, es eine der Errungenschaften der Märzrevolution sei, daß nach dem Urrecht der Menschheit alles Eigenthum gemeinschaftlich sei. Die Arbeiter, sprachen Einige, wären jetzt das souveräne Volk, und als solches hätten sie das Recht, sich von den Besitzenden ernähren zu lassen.“

„Das ist ja baarer Unsinn,“ rief Graf von Padden-Triton entrüstet.

„Je toller, desto besser; desto eher wurde der Zweck erreicht, alle Besitzenden gegen die Revolution in den Harnisch zu bringen. Schutz des Eigenthums wurde die allgemeine Loosung der Bürgerwehr und so genügte denn schon der kleinste Straßenskandal, um Generalmarsch schlagen oder blasen zu lassen.“

„Die Folge davon war jene Ueberdrüssigkeit aller revolutionären Bewegung, die sich in Berlin anfängt als Element der Ruhe geltend zu machen. Die demokratischen Literaten nennen die Ruhe um jeden Preis verlangende Bourgeoisie, die Weißbierphilister und Fanatiker der Ruhe und werden dafür von den Stammgästen aus den Bierlokalen geworfen.

„Diese Fanatiker der Ruhe aber bilden keinen unbedeutenden Theil der Bevölkerung Berlins. Sie waren es, die durch bezahlte „Eingesandt" in der Voß'schen Zeitung die Zurückberufung des Militärs forderten, damit der Bürger zu seinen friedlichen Gewohnheiten und Geschäften zurückkehren könne.

„Noch mehr, man wußte in der Bürgerwehr selbst Stimmen dafür zu gewinnen. Durch Einschiebung einer Menge hoher und niedriger Beamten in die Bürgerwehr, wurde der Lakeiengeist und beschränkte Unterthanenverstand, wie die Demokraten die Gesinnung der Ruhe und Ordnung Liebenden spottend bezeichnen, gehörig vertreten und nicht genug, daß Diejenigen, welche im Schloß auf die Wache zogen, oder als Patrouillen durch dasselbe marschirten, aus königlicher Küche und Kellerei auf das Splendideste bewirthet und berauscht wurden; so zog auch das Obercommando des Herrn von Minutoli begreiflich die ganze Polizei zur Bürgerwehr heran. Die Polizeicommissarien Lorrey, Maschke, Jcho

und Andere waren Hauptleute; Polizeisergeanten traten als Unteroffiziere ein und impften dem jungen, für die Befestigung der Freiheit geschaffenen Institute den ächten Polizei- und Angebergeist auf das Gründlichste ein.

„Und schon am 25., als noch kein Gensdarm und Polizeibeamter außer Herrn von Minutoli sich öffentlich zu zeigen wagte, durfte es dieser Chef der Bürgerwehr wagen, in dem provisorischen Statut über die Bildung der Bürgerwehr, mit Genehmigung des Ministers des Innern, unter Beihülfe des Stadtraths Nobiling, es geradezu auszusprechen:

„„Da die Bürgerwehrwachen zunächst die einzige bewaffnete Unterstützung für die öffentlichen Sicherheitsbeamten sind, so müssen sie auch den Anordnungen der Letztern unbedingt Folge leisten.““

„Und damit war die Bürgerwehr Berlins sechs Tage, nachdem sie darüber jubelte, den Polizeistaat gebrochen zu haben, selbst ein willenloses Polizeiinstitut geworden. Und das war ein Meisterstreich der im Geheimen thätigen Reaction. Einer so bearbeiteten Bürgerwehr war es leicht die Stimmen eines großen Theils der Bürgerwehr, welche eines solchen Dienstes voll Plage und Abhängigkeit müde waren, für die Rückkehr des Militärs zu gewinnen. Dafür wirkten Jene auf die exaltirtesten Demokraten, als die Herren Urban, Eckert und

Andere, ohne es zu wissen und zu ahnen, nur im Interesse der Camarilla und Reaction zur Vorbereitung einer Contrerevolution. Man hatte sich überzeugt, daß der Rückkehr der Garderegimenter nach Berlin noch bedeutende Bedenken entgegenstanden. Dagegen aber meldeten Nachrichten aus Magdeburg, daß das dort stehende vierundzwanzigste Regiment, in welchem viele Berliner dienten, sich bürgerfreundlich benommen habe und so wurde denn beschlossen, mit diesem Regiment den ersten Versuch des Wiedereinrückens von Militär in Berlin zu machen und wenn dieser glückte, sollten mehrere folgen.

„In diesem Sinne erließen darauf die Herren Urban (Thierarzt), Eckert (Kleidermacher) und Berends (Kattundrucker und Cigarrenmacher) ein in salbungsreicher Sprache und gesuchten Phrasen von Vertrauen und Liebe zum Könige, von Versöhnung zwischen Volk, Fürst und Militär strotzendes Placat, worin die Rückkehr des Militärs als Wunsch des Volks ausgesprochen wurde. Dieser Aufruf selbst schloß mit den Worten:

„„Friede und Einigkeit schützt, belebt und nährt; Brüder, lasset Die, die unsern Muth und unsere Ausdauer kennen gelernt haben, auch unsere Liebe kennen lernen, sie werden und müssen uns wieder lieben. Versöhnung sei der Grundstein zu dem neuen Bau des Vaterlandes.

„„Also vorwärts, Ihr Brüder,
Mit Gott für Vaterland und König!‟‟‟

„„Im Auftrage des Comité der ersten Volks=versammlung.‟‟

„Versöhnung, ein schöner Gedanke,‟ sprach Roger, „wenn es nur nicht eitel Phantasie damit wäre, da sich die widerstrebenden Elemente noch so feindlich entgegen stehen.‟

„Versöhnung! eine unwürdige Phrase in der Noth gebraucht,‟ sprach Graf Arnold mit aufgeworfenen Lip=pen; „denn unwürdig ist es, an Versöhnung mit dem revolutionären Pöbel nur zu denken. Die besitzlosen Massen müssen niedergeschmettert werden, eher giebt es keine Ruhe und Frieden, keine Anerkennung angebore=ner Vorrechte in der Welt.‟

„Ich tadle nur,‟ erklärte der alte Graf, „die krum=men Wege, die man geht, um eine Contrerevolution einzuleiten. Man hätte Berlin mit hunderttausend Mann umzingeln, jede Zufuhr von Lebensmitteln abschneiden sollen und die ganze Bevölkerung würde sich auf Gnade oder Ungnade dem ohne einen Kanonenschuß siegenden Absolutismus unterworfen haben. Doch von wem ist jenes Placat abgefaßt, dessen gesuchte Sprache nicht aus dem Gehirn jener ungebildeten Volksmänner entsprun=gen sein kann.‟

„Von dem bekannten Publicisten der Voß'schen Zeitung, dem Dr. Wöniger."

„Uebrigens," fuhr Baron Kater fort, „erließen dieselben Volksmänner mit Zuziehung eines Herrn Bittkow und Faßman, unbekannte Größen, einen Bericht an die Theilnehmer der ersten großen Volksversammlung vom 26. Mai auf dem Exerzirplatze vor dem Schönhäuser Thore über die Audienz der Deputation bei dem Könige. „„Nachdem,"" hieß es darin, „„die Adresse in die Hände des Ministers von Auerswald gelegt war, erschien Se. Majestät der König und richtete huldvolle Worte an die Mitglieder der Deputation. Der Sprecher, Schneidermeister Eckert mit dem großen Barte und dem langen, wallenden Haar, sprach darauf ungefähr folgende Worte an den König:

„„Wir haben uns gedrungen gefühlt, Ew. Majestät die Liebe des Volks, welche sich in der ersten großen Volksversammlung kund gethan hat, auszusprechen, so wahr, so offen und treu wie sie im Volke lebt, und sind in der Absicht gekommen, die Wünsche desselben an den Stufen des Thrones niederzulegen.""

„Darauf erwiderte Se. Majestät gerührt:

„„Ach! ich liebe das Volk mehr, als es mich lieben kann; es hat sich in Berlin so hochherzig gegen mich benommen, wie es sich vielleicht in keiner anderen Stadt der Welt benehmen würde. Sagen Sie dieses dem Volke.""

„Bravo!“ rief Graf Roger lebhaft, „das sind königliche Worte, die, wenn sie vom Herzen kommen, wie ich nicht bezweifle, eines constitutionellen Königs würdig sind, der darum so hoch über jeden absoluten Monarchen steht, weil dieser nur durch Gewalt herrschen kann, jener aber eins ist mit dem Volke, dessen Größe, Einheit und Macht er als sichtbarer Repräsentant des Staats und des gesammten Volkswillens vertritt. Wird der absolute Monarch von der hündischen Liebe unwürdiger Sclaven getragen, so erhebt sich der constitutionelle Monarch, der es treu und ehrlich meint mit dem Volke, auf den Händen freiwilliger Liebe von selbstbewußten freien Männern.“

Diese Aeußerung brachte große Aufregung in den kleinen Kreis. Während Adelaide und Jenny durch freudig begeisterte Blicke ihre Zustimmung zu erkennen gaben, wurden bei den übrigen Familiengliedern halb unterdrückte Aeußerungen des Unwillens laut.

Und der alte Graf sprach verweisend: „Mein Sohn Roger würde wohlthun, mit seinen unzeitigen demokratischen Expectorationen ein wenig zurückhaltender zu sein, um kein offenes Aergerniß zu geben. Halten wir doch jede mißbilligende Bemerkung über jene Rede des Herrn zurück, wie schmerzlich sie uns auch berührt hat. Wir ehren schweigend die hohen Intentionen unseres Königs, wenn auch wir, der märkische Adel, als seine

getreusten Unterthanen uns verpflichtet fühlen, alles durch die Nachgiebigkeit unseres hohen Herrn heraufbeschworene Unheil von ihm abzuwenden. Nun aber brechen wir ab von einer unerquicklichen Kritik über Aeußerungen, die zu hoch stehen, um anders als mit schweigender Resignation aufgenommen werden zu dürfen. Wie wurde es weiter?"

„Und dennoch," fuhr Herr von Kater fort, „unerachtet des trefflich angelegten Plans wurden unter den Bürgern jetzt noch viele Stimmen laut, welche sich gegen das Einrücken des Militärs, ehe es auf die Verfassung beeidigt sei, aussprachen, ganz besonders aber darüber aufgebracht waren, daß ein Anderer, als der Commandeur der Bürgerwehr, eintretenden Falls, das Militär requiriren dürfe. Diese Bedenken wurden in einer auf dem Potsdamer Bahnhofe bei Berlin gehaltenen großen Volksversammlung so laut und bestimmt ausgesprochen; es wurde zugleich mit Verbarrikadirung des Thors gedroht, daß das Ministerium es für angemessen hielt, zur Beruhigung der Bürger noch eine Garantie gegen jede feindliche Verwendung des Militärs zu geben und so hieß es denn in einer amtlichen Bekanntmachung vom 29. März:

„„Es versteht sich von selbst, daß die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung lediglich der Bürgerwehr überlassen bleibt, und die mögliche Hülfe-

leistung des Militärs nur für den äußersten Nothfall und auch dann nur auf ausdrückliche Aufforderung des Commandeurs der Bürgerwehr oder der städtischen Behörden erfolgen wird.““

„Unverantwortliche Schwäche vom Ministerium,“ rief Graf Padden-Triton, „die Regierung hat sich damit für immer die Hände gebunden!“

„Und welcher ehrliebende Militär,“ fügte der Rittmeister Graf Arnold hinzu, „wird sich zu einem Dienst hergeben, der erst commandirt werden soll, wenn es diesen Bürgersoldaten, à la Falstaff, nicht beliebt, sich bei einer Emeute die Finger zu verbrennen? und dazu soll jeder Bürgermeister das Recht haben, das Militär zu requiriren; die Sache wäre noch schöner; eine bodenlose Herabwürdigung eines Offizierstandes, welcher größtentheils aus Söhnen der ältesten Adelsfamilien im Lande besteht.“

„So vorbereittet,“ fuhr Herr von Kater fort, „erfolgte denn endlich am heutigen Tage der Einzug des vierundzwanzigsten Regiments auf den Grund obiger Garantien im Allgemeinen ohne Widerstand von Seiten des Volkes. Die Bürgerwehr, namentlich die berittene, ließ sich von Herrn von Minutoli in Polizeimütze und Uniform anführen, indem er sie durch die Stadt führte. Herr von Minutoli war aber, wie versichert wurde, wegen des Erfolgs dieses Einholungsversuchs in so großer Un-

ruhe, daß er, als ihm an der Ecke der Linden- und Friedrichsstraße vor Kranzler's Conditorei durch den Herrn Bolle die Nachricht zukam, in der Leipziger Straße würden dem Militär Barrikaden entgegengethürmt, gefolgt von der ganzen Schaar kühner Reiter, im Trabe nach dem Brandenburger Thore eilte. Zwei der Bürgerwehrreiter sollen sich bei dieser Gelegenheit unfreiwillig von ihren Pferden getrennt haben.

„Das Militär langte indeß, geführt von den Herren Urban, Becker und Anderen, die beritten waren, ruhig an der Ecke der Linden an und marschirte, ohne Herrn von Minutoli an der Spitze zu sehen, in die Kaserne ein. Es wurden ihnen Blumen und Kränze gereicht, wenn auch nur von dem weiblichen Theile der Bevölkerung, welchem nichts erfreulicher sein konnte, als die Rückkehr so vieler hübscher junger Männer. Es verlautet übrigens, daß übermorgen das neunte Regiment einziehen wird und später wird man so unbemerkt als möglich noch mehrere Bataillone nach Berlin führen und dürfte wohl an einen ernsten Widerstand nicht mehr zu denken sein. Der Anfang ist klein, aber bedeutend: denn an diesen Einmarsch des auf die Verfassung nicht beeidigten Militärs wird sich mit der Zeit die Contrerevolution wieder anknüpfen lassen. Vorerst genügt es, zu wissen, daß die Reaction wieder eine bewaffnete Macht in Berlin hat.“

„Ich bin ganz der Meinung des Herrn von Kater," sprach Graf Roger mit kaum verhaltener Bitterkeit; „das alte Sprichwort wird sich auch hier bewähren: gieb du dem Teufel nur ein Haar, so hat er dich bald ganz!"

„Roger," rief die Gräfin im verweisenden Ton, „ein junger Mann von Familie sollte sich nie und unter keinen Umständen vergessen."

Erröthend beobachtete Roger von jetzt an ein achtungsvolles Schweigen und Baron von Kater sprach darauf:

„In einer andern Richtung hin ist mein Bestreben, die demokratisch-republikanische Partei zu Extremen hinzureißen, um damit den Vernichtungskampf gegen dieselbe zu provociren, nicht ohne Erfolg gewesen."

Und erzählend fuhr er fort:

„Zur Zeit der Barrikadenkämpfe befand sich gerade in Berlin der völlig ungerathene Sohn eines hochgestellten, in Berlin wohnenden Staatsbeamten, ein wahrer Mephistopheles, der aus boshafter Schadenfreude überall Unheil stiftet. Aus schonender Rücksicht auf seinen würdigen Vater wurde er aus einer amtlichen Stellung in die andere versetzt, wenn es nicht mehr möglich war, ihn in einem frühern Amte zu erhalten. So durchlief er alle Carrièren; wurde Geistlicher; mit Schonung cassirt, Gymnasiallehrer, Regierungssupernumerar, Steu-

erbeamter und Auswanderer nach Amerika, von wo er zurückkehrte, nachdem er mit verschiedenen amerikanischen Zellengefängnissen Bekanntschaft gemacht hatte. Dabei war er ein wahrhaft schöner junger Mann, der eine Liebenswürdigkeit und Verstellungskunst besaß, die es ihm möglich machte, trotz seines ganz entschieden schlechten Rufes, in die achtbarsten Familien sich einzuführen und dort so beliebt zu machen, daß man Alles, was an schlechten Streichen von ihm bekannt war, für Lügen und Verläumdung hielt. Nichts gelang ihm leichter, als junge unschuldige Mädchen aus gebildeten Familien zu verführen. Es kam ihm dabei auf ein paar Eheversprechen mehr oder weniger durchaus nicht an, besonders wenn er sich unter fremdem Namen eingeführt hatte, was nicht selten der Fall war. Hatte er dann ein junges Mädchen an den Rand der Schande und des Verderbens geführt, so war es für ihn ein diabolischer Genuß, es unter Verhöhnung zu verlassen. Dreimal verheirathete er sich mit jungen liebenswürdigen Mädchen; zwei derselben starben unter Mißhandlungen vor Gram über die entsetzliche Täuschung, der sie sich preisgegeben sahen; die dritte, die Tochter eines höhern Beamten aus Königsberg, hatte er geheirathet, unmittelbar, nachdem er ein schönes hochgebildetes Mädchen in Berlin aus einer angesehenen Familie unter dem Versprechen der Ehe verführt hatte. Die junge Frau

wurde schon am dritten Tage von dem insinuanten und liebenswürdigen Bösewicht thätlich gemißhandelt, kehrte zu ihrer Familie zurück und wurde später geschieden. Das verführte junge Mädchen aber entfloh aus dem väterlichen Hause und ist seitdem spurlos verschwunden. Man soll vor einiger Zeit hier bei Potsdam im Heiligensee eine unbekannte weibliche Leiche gefunden haben. Vermuthlich ist es die ihrige."

Bei dieser Erzählung war Mathilde immer blässer und marmorkalt geworden; aber sie schwieg und blickte tief auf ihre feine Tapissteriearbeit nieder, die in ihren Händen zitterte.

Die Uebrigen waren zu sehr entrüstet über die Schilderung dieses entsetzlichen Charakters, um auf die Seelenstimmung jener Unglücklichen zu achten. In einzelnen Ausrufungen gaben sie ihren tiefen Abscheu gegen dieses unmoralische Ungeheuer zu erkennen und der Baron von Kater fuhr fort:

„Dieser Mensch, dem es bei aller Verschwendung und bei bedeutenden Schulden nie an Geldmitteln fehlte, um sich seinen schlechten Leidenschaften hinzugeben; denn seine Mutter unterstützte ihn auch jetzt noch auf das Freigebigste, während sein reicher und hochbesoldeter Vater ihn längst schon in allen öffentlichen Blättern creditlos gemacht hatte. Dieser Mensch also, der in der öffentlichen Achtung so tief gesunken war, daß anständige

Personen sich schämten, an öffentlichen Orten nur ein Wort mit ihm zu reden, war jetzt eine glänzende Erwerbung für die Demokratie geworden. Mit Andern seines Gelichters, einem Doctor Ajax, einem relegirten Student Ohnesorge, einem Graf Banco*), der ein cassirter Offizier war, und Andern hatte er bei den Barrikadenkämpfen zwar nicht selbst mitgekämpft, auch sich keiner persönlichen Gefahr ausgesetzt, denn dazu war er zu feige, wohl aber war er aus sicherm Hinterhalt Verführer und Volksführer gewesen, hatte Barrikadenpläne gezeichnet, Arbeiter aufgewiegelt und war später bei Volksversammlungen einer der enragirtesten Freiheitsapostel gewesen. Um jeden Preis hatte er sich einen Namen machen wollen. Er war es gewesen, der die Pöbelmassen anführte, die den Laden des Handschuhmachers Wernicke am 19. März plünderten und die kostbaren Waaren desselben auf die Straße warfen und verbrannten; er war es, der, nachdem er hier der vandalischen Zerstörungswuth ein Genüge geleistet hatte, dem Steuerdirector Kühne, auf den er eine besondere Malice hatte, einen ähnlichen Besuch, um dessen Wohnung auszuräumen und ihn wo möglich aufzuhängen, zugedacht hatte. Man sieht, es fehlte damals nicht in Berlin an Solchen, welche dort die Schand-

---

*) S. den Roman des Verfassers: „So war es.“

thaten der rothen Republik um jeden Preis einführen wollten."

„Das eben," fuhr er fort, „ist aber der Gewinn für die Reaction, daß solche Subjecte, die, wenn der erste Rausch vorüber ist, selbst ihrer eigenen Partei verächtlich erscheinen müssen, der Ultrademokratie und dem Republikanismus einen Schandfleck anhängen, welcher jeden rechtlich fühlenden und ehrliebenden Mann dieser Partei entfremden muß. Es gehört nun noch dazu, daß solche ochlokratische Helden, welche Ehre und Ansehen, das sie im ruhigen bürgerlichen Leben für immer verloren haben, als wüthende Demokraten und Republikaner wieder zu gewinnen hoffen, die den schlechtesten Volksleidenschaften schmeicheln, um die Massen über ihre eigene Schlechtigkeit zu verblenden, die allein in den Stürmen einer permanenten Anarchie hoffen, Ansehen, wenn auch ohne Ehre, Macht durch Terrorisiren und Reichthümer durch Beraubung des Eigenthums zu gewinnen; daß, sage ich, ein solcher Auswurf der Menschheit, als Koryphäen der Demokratie, diese selbst dem gesunden Kern des Volks gegenüber verächtlich mache.

„Um dahin zu wirken, habe ich mich in dieser Zeit an solche Nichtswürdige mit erheuchelter gleicher Gesinnung angeschlossen."

„Offen, offen, Baron," rief der Graf mit Entrüstung, „ritterlicher ist es, mit offenem Visir zu kämpfen;

jesuitisch aber, mit zweizüngiger Hinterlist zu operiren."

„Nun, wir werden sehen, lieber Graf, wer weiter damit kommt. In diesem Augenblicke steht die Partei der Reaction im Nachtheil, und sie bedarf der Maske, um sich nicht lächerlich zu machen und unschädlich gemacht zu werden."

„Uebrigens, mein Vater," sprach der junge Gardeducorpsoffizier, „will mich bedünken, es sei nicht Jesuitentreiben, sondern diplomatische Feinheit, die durch ihre sorgfältig cachirten arrière-pensées in jetzigen Zeiten, welche alle Ritterlichkeit unterdrückt haben, sicher mehr gewinnt, als Sie mit offenem Visir demnächst auf dem Landtage jemals erkämpfen werden."

„Die Begriffe: jesuitisch und diplomatisch," sprach Graf Roger, „fallen nur zu oft in Eins zusammen, und so dürften mein Vater sowie mein Bruder gleich Recht haben, wenn das Verfahren des Herrn von Kater der Eine jesuitisch, der Andere diplomatisch nennt."

„Doch streiten wir uns nicht um Begriffe," entgegnete der alte Graf ärgerlich, „in der Politik entscheidet am Ende der Erfolg. Ich sage nur so viel, für meinen Charakter wäre ein solches verkapptes Verfahren nicht."

„Darum," versetzte der Rittmeister mit einem Zug von Spott um den schönen Mund, „ist es in unserer

rechtlosen Zeit noch ein Glück, wenn kluge Royalisten die anscheinend verlorene Sache mit Vorsicht und Besonnenheit in die Hand nehmen. Alle Wohlgesinnten werden dem Herrn Baron von Kater Dank schuldig sein, wenn derselbe mit diplomatischer Vorausberechnung die Sache der Reaction in die Hand genommen hat. Der König, unser Herr, wird nachgeben, wenn nur erst die öffentliche Meinung im Kern der Nation sich für die Rückkehr zur alten Ordnung ausgesprochen haben wird. — Doch, wie weiter? lieber Baron."

„Nun, wie gesagt, von der Ansicht ausgehend: es muß erst recht schlimm werden, ehe die Krisis zur Heilung führen kann, warf ich eines Tages in einer Weinstube, wo ich die genannten Herren Demokraten mit Champagner tractirte, die Bemerkung hin: „„Schade, daß wir jetzt keine großen deutschen Dichter außer Freiligrath unter den Patrioten haben; eine deutsche Marseillaise als revolutionäres Volkslied gesungen, würde Furore machen in unsern aufgeregten Zeiten und dem Dichter einer deutschen Marseillaise den Lorbeerkranz der Unsterblichkeit bringen."""

„Ich warf dabei meine Blicke auf den so eben beschriebenen Vaut-rien, dessen Eitelkeit ich kannte, sich für einen großen Dichter zu halten. Dieser sprang sogleich auf und rief mit Emphase: „„Meine Herren, morgen um diese Zeit werden wir hier die neue deutsche

Marseillaise singen. Der deutsche Michel wird damit aus seinem tausendjährigen Schlummer geweckt werden, und der neue Freiheitsgesang wird der revolutionären Begeisterung neue Schwungkraft geben.""

„Am folgenden Abend sangen wir die neue Marseillaise; am zweiten Morgen las man sie als „Eingesandt" in einer der Berliner Zeitungen. Hier ist das elende Machwerk!"

Damit warf der Baron ein Exemplar auf den Theetisch mit dem Ausdruck von Verachtung hin, und überließ es einem Jeden, sich davon näher zu unterrichten. Doch Keiner wagte das Blatt anzufassen. Die Gräfin Mutter klingelte dem Kammerdiener und sagte ihm: „Nehmen Sie eine Feuerzange und vertilgen Sie diese demokratische Mißgeburt, damit keine ehrliche Hand sich damit die Finger beflecke."

Das geschah und Baron Kater fuhr fort:

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie diesen wühlerischen Schmuz der Demagogie nicht lesen wollen; aber es ist nothwendig, daß Sie ungefähr den Inhalt kennen. Das Gedicht beginnt mit einer Schmähung auf den König. Das Blutbad vom 18. zum 19. März wird ihm darin allein schuld gegeben."

„Entsetzlich!"

„Abscheulich!"

„Majestätsbeleidigung!"

So riefen Alle durcheinander; Herr von Kater aber sprach weiter: „Alsdann wurde darin erklärt, durch dieses Blutbad am Volke habe das Haus Hohenzollern aufgehört zu regieren und es sei nunmehr Zeit, die Republik zu proclamiren. „„Es lebe die rothe Republik.““ — So schloß das Gedicht, wenn man den Namen einer Dichtung so entweihen will, ihn einem so rebellischen Placate beizulegen!“

„Gräulich!“

„Furchtbar!“

„Giebt es denn keine Galgen mehr, um solche Bestien aufzuhängen?“

„Schöne Preßfreiheit, wenn sie dem Verbrechen der Majestätsbeleidigung und des Hochverraths dienen darf.“

„Und zwar ungestraft,“ rief der alte Graf in tiefster Entrüstung aus; „denn ich habe selbst von einem als liberal bekannten Gerichtspräsidenten die Aeußerung gehört: „„Es giebt kein Verbrechen des Hochverraths mehr; denn die alte Verfassung ist umgestürzt und eine neue haben wir noch nicht.“

„Auf diese Weise scheint es,“ sprach der junge Graf Arnold, „daß die Gerichte selbst die Revolution in Permanenz erklären, ein Umstand, der die wohlgesinnte Partei berechtigt, auch ihrerseits die Contrerevolution durch Belagerungszustände und Militärmacht heraufzubeschwören.“

„Dahin, mein werther Herr Graf, wird es auch kommen, ganz bestimmt, aber noch ist es zu früh. — Nur Geduld, noch ein Dutzend solcher extremer Tollheiten und der Sieg ist unser. Wie richtig ich berechnet hatte, als ich eine Marseillaise empfahl, zeigt sich schon jetzt. Die ganze Bourgeoisie ist über diese Frechheit empört; Tante Voß wird förmlich bestürmt mit Inseraten gegen den Verfasser dieser Marseillaise, dessen verwerfliches früheres Leben jetzt sogar der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Der Kern des Volks hängt noch mit dem eisernen Anker der Geschichte an seinem Königshause; jeder Preuße sieht sich selbst und seine Ehre durch seinen König vertreten; bei Vielen herrscht noch eine tiefe Verehrung und persönliche Liebe für den König; die große Mehrzahl des Volks will keine Republik; daher die allgemeine Entrüstung, als diese Marseillaise erschien. Indem sie sich gegen den Verfasser wendet, muß die ganze Demokratie nothwendig bei dem Volke in Mißcredit kommen. Verständen die Demokraten ihren Vortheil, wie wir den unsrigen verstehen, so würden sie vor allen Dingen alle jene Märzhelden vom schlechtesten Rufe ausmärzen. Nur wenn sie in allen ihren Gliedern rein und ehrenhaft dasteht, darf sie auf Erfolge hoffen. Ich sage Ihnen, meine Herren, hätte die Demokratie einen Washington, einen William Penn oder Jean Jacques Rousseau an ihrer Spitze, so würde

sie alle gebildeten und tugendhaften Männer mit sich fortreißen und unbesiegbar sein; aber so ......"

Der Baron brach ab und ein tiefes Schweigen folgte. Erst nach einer Pause ergänzte der alte Graf die abgebrochene Rede mit den Worten: „Aber so dürfen wir hoffen, durch die Fehler unserer Gegner zu erringen, was wir durch die Weisheit unserer Anhänger nie erlangt haben würden ...."

„Die Reaction!" ergänzte Herr von Kater, und abermals schwieg Alles; denn in jeder Brust lag das Gefühl der tiefen Bedeutung dieses Gedankens.

Um aus dieser peinlichen Stille herauszukommen, fragte die alte Gräfin nach dem Namen jenes Verbrechers, der der guten Sache, ohne es zu wollen und zu wissen, so wesentliche Dienste geleistet habe.

„Er heißt Keuler."

Kaum war dieser Name genannt, so sank Mathilde ohnmächtig vom Stuhle in Jenny's Arme.

Allgemeiner Tumult! Roger trug die Unglückliche auf ein Sopha. Die Herren entfernten sich; die Kammerfrau der Gräfin und Adelaidens Kammermädchen leisteten ihr Hülfe. Als sie aber endlich nach einer Viertelstunde aus der Ohnmacht erwachte, redete sie irre.

„Da steht mein Teufel," sprach sie, voll Schauder auf die Wand deutend. — Dann löste sie eilig ihr langes Rabenhaar und strich mit den Fingern die Flech-

ten auf. Noch waren ihr die Kleider geöffnet, um sie aus der Ohnmacht zu befreien, so stand sie da, einer Megäre ähnlicher als einem menschlichen Wesen; marmorbleich, mit mageren, eingefallenen Wangen, die Augen wie verglast, auf einen Punkt gerichtet, ohne etwas zu sehen, das Herz klopfend; der Busen hob und senkte sich in stürmender Eile; der Athem war stockend, dann wieder rasch hervorgestoßen; so sprach sie in tiefen, aus der Brust hervorquellenden Tönen: „Satan, gieb mir mein Kind wieder! Du Teufel in Engelsgestalt, Du hast es gethan. — Gieb mir mein Strumpfband wieder, mein rothes Strumpfband will ich zurückhaben, meine Unschuld, meine Seele, Du hast sie mir geraubt!“

Die alte Gräfin bekam Nervenzufälle und wurde von ihrer Tochter und Jenny in ein Nebenzimmer geführt. Der schnell herbeigerufene Arzt erklärte die Unglückliche für wahnsinnig.

Nun konnte sie freilich die gräfliche Familie, bei aller Menschenfreundlichkeit, nicht länger behalten.

Roger selbst und der Arzt brachten sie bei einbrechender Abenddämmerung in einem Wagen nach dem Lazareth des Armenhauses.

Indeß gelang es mit Hülfe des Dr. Rubow, ihre Eltern zu ermitteln und diese sorgten dafür, daß sie in die Charité nach Berlin auf die Irrenstation versetzt wurde, wo sie zum Glück für sie selbst in einen Zustand

verfiel, der jede Erinnerung an ihre schreckliche Vergangenheit in ihr ausgelöscht zu haben schien.

Für ein so gebrochenes Leben, wie das dieser Unglücklichen, blieb Wahnsinn immer noch die einzig mögliche Milderung ihres Geschickes.

Wahnsinn eine Milderung! — eine schreckliche Milde!

Viertes Buch.

„Stipendiaten, Freitischler, junge theologische Mucker, Doctrinäre, studirende Junker und Geheimrathssöhne haben die Berliner Studentenschaft weit hinter die in der deutschen akademischen Welt sonst so wenig anerkannt gewesene österreichische Aula in Schatten gestellt.“

Gutzkow
in der Schrift: „Deutschland am Vorabende seines Falles oder seiner Größe.“ (Frankfurt 1848.)

1.

Wir führen unsere Leser wieder in das kleine, reinliche Wohnstübchen der bei der Begräbnißfeier der Barrikadenhelden krank gewordenen Wittwe des alten Invaliden und Schuhflickers im dritten Stock eines der großen Familienhäuser im Voigtlande.

Auf dem reinlichen Bett, das man, um von allen Seiten der darauf liegenden kranken alten Frau besser Hülfe leisten zu können, in die Mitte der Stube gerückt hatte, lag eine bleiche Schlummernde, deren Züge bereits die herannahende Auflösung derselben ankündigten.

Auf der einen Seite des Bettes saß der menschenfreundliche junge Arzt, den wir unter dem Namen

Dr. Rubow kennen und fühlte mit dem Ausdruck von Ernst und Wehmuth auf den edlen Zügen den Puls der Kranken. Auf der andern Seite kniete ein schönes, blasses, junges Mädchen, dem die Thränen aus den dunklen, blauen Augen mit den langen, seidenen Wimpern über die vom tiefsten Schmerz entfärbten Wangen rollten.

Sie küßte die blasse, magere Hand ihrer Mutter und suchte sie zwischen der ihrigen zu wärmen. Es war Clara, ihre Tochter.

Noch einmal erholte sich die Sterbenskranke, wie das Licht vor dem Erlöschen noch einmal aufflackert. Mit einem Blick voll Liebe wendete sie sich dankend erst gegen das junge Mädchen; dann sprach sie zu dem Arzt: „Ich fühle, daß mir Gott nahet, mich von dieser Welt der Leiden und Prüfungen abzurufen; aber ich habe noch ein Geheimniß, das mir schwer auf der Seele liegt, doch darf ich es nicht eher mittheilen, als in den letzten Augenblicken meines Lebens.“

„So würden Sie wohlthun, sich sogleich das Herz zu erleichtern,“ sprach der Arzt; „Gott allein weiß, wie nahe Ihr Ende, doch fern kann es nicht mehr sein.“

Clara's Thränen flossen bei dieser Aeußerung häufiger. Sie küßte lebhafter die Hand ihrer Mutter und diese dankte dem Arzt für seine offene Mittheilung.

Dann fuhr sie fort:

„Meine liebe Clara! Auf Deiner Geburt ruht ein Geheimniß. Doch habe ich es an Eidesstatt geloben müssen, daß es Dir nicht früher enthüllt werde, als an Deinem 21. Geburtstage. — Nun aber erwarte ich schon seit einigen Stunden vergeblich den Geistlichen, den ich habe bitten lassen, mir den Trost der Religion, das heilige Abendmahl, mit auf den letzten Gang zu geben. Ich fürchte aber, daß mich der Tod überrascht, ehe seine wahrscheinlich überhäufte Beschäftigung ihm gestatten wird, diesen letzten Wunsch einer sterbenden, armen alten Frau zu erfüllen. — Was ich aber in geistliche Hände mit vollem Vertrauen auf Amtsverschwiegenheit niedergelegt haben würde, wie könnte ich es mit demselben Vertrauen in weltliche Hände niederlegen?“

„In die meinigen gewiß,“ sprach Rubow feierlichst, „ich gelobe und schwöre Verschwiegenheit.“

„Sie sind ein menschenfreundlicher Arzt,“ sprach die alte Frau; „aber Sie stehen meiner Clara noch viel zu fern, um gleichsam dasselbe Interesse mit ihr zu theilen, und das macht mir meinen Tod schwer und bitter, daß ich dieses hülflose junge Mädchen zurücklassen muß, ohne einen Freund und Rather, der gleichsam Eins mit ihr geworden ist, indem er die Stelle eines Vormundes, Vaters oder Bruders, oder Verlobten ausfüllte.“

„Dieses Wort,“ rief Rubow feurig, „entreißt mir

mein schwer unterdrücktes Geheimniß. Ja, ich liebe Clara, aber ich wagte es bisher nicht, diese Liebe zu bekennen, weil ich noch gar keine Aussicht habe zu einer Stellung im Leben, die mich in den Stand setzen würde, eine Gattin zu ernähren. Will aber Clara die noch dunkle Ungewißheit meiner Zukunft mit mir theilen, so möge sie mir über dem Sterbebette ihrer Mutter als Verlobte die Hand reichen."

„Der Himmel segne diesen Bund," sprach die kranke, alte Frau und vereinigte Beider Hände. Rubow aber trat an die andere Seite des Bettes und hob das in seiner Rührung ganz aufgelöste junge Mädchen empor an seine Brust und im ersten Kuß keuscher Liebe berührten sich Beider Lippen.

Unter den zärtlichsten, wehmüthigsten Küssen, die zugleich zwei liebende Seelen mit Schmerz und Wonne erfüllten, fragte Rubow noch einmal: „Wirst Du auch ohne Reue Dein Geschick an meine noch so ungewisse Zukunft binden?" — „Ewig, ewig," antwortete sie, und der schöne Bund für das Leben war damit geschlossen.

Dann forderte die Mutter ihre Tochter auf, aus der Nußbaumcommode die mit fünf Siegeln verschlossene Brieftasche hervorzuholen und ihr zu übergeben.

Als dieses geschehen war, übergab sie das versiegelte Portefeuille von rothem Maroquin dem Doctor. Noch

einmal ließ sie sich von demselben mittelst Handschlages das Versprechen an Eidesstatt wiederholen, die Brieftasche nicht eher, als am 18. März 1849, an Clara's 21. Geburtstage, alsdann aber in ihrer Gegenwart zu eröffnen, und darauf den darin befindlichen versiegelten Brief an die Adresse abzugeben.

Rubow betrachtete die Siegel. Sie enthielten ein adeliges Wappen mit Helmschmuck und andern heraldisch bedeutsamen Verzierungen.

Rubow nahm dieses Vermächtniß mit dem Ernst des Bewußtseins: darin liege die Lösung von Clara's dunklem Geschick, in Empfang.

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Clara öffnete und der Geistliche im Chorrock, gefolgt von dem Küster mit den heiligen Geräthen, trat ein.

Rubow und Clara wollten sich entfernen; doch die Mutter bat, daß sie bleiben möchten und knieend im Gebet wohnten sie der frommen Handlung bei.

Darauf nahm die alte Frau, beruhigt in ihrem innersten Gemüth, von ihren jetzt beiden Kindern noch einmal Abschied. Ihre feinen, blassen Gesichtszüge verklärten sich; sie schloß die lebensmüden Augen; ihr Athem wurde immer leiser; endlich hörte er ganz auf. Ohne Todeskampf war sie verschieden, mit Gott und der Welt in Frieden.

Es war ein feierlicher Moment, den die beiden Lie-

benden durch das tiefste Schweigen ehrten. Rubow war auf das Innigste durchdrungen von der großen Aufgabe, die er übernommen hatte; aber eben das Gewicht derselben, trotz der Sorge, wie er es vollbringen werde, machte ihn glücklich. Hatte doch nun sein Leben und Streben ein Ziel gefunden. Nicht mehr für sich allein hatte er zu leben und zu schaffen; sondern auch für die Geliebte hatte er zu sorgen, und dieses Bewußtsein erhöhte seinen Lebensmuth und verdoppelte seine Kraft.

Rubow hatte seine Eltern schon in früher Jugend verloren. Er hatte keine Geschwister und keine nahen Anverwandten. Alles was er war und gelernt hatte, verdankte er sich selbst. Erfüllen solche Verhältnisse wohl mit Selbstbewußtsein, so lassen sie aber auch das Herz leer. Der Mensch, der durch keine Bande des Bluts oder der Herzen an Menschen geknüpft ist, lebt wie heimathslos auf der Welt; jetzt erst hatte Rubow seine Heimath gefunden.

Auch Clara war von einem ähnlichen, wenn auch noch zarteren Gefühl durchdrungen. Das weibliche Gemüth erträgt noch viel weniger als das des Mannes das vereinzelte Dasein auf der Welt. Für das weibliche Leben findet das Wort des Dichters:

„Es muß das Herz an etwas hangen,
Sonst muß es in sich selbst vergehn;"

seine volle Anwendung. Clara hatte mit dem Tode

ihrer Mutter das Letzte verloren, was noch ihr Dasein mit Welt und Leben vermittelte; mit der Liebe des ihr nun verlobten Freundes hatte sie Alles wiedergefunden, Alles, mehr als sie jemals besessen hatte. — Clara war glücklich, mitten in ihrem Schmerz. Sie weinte, an Rubow's Brust geschmiegt, in seine Arme geschlossen, von seinen Küssen belebt, ohne zu wissen, ob ihre Thränen dem Schmerz oder der Wonne glückseliger Liebe flossen, ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf.

Nun aber nahm freilich schon die nächste Zukunft ihre Sorgen in Anspruch. Clara wollte die Leiche ihrer Mutter vor deren Beerdigung nicht verlassen. Und doch, unmöglich durfte man dieses so zart= wie tiefführ=lende junge Mädchen bei derselben zwei Tage und zwei Nächte hindurch allein lassen. Eine Kammer, wohin sie hätte gebracht werden können, gehörte nicht zu dieser ärmlichen, kleinen Wohnung. Auch bedurfte Clara des Beistandes einer verständigen Frau, um die Beerdigung zu vermitteln. — Aber alle Bewohner dieses Familien=hauses waren arme Leute, die oft selbst kein Bett hatten und daher die arme Waise bei sich nicht auf=nehmen konnten. Während sie nun noch darüber hin und her überlegten, wurde leise an die Stubenthür ge=klopft. Ohne den Hereinruf abzuwarten, öffnete sich die Thür ein wenig und das bleichgelbe, magere, aber freundliche Gesicht eines bärtigen jungen Mannes, mit

langem, wallendem Haar und einer kleinen, rothen Studentenmütze blickte herein.

„Darf ich?" fragte er, „ich wollte mich nur erkundigen, was Mutterchen macht."

„Todt!" sprach Clara, aufs Neue in Thränen ausbrechend.

„Todt?" rief er mit dem Ausdruck von Schreck und gutmüthiger Theilnahme, und trat mit seinem verwitterten Sammetrock und den großcarrirten, sackweiten Hosen völlig herein ins Zimmer. „Das ist eine schöne Geschichte, auch eine von den hochbelobten Errungenschaften unserer Märzrevolution, na nun werde ich alle Hände voll zu thun haben; denn wem wird es sonst auf dem Halse liegen, als dem Allerweltsfritz, nach dem Todtengräber, dem Pfarrer, dem Küster, der Armencommission und zu allen Teufeln herum zu laufen? Und nun wahrscheinlich keinen Groschen Geld im Hause, es ist, um selbst des Teufels zu werden; ohne Geld kommt der Mensch auf die Welt, aber ohne Geld kann er weder leben noch sterben. Na, man ruhig, Fräulein Clärchen, mein burschikoses Ehrenwort darauf, ich schaffe Rath, und sollte ich an einem der Besitzenden mein menschliches Urrecht ausüben."

„Machen Sie keine Streiche, Herr Fritz, Ihre Philosophie möchte Sie sonst einmal dahin bringen, wo alle Freiheit ein Ende hat."

„Das wäre freilich schauderös! — Indeß, versuchen wir erst gütige Ansprache; sollte vielleicht dieser Herr . . . .“

„Es ist der Herr Doctor, der schon so viel Güte meiner seligen Mutter erwiesen hat.“

„Ach schön, ich danke dafür, als hätte es mich selbst betroffen. Nun, Herr Doctor, freue mich, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben; ich bin Fritz, der Exstudent, jetzt Literat, das heißt vorerst nur bei den Correcturen beschäftigt; werde aber nächstens selbstständig auftreten mit einer Schrift über das unveräußerliche Urrecht der Menschheit am gemeinschaftlichen Eigenthum, und dann, mein Herr, bin ich durch und durch ein rother Republikaner. Ich war es, der am Sonntage, am 19., als der Kampf aufgehört hatte, dem Polizeipräsidenten von Minutoli, als er eben über eine noch nicht geöffnete Barrikade stieg, zurief: „„Gehen Sie nicht nach dem Schlosse, dort muß die rothe Fahne der Republik aufgesteckt werden.““

„Sie gehen zu weit, junger Mann,“ entgegnete der Doctor mit Ernst; „Sie und Ihre Gesinnungsgenossen werden es noch durch Ihre extremen Freiheitsschwindeleien dahin bringen, daß die Reaction wieder ihr Haupt erhebt und der Absolutismus unter den hohlen Formen eines Scheinconstitutionalismus wiederhergestellt wird.“

„Eben deshalb hätte vorweg jede Möglichkeit einer

solchen Reaction abgeschnitten werden sollen. Ich mache mir Vorwürfe über meine eigene Weichherzigkeit. An jenem Sonntage Nachmittags, nach dem Abzuge der Truppen, war das Schloß nur schwach gedeckt, die Aristokratie entflohen oder verborgen und nicht eine einzige Thatsache schien noch übrig, die Gemüther zu beruhigen und in etwas Gemeinsamem und Freundlichem zu sammeln. Eine entschlossene Persönlichkeit mit etwa dreißig bis vierzig Verbundenen hätte in diesem Augenblick die Dynastie, ja überhaupt die Form des preußischen Staats ändern können. In den Stunden am Sonntage von elf Uhr Vormittags bis zwei Uhr Nachmittags gab es in Preußen keine Regierung, und jede Gestaltung war möglich. Ich dachte wohl daran, mir fehlte es auch nicht an Muth, mein Leben an die große Idee einer Republik zu setzen, und ein feuriges Wort an meine Proletarier hätte mir an hundert Helfer gegeben, aber, mein Herr Doctor, mir fehlte der Muth, ein Königsmörder zu werden, und so unterblieb die That, die schon damals die Dynastie vernichtet und die Republik geschaffen haben würde, ein Ziel, das sich jetzt nur noch auf weiten Umwegen erreichen lassen wird. Aber es wird erreicht werden, dieses Ziel, verlassen Sie sich darauf, denn wie ein Wellenschlag wird der Demokratie die Reaction folgen, und dieser wird bei

neuen Stürmen, die bei einem Mißbrauch der Gewalt nicht ausbleiben können, die Republik folgen."

„Sie irren in Ihren Voraussetzungen. Unser König hat den Geist einer neuen Zeit begriffen, sonst würde er so große Zugeständnisse, die für immer den Absolutismus unmöglich machen werden, nicht gemacht haben. Sollte aber Mißbrauch der Demokratie ihn einst zu der Nothwendigkeit führen, die Anarchie zu unterdrücken, was nicht anders geschehen kann, als durch eine Dictatur, die in der freiesten Republik der Welt, der altrömischen, mehr als einmal den Staat gerettet hat, so wird die Krone den Sieg behalten, wenn die Besitzenden der Revolution überdrüssig sein werden und das Heer der Krone treu bleiben wird. Für diesen Fall aber hege ich das Vertrauen, daß der König, treu seinem Wort, die verfassungsmäßige Freiheit wiederherstellen wird, sobald gute Gesetze sie gegen Mißbrauch gesichert haben werden. Ich vertraue der Weisheit der Krone, daß sie die Ueberzeugung festhalten wird, daß eine Macht, die auf freier Zustimmung und Mitwirkung des Volks beruht, fester und dauernder begründet sein wird, als eine solche, die auf Gewalt erbaut wird; denn ein Staatsgebäude, das auf Gewalt erbaut ist, kann nicht länger dauern als die Gewalt, die ihm als Grundlage dient."

„O Daniel, o weiser Richter!" rief Fritz heiter; „diese

Demokraten, die, wie in der ersten französischen Revolution, die Göttin der Vernunft aus Gyps gegossen in ihren Tempeln auf die Altäre erhoben, werden nie der Welt die Freiheit geben; diese kann nur im Sturmdrange einer Revolution erobert werden. Nur da, wo der Sansculotte sein letztes Hemd in das Blut der Aristokraten taucht und es dann wieder als rothe Fahne der Republik erhebt; nur da, wo, wie Roger Callot im Convent rief, der letzte Priester an den Gedärmen des letzten Königs aufgehängt wird ...."

„O pfui! ein gräßliches Bild!" rief Clara, und wendete sich mit Abscheu von ihm ab.

„Nur da," fuhr der Republikaner begeistert fort, „wo täglich hundert Guillotinen arbeiten, um jede hundert Köpfe abzuschneiden; wo alle Güter der Erde allen Menschen gemeinschaftlich angehören; wo der Reiche arbeiten muß, um zu leben, und der Arme schwelgt, ohne zu arbeiten, in aller Ueppigkeit des Reichthums; wo es keine Gesetze, keine Richter, als die eigene Faust mehr giebt; wo keine Obrigkeit und keine Unterthanen, keine Familie, keine Ehe, keine Eltern, keine Kinder mehr existiren; wo Jeder thut, was ihm beliebt und gelüstet; nur da, wo noch die einzige Frage zu entscheiden bleibt, ob eine Permanenz der Anarchie, oder eine Anarchie in Permanenz vorzuziehen sei; wo jeder Mensch, sei er Mann oder Weib, Kind oder Greis, Jude oder

Christ, Alles gleichviel, in sich selbst die Volkssouveränetät repräsentirt, nur da ist wahre Freiheit zu finden, die Freiheit des Individuums, die keine Grenze kennt, als die Freiheit des Andern, die kein Recht kennt, als das des Stärkern."

„Sie haben Recht," sprach Doctor Rubow mit Ironie, „Sie schildern da das Glück der Freiheit der wilden Thiere in der Wüste."

„Und ist das nicht schön, erhaben und romantisch? eben weil es allein das Naturwüchsige ist und das Menschengeschlecht auf den Boden seiner ewigen, unveräußerlichen Urrechte stellt ...."

„Und es vernichtet, sagen Sie lieber, und Sie werden damit der Wahrheit näher kommen; der Krieg Aller gegen Alle würde dann unausbleiblich sein und das Menschengeschlecht von der Erde vertilgen; ja, noch mehr, durch Ihre Theorien werden Sie die Menschheit zur Thierheit herabwürdigen. Sie berauben den Menschen, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, aller der geistigen Vorzüge, die ihn über die Thierwelt erheben, und werden damit Mörder an Ihrem eigenen Geschlecht."

„Sie können Recht haben, und ich fühle es lebhaft, Sie haben Recht. Ich pries jenen Ur- und Naturzustand auch nur als das Ideal, wohin wir streben müssen, um uns aus unsern verschrobenen und überspannten socialen Zuständen zu retten. Ich weiß aber wohl, daß

sich dieses Ideal in der Lebenspraxis nicht erreichen lassen wird. Der menschlichen Natur ist wie der fleißigen Biene, dem Biber und der Ameise ein Organisationstrieb beigegeben; mit diesem wird sich aus der Anarchie die verfassungsmäßige Republik constituiren, und die Familie wiederherstellen. Ich für meinen Theil gestehe offen, daß mir eine solche Wendung der menschlichen Geschicke die liebste wäre. Im Grunde des Herzens verabscheue ich Blutvergießen wie Anarchie, ich predige Beides nur, um meinem Volksbeglückungssysteme consequent zu bleiben; aber im Innern der Seele speculire ich selbst auf Familienglück. Selbst in einer constitutionellen Monarchie hätte ich keine Aussicht, als ewig ein Lump zu bleiben; aber in der rothen Republik hätte ein Mann von meiner Begeisterung und Hingebung an die Sache der Freiheit, die bestimmteste Aussicht, wo nicht Präsident einer großen europäischen Republik, doch Minister, oder wenigstens Unterstaatssecretär zu werden, und in diesem Falle, Clara, Sie kennen meine Pläne, meine Hoffnungen ...."

„Werden Sie mir erlauben, Ihnen meinen Verlobten, den Doctor Rubow vorzustellen."

„Alle Donner! Verlobter, Bräutigam, Himmel Tausendschockschwere .... das nenne ich denn doch auf Ehre: Pech mit Malheur verknüpfert. — Großer Fritz, da bist Du schon wieder um eine schöne Hoffnung ärmer!

Na, wenn nur die Freiheit bleibt, so ist noch nicht Alles verloren. Uebrigens fügt sich der Weise in das Unvermeidliche seines Geschicks; da ich aber ein Philosoph, also ein Weltweiser bin .... so empfangen Sie zum Henker meine besten Glückwünsche. Darum keine Feindschaft nicht. Ich bin noch jung und kann warten, sollte es einmal des Himmels Gnade geben, daß die künftige Frau Doctorin Rubow Wittwe würde, so will ich mich hiermit zum Voraus als der zweite sie tröstende Gatte gemeldet haben, aber jung muß sie noch sein; denn der Teufel heirathet eine alte Großmutter."

„Wir nehmen dankbar Ihre Glückwünsche an, Herr Fritz," lächelte Rubow, „müßten Sie aber jetzt um eine Gefälligkeit bitten."

„Gebieten Sie über mich, ich würde ja der Anwartschaft auf Clara's Hand nicht würdig sein, wenn ich nicht in jedem Augenblick bereit wäre, für sie durchs Feuer oder durchs Wasser zu gehen, oder mich mit Salamandern und Schlangen herumzubeißen; was soll ich thun, befehlen Sie, Clara, soll ich Ihnen Kartoffeln oder Kamillenthee kochen? soll ich die selige Mama waschen oder Ihnen die Schnürstiefelchen wichsen? Ich bin zu Allem bereit."

„Vor Allem, mein lieber Herr Fritz, kommt es darauf an, meiner Clara für einige Tage hier im Hause,

bis ihre Mutter beerdigt sein wird, ein anständiges Unterkommen zu verschaffen."

„Anständig? o weh! das wird schwer halten; anständig ist hier nichts im Familienhause, als daß mancher Bewohner geneigt ist, aus fremden Taschen zu nehmen, was ihm eben ansteht. Indeß, ja doch, ich habe eine anständige Schlafstelle, Alles propre, reinliches Bettlaken, dieses Bett will ich Fräulein Clara mit Vergnügen für einige Nächte abtreten, und da in derselben Stube noch ein paar Schlafburschen liegen, der Eine ein respectabler Pechvogel, der Andere ein Held des Bügeleisens — Beide haben sich als Barrikadenkämpfer um Freiheit wohlverdient gemacht — so werde ich mich mit dem Fliegenwedel vor ihr Bett setzen, um Nachts, wenn sie schläft, und vielleicht von ihrem zu-zu-zukünftigen, dereinstmaligen Fritz träumt, die Fliegen und die edlen Schuhmacher- und Schneidergesellen von jeder frevelhaften Störung ihrer Ruhe abzuwehren. Fiat — ja, so geschehe!"

„O bitte, keine Tollheiten in einer so ernsten Sache. Könnten Sie mir nicht vielleicht eine rechtliche Wittwe hier im Hause empfehlen, bei der ich einige Nächte, wenn auch nur auf einem Stuhle sitzend, zubringen könnte?"

„Rechtliche Wittwe? Alle Donner! ja, die sind selten hier; unrechtliche genug, die unehrbare Schlaf-

mamsells bei sich aufnehmen; doch halt! da fällt mir ein, das gütige Geschick hat Ihnen in die Hände gearbeitet. Die unglückliche Mathilde ist entflohen; ihre Schlafstelle bei ihrer ehemaligen Amme, einer gutmüthigen alten Person, steht noch leer. — Ich eile hin, Ihre Aufnahme dort zu vermitteln."

Das gelang nach Wunsch und Fritz führte Clärchen und ihren Bräutigam in das kleine, reinliche Zimmer jener ehrbaren Wittwe, wo das unglückliche Mädchen die freundlichste Aufnahme und bereitwillige Hülfe für die Vorbereitung der Beerdigung fand.

Die Gänge und Wege, deren viel zu laufen waren, besorgte Fritz mit der größten Bereitwilligkeit, und Rubow entfernte sich mit dem sorgenvollen Gedanken, wie es ihm bei seinen beschränkten Mitteln und Verhältnissen nun weiter möglich sein würde, für ein anständiges Unterkommen seiner Geliebten ferner zu sorgen.

2.

Geben wir einige Züge aus dem damaligen Demokratenleben in Berlin, in welchem sich einer der Exaltirtesten, der Student Fritz Ohnesorge, anregend und aufregend mit einer quirlartigen Lebhaftigkeit bewegte, wo aber auch Männer der gemäßigten Demokratie, der Doctor Rubow, einigemal begleitet von seinem Freunde, dem Gardelieutenant Graf Roger von Padden-Triton und

Anderen sich bemühten, den überall die Dämme gesetzmäßiger Zustände überfluthenden Strom der fortgesetzten revolutionären Bewegungen in seine Ufer wieder zurückzuführen.

Auch Baron Kater von Kattenhausen erschien bei solchen Demokratenversammlungen, überall schweifwedelnd und geschmeidig; scheinbar ein Revolutionär, der stets zu den extremsten Maßregeln rieth, aber nicht ohne jene reactionären Rückhaltsgedanken, die überall die Extreme hervorzurufen suchten, um den Rückschlag einer künftigen Contrerevolution vorzubereiten.

Wie die Demokraten selbst über das souveräne Volk, das sie zur Herrschaft erheben wollten, dachten, ergiebt sich aus der schmeichelhaften Aeußerung des Demokraten Held. In seiner Zeitschrift: die Locomotive Nr. 195 (von 1848), sagt er wörtlich: „Das Volk muß zur Erkenntniß seiner inneren und äußeren Erbärmlichkeit kommen, sonst wird aus ihm in aller Ewigkeit nichts Gescheidtes.“

Als Herr von Kater diese Stelle las, parodirte er dieselbe höhnend:

„Das Volk muß zur Erkenntniß der inneren und äußeren Erbärmlichkeit dieser Demokraten kommen, die sich ihm, dem Volke, als falsche Freunde aufdrängen, es aufregen

und verführen, aber in der Noth im Stiche lassen werden."

„So sind diese Helden," fuhr er in seiner üblen Laune fort, „die sich selbst Demokraten und Volksfreunde nennen; erst kriechen, speichellecken und winden sie sich vor dem Volke, und hinterher, wenn sich das Blatt wendet, beschimpfen sie es und werfen ihm — von sich selbst auf das Ganze schließend — innere und äußere Erbärmlichkeit vor."

„Oder auch umgekehrt," äußerte Herr von Kater gegen den Grafen Arthur von Padden-Triton, den er eines Tages in den königlichen Vorzimmern traf, „wie der Demokrat Arnold Ruge damals schwarz auf weiß hatte drucken lassen, als er wegen Demagogie verfolgt, auf unbestimmte Zeit ins Ausland ging: „Die deutsche Nation ist die niederträchtigste auf Gottes Erdboden." Als aber diese niederträchtige Nation Miene machte zu revolutioniren, da eilte der Demokrat Arnold Ruge auf den Flügeln des Volkssturmes zurück, und seine Lippen flossen über von dem Honig, den er diesem niederträchtigsten Volke um den Mund strich."

„Sie irren sich, diese Demokraten vom reinsten Wasser eines Ottensoser, dieses politischen Handlungsdieners, dieser Conditor Karbe und Andere," sprach der Graf mit jenem Ausdruck von Kälte und Nichtachtung, die der Gegenstand des Gesprächs vor seinen Augen werth

war, „jene Pöbelhaufen, die so dumm waren, sich eine Weile von ihnen, in jeder Beziehung des Wortes, anführen zu lassen, sind nicht das Volk. Kommt einmal der wahre Kern des deutschen Volks, und dahin will ich im weitern Sinne auch den Adel zählen, zum Bewußtsein seiner Kraft, so werden alle jene Volksverführer am höchsten Ast einer deutschen Eiche baumeln, zwischen dem deutschen Himmel und der deutschen Erde."

„Gebe Gott, daß diese Prophezeiung in Erfüllung gehe; ich aber werde noch einen radicalen Club besuchen, um, so viel an mir liegt, dahin zu wirken, daß diese Demokraten alles Maß übersteigen und ihre Gesinnungen blos geben; nur dann wird gegen sie der Vertilgungskrieg beginnen können."

Nach diesen Worten drückte er dem jungen Grafen die Hand und verließ das Schloß.

Er knöpfte seinen Ueberzieher bis obenhin zu, damit nicht der Ordensstern auf dem schwarzen Frack oder das Johanniterkreuz am rothen, gewässerten Halsbande seine höheren aristokratischen Beziehungen verrathe; und auf dem Wege nach dem Versammlungsort der Demokratie, der sogenannten „ewigen Lampe", bedachte er noch einmal seine Beobachtungen über die Wirksamkeit der Demokratie seit der Märzrevolution.

Er erinnerte sich, wie nach dem 18. März das Trachten und Treiben der Demokraten in Berlin dahin

gegangen war, die entstandene Volksbewegung ja nicht ins Stocken gerathen zu lassen, die Gährung möglichst zu verlängern und das Volk für ihre Zwecke heranzubilden, das heißt zu demoralisiren. Dieses Ziel im Auge, hatten die Demokraten die erste Volksversammlung im größeren Style ausgeschrieben, die am 26. März vor dem Schönhauser Thore an der einsamen Pappel stattfand. Die radicale Partei, an deren Spitze ein Berends, Birky, Nauwerck und Brill das große Wort führten, schäumte vor Wuth bei dem bloßen Gedanken an den Wiedereinmarsch der Truppen. Doch die gemäßigtere Partei eines Wöniger, Urban, Fürbach und Rau stimmte für den Einmarsch und eine dahin zu richtende Adresse, und zum ersten Male erfuhren die Ultrademokraten, wie ihr Ansehen bei den Volksmassen gesunken war, denn fast die ganze aus etwa 15,000 Köpfen bestehende Versammlung stimmte gegen sie und für die Ansichten der gemäßigten Partei.

Bei dem Einzuge der Truppen fehlte es nicht an Aeußerungen des damals so ohnmächtig gewordenen demokratischen Geistes. In dem Bierlokale von Waßmann in der Leipziger Straße war es, wo die damals als Volksführer bekannten Demokraten, unter Andern Braß und Bernary, sich zusammenfanden, um zu berathen, wie das Einrücken der Truppen zu verhindern sei, und die Endweisheit dieses hohen Raths war, daß

der Eine dahin, der Andere dorthin lief, um zum Barrikadenbau aufzuwiegeln. — Am thätigsten, das heißt mit Worten, wie alle Zeit, bewies sich Dr. Levysohn vor dem Potsdamer Thore; aber auch der rothglühenden Beredtsamkeit dieses wackeren Demosthenes wollte es jetzt noch nicht gelingen, seine demokratischen Anstrengungen als Barrikadenbaumeister mit Erfolg gekrönt zu sehen. — Die Truppen rückten ein, von einem großen Theile des Volks jubelnd empfangen, und den zähneknirschenden, die Hände in den Hosentaschen mit gerechtem Ingrimm ballenden Demokraten blieb für heute nichts weiter übrig, als den Einzug der von ihnen so genannten „verthierten Soldateska" scheelen Auges mit anzusehen, und durch Einstimmen in den Hurrahruf sich wenigstens das Ansehen zu geben, als geschehe das Einrücken derselben mit ihrem Willen.

Was damals den durch und durch reactionären Herrn von Kater am schmerzlichsten berührte, war eine Aeußerung des nachmaligen Justizministers Märker, der in einer Gruppe am Potsdamer Thore stand, und als der dorthin commandirte Polizeibeamte zum Auseinandergehen aufforderte, mit beschwörender Geberde rief: „Es ist eine Schmach, daß so kurz nach der Revolution die Truppen wieder einziehen sollen; das heißt das Volk ins Gesicht schlagen."

„Diese angesehneren und im Grunde gemäßigteren Demokraten,“ sprach Herr von Kater bei diesem Gedanken aus, „sind zum Verzweifeln. Sie schaden der Reaction mehr, als alle die Hauptwühler: ein Berends, Jung, Schaßler, Held, Nauwerck, Schlöffel, Ottensoser und Andere.

Diese Leute, in Verbindung mit einigen Polen, verkehrten damals viel in der ewigen Lampe, am häufigsten in dem Bierlokale bei Hippel auf der Dorotheenstraße. Sie gingen mit der Idee schwanger, einen Club nach dem Muster derer in der ersten französischen Revolution zu stiften und dann durch die Clubs das Volk und die Regierung zu terrorisiren. Im Hotel de Russie kam man mit den provisorischen Statuten zu Stande und taufte das Kindlein: politischer Club; die ersten Unterzeichner waren etwa fünfzig Personen, meistens Studenten und Literaten. Doch schon in der ersten Sitzung, die offenbar eine republikanische Färbung annahm, erklärten mehrere Mitglieder, die in der ersten Begeisterung unterzeichnet hatten, ihren Austritt.

Der politische Club suchte nun zunächst die Arbeiter in ihr Interesse zu ziehen.

Unser Communist, der Exstudent und Literat Fritz Ohnesorge war in ehrlicher Exaltation einer der Hauptagenten dieses Clubs für solche Zwecke. Er besuchte die Werkstätten der großen Maschinenfabriken von Borsig

und Eggel und die Arbeitsstellen an den Rehbergen, wo er in der Unterredung mit Einzelnen, sowie in öffentlichen Reden den tollsten Communismus und den Socialismus nach dem Systeme von Fourier und Blanqui predigte.

Jung wurde Präsident dieses Clubs. Er schwor (demokratische Redensart) insgeheim zu der Fahne der Republik, gerieth aber, in Hinsicht der Einführung derselben, in Streitigkeit mit dem Student Schlöffel, der weniger als Jung darauf speculirte, Volksvertreter zu werden und daher mehr hervortrat mit seinen republikanischen Absichten. Das politische Versteckenspielen war seiner mehr offenen Natur zuwider.

Diese Richtung aber brachte in dem gediegenen Kern der Bevölkerung Mißstimmung gegen den politischen Club hervor. Es kam zu einer Demonstration gegen denselben. Die Schlächtergesellen zogen nach dem Wahlhause in der Sebastianstraße, diesem Neste der republikanischen Strebungen, und die Republikaner schrien Feuer, Feuer! ihnen galt dieser Angriff als ein Kreuzzug gegen ihr Allerheiligstes. Dank der Geistesgegenwart und der kühnen Entschlossenheit des Clubpräsidenten Jung, der, als er von der Annäherung dieser Wursthelden der Reaction Kunde erhielt, die Versammlung schloß und mit allen Genossen so eifrig den Rückzug antrat, daß jene nur das leere Nest einer bereits ausgeflogenen De=

mokratie fanden, denn so wurde den Demokraten eine Prügelsuppe erspart.

Um so tapferer eiferte Herr Jung in der Zeitungshalle und in andern Organen der Berliner Demokratie gegen dieses Attentat der Reaction, dem Herr von Kater, wie wir vernehmen, durch reichliche Branntweinspenden und aufregenden Reden nicht fremd geblieben war.

In der nächsten Versammlung der Führer der Demokratie wurde beschlossen, da die öffentliche Meinung noch zu sehr gegen den politischen Club sei, auf diese öffentliche durch Volksversammlungen umstimmend einzuwirken. So entstand der Volksverein unter den Zelten.

Da hieß es von der Tribüne: „Wir haben die Revolution gemacht. Wir sind das souveräne Volk; wir sind der preußische Staat insonderheit und das deutsche Reich überhaupt; wir sind die Zukunft des Landes u. s. w.“

In solchen demokratischen Schlag- und Stichwörtern war Niemand größer und genialer als Fritz Ohnesorge vom Voigtlande. So oft er redete, riß er mit jedem Satz die urtheilslose Menge zum lautesten Bravo hin.

Die meisten dieser demokratisch-republikanischen Volksredner waren offenbar zu bescheiden, indem sie nur von ihrer und Deutschlands Zukunft sprachen, ihre eigene Vergangenheit aber nicht ohne Grund in Nacht und Nebel zu hüllen suchten.

Doch es war Zeit, dem Kern der Sache näher zu treten.

Die neuste Tagesfrage war: „Directe Wahl oder indirecte Wahl?“

Die Masse, die man in diese Discussion hineinzog, wußte anfangs nicht, was sie sich unter directen und indirecter Wahl zu denken hatte. Da sprach der Demokrat Eichler, der durch Salz und Witz immer einen schlagenden Eindruck machte, während der Präsident der Versammlung, Schaßler, groß im Einschläfern seiner Zuhörer war:

„Wenn Ihr eine Waare kauft, wünscht Ihr sie lieber aus erster oder zweiter Hand zu beziehen?“

„Aus erster Hand,“ war die Antwort, welcher die Menge ihre Zustimmung gab.

„Nun seht,“ fuhr der Volksredner fort, „Volksvertreter bekommt Ihr aus der ersten Hand durch die directen Wahlen; aus der zweiten Hand dagegen durch indirecte Wahlen. Das volksfeindliche Ministerium Camphausen will Euch das, was Ihr aus erster Hand besser und wohlfeiler haben könnt, aus zweiter Hand schlechter und theuerer zukommen lassen. Welche Wahl wollt Ihr nun? directe oder indirecte?“

„Directe Wahlen!“ brüllte die urtheilslose Menge, die, von der frappanten Stellung der Frage überrascht,

nicht fühlte, wie sehr dieser Vergleich hinkte. Und Eichler gab die Erklärung:

„Das ist das Wahre! Wir werden Euch directe Wahlen verschaffen, wenn Ihr uns mit Gut und Blut zur Seite steht. Wollt Ihr das?"

Ein allgemeines enthusiastisches: „Ja!" erschallte und die Sache war abgemacht."

Das nennen die Demokraten gründliche Erörterung, politische Bildung des Volks, Durchsetzen des souveränen Volkswillens? Ob es auch zum wahren Heil und Wohl des Staats gereichte! — diese Frage blieb im Hintergrunde. Man dachte nicht daran. Man hatte einen mercantilen Begriff auf politische Verhältnisse übertragen und keiner Seele im souveränen Volke fiel es ein, daß dieses eine ungeheure Begriffsverwirrung war.

Unter den Volksrednern befand sich ein Mann mit breiter gewölbter Brust, über welche ein röthlicher Bart herabfloß. Wir haben ihn in einem frühern Werke*) Dr. Ajax genannt und wissen jetzt, daß er der Held jener Riesenplacate war, welche die Bäume unter den Linden umgürteten und alle Straßenecken, sowie die Mauern des Schlosses mit einer Tapete der zügellosesten Preßfreiheit bedeckten.

---

*) In dem Romane: „So war es." Leipzig, bei C. L. Fritzsche. 1849.

Durch die Placate gewinnt die Preßfreiheit nichts, denn sie fördern die Wissenschaft nicht. Es gewinnt durch Placate die verfassungsmäßige Freiheit und die gesetzliche Ordnung nichts; denn sie fördern nur die Anarchie. Der Inhalt des Placats kann nicht gründliche Erörterung sein, denn dazu fehlt der Raum. Um mit wenigen Worten zu wirken, muß das Placat die Mutter der Lüge werden. Es muß verführen, hinreißen, nicht durch Gründe, sondern durch Schlagworte des Tages. Die Preßfreihrit ist ein heiliges Gut, aber das Placat dient nicht der Preßfreiheit, sondern der Preßfrechheit; die politischen Placate verbieten, würde der Preßfreiheit auch nicht ein Haar krümmen; wohl aber der Anarchie ihre giftigste Waffe entwinden und die Preßfreiheit von ihrem stinkenden Bodensatz reinigen. Das ist wenigstens die praktische und vernünftige Ansicht von der Sache, die das Wohl des Staats vor Augen hat.

Mit einer solchen Placatenliteratur hatte jener große Demagog wieder seine neue demokratische Arena betreten. Seine kräftige Natur hatte ihn bald wieder von dem Krankenlager, worauf ihn die fallenden Meubles aus der Wohnung des Major Preuß niedergestreckt hatten, erlöst und noch mit blauen Striemen, Beulen und bepflasterten Wunden bedeckt, erschien er aufs Neue auf dem Kampfplatz der Demokratie. Mit seiner donnern=

den Stimme gab er in einer Rede voll Pathos, ein wahrer Heldenspieler im neuen Volksdrama, seine Zustimmung dazu, daß das Ministerium Camphausen, das mit so vielem Jubel empfangen war, vom souveränen Volke in Grund und Boden getreten werde.

Nachdem man nun auf diese Weise die Massen von dem Unglück der indirecten Wahlen überzeugt hatte, schlug man dem Volke die Einsetzung einer Commission vor, welche einen ungeheueren Zug, eine Riesendemonstration, berathen solle gegen das Ministerium Camphausen, dessen Vorsitzender erklärt hatte, daß er mit der indirecten Wahlart stehen und fallen wolle. Als Mitglieder dieser Commission wurden vorgeschlagen die bekannten Demokraten: Berends, Nauwerck, Jung, Eichler, Held, Schaßler, Dr. Julius, Schlöffel und einige Maschinenbauarbeiter wie: Siegrist, Krause und Andere.

Das war nun die erste Sitzung dieser Commission, die in dem schon früher erwähnten Bierlokale „die ewige Lampe“ stattfand, wohin Herr von Kater, der davon Kunde erhalten hatte, sich auf dem Wege befand.

Niemand von den Demokraten ahnete die zweideutige Rolle, die er spielte. Man hielt ihn für einen zur Volkspartei übergegangenen Aristokraten, deren es damals viele gab. Als vollgültige Beweise solcher Gesinnung galt ihnen so manche reichliche Champagnerspende oder ein in die Hand gedrücktes Darlehn, womit Baron von

Kater, den namentlich Dr. Ajax schon aus mancher Spielhölle her kannte, seine ultrademokratischen und republikanischen Phrasen zu würzen wußte.

Einer der Getäuschten war denn auch Fritz Ohnesorge, der in seiner heiteren Gemüthlichkeit alle Menschen für so offen und ehrlich hielt, wie er selbst war. Der Zufall wollte es, daß er ebenfalls auf demselben Wege sich befand und mit ihm zusammentraf. Beide begrüßten sich gegenseits als Bekannte, denn der Exstudent und Literat Fritz Ohnesorge hatte, ohne es zu wissen, schon seit längerer Zeit im Interesse der Reaction gearbeitet und der Baron von Kater hatte in dem überspannten und übersprudelnden jungen Republikaner ein nützliches Werkzeug für seine geheimen Pläne erkannt:

„Nun Herr Fritz,“ sprach Herr von Kater, indem er ihm die Hand reichte. Den Namen Ohnesorge hatte sich dieser junge Republikaner aus Princip, wie er sagte, ein für alle Mal bei seinen Bekannten verboten, weil in einem freien Staate bei der völligen Emancipation der Gesellschaft die Familie nicht mehr sei, als ein Stückchen Sauerteig aus der alten vermoderten Zeit. Also „Herr Fritz,“ sprach Herr von Kater, „wir gehen Beide wohl einen Weg in derselben Absicht. Die beschlossene Riesendemonstration ist zwar eine schöne Idee; indeß, wohin soll es führen? Das Ministerium

Camphausen wird weder die Bitte des Volks genehmigen, noch abtreten. Was dann?"

„Ich habe schon an diese Möglichkeit gedacht; indeß was soll man sich den Kopf zerbrechen mit rathlosen Dingen, die doch kein Resultat geben werden?"

„In diesem Falle, mein junger Freund, muß gehandelt werden. Ich will Ihnen meine Idee darüber unter den Fuß geben. Ich bin überzeugt, wenn ein Mann von Ihrem Geiste und Ihren freien Gesinnungen dieselbe in die Hand nehmen wird, so kann der glänzendste Erfolg derselben nicht ausbleiben."

Darauf sprach er so leise mit dem jungen Demokraten, daß Niemand den Inhalt seiner Rathschläge verrathen kann; doch bald sollte es an den Tag kommen, was Fritz mit lebhafter Wärme in der Versammlung unterstützen zu wollen versprochen hatte.

In der düstern Bierstube der ewigen Lampe brannte nur eine einzige, wenig erhellende Lampe, deren ungewisser Schimmer kaum die dichten Wolken von Tabaksdampf durchdringen konnte, auf welchen hier ein demokratischer Olymp zu thronen schien; denn dieser Schein beleuchtete einen Kreis von bärtigen Demokratengesichtern. Vor jedem derselben stand ein Krug baierisches Faßbier oder auch eine sogenannte Stange von Flaschenbier, dieses beliebten Getränks, das uns die baierische Dickleibigkeit und Schwerfälligkeit auf directem Wege ein-

geimpft hat. Diese geistige und physische Schwerfälligkeit der Gedanken und Handlungen, welche uns selbst in politischen Dingen so weit hinter dem leichtblütigen, weintrinkenden Süden Deutschlands zurückbleiben läßt.

Beide Eintretenden waren als Gesinnungsgenossen des berathenden Comité willkommen und wurden mit Darreichung der Hände begrüßt.

„Hört!“ sprach eben der Vorsitzende, „die Sache steht so: einer früheren Deputation, welche vom Ministerpräsidenten directe Wahlen verlangte, hatte Herr Camphausen geantwortet, er könne in ihrem Wunsche nicht den Ausdruck des Volkswillens von Berlin, noch weniger den des gesammten Volks erkennen. Und darum ist der leitende Gedanke der heute zur Discussion kommenden Idee: ein Riesenzug nach dem Schlosse, um dem Minister Camphausen durch eine solche massenhafte Ueberreichung der Petition um directe Wahlen die Ueberzeugung zu geben, daß eine ungeheuere Mehrheit des Volks diesen Wunsch zu dem ihrigen gemacht habe.“

„Und das Programm des Riesenzuges,“ sprach ein anderer Demokratenführer, „wird, wenn meine Collegen einstimmen, folgendes sein.

Damit las er von einem Zettel, wie folgt:

„Der Zug setzt sich vom Alexanderplatz aus, wo alle daran theilnehmenden Gewerke, Arbeiter u. s. w. sich versammelt haben werden, in Bewegung nach dem

Schlosse. Dort wird dem Minister Camphausen die mit Tausenden von Unterschriften bekräftigte Petition um einen directen Wahlmodus von einer Deputation überreicht, während unten die bewaffneten Corps der Studenten, Handwerker, Arbeiter und Künstler zunächst das Schloß umgeben, versteht sich unter dem officiellen Vorgeben der Erhaltung der Ruhe und Ordnung."

Ein allgemeines Gelächter bezeugte, wie es damit gemeint war.

Weiter las der Antragsteller:

„Der Zug, den man etwa auf fünfzigtausend Männer zum Voraus veranschlagen kann, belagert das Schloß, während die Deputation sich zu dem Minister begiebt und mit Hindeutung auf die unten harrende Volksmenge um sofortige Antwort bittet."

Von allen Seiten gaben die in den Rauchwolken schwebenden Demokratengötter ihre Zustimmung zu erkennen; aber Herr von Kater bat um das Wort und nachdem er es erhalten hatte, sprach er:

„Alles schön, mein Herren, und in bester parlamentarischer Form, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß in England, dem Stammsitz aller constitutionellen Staatsformen, solche Riesenpetitionen niemals dem Minister, sondern einzig und allein dem vollzählig versammelten Parlamente überreicht werden dürfen."

„Was thut das?" entgegnete einer der bärtigen De=

mokraten, „andere Völker, andere Sitten. Wir führen hier in Preußen die Sitte ein, welche in England nicht zulässig ist, was hat man dagegen?“

„Sehr viel, daß die Petition keine Erhörung finden wird. Der Minister wird das ganze Verfahren für unconstitutionell erklären, wird sagen, das sei noch immer nicht der Ausdruck des legalen gesammten Volkswillens, und die Bitte um directe Wahlen abschlagen. Was dann?“

„Das wäre der Teufel!“

„Indeß nicht unmöglich!“

„Wir müssen daher auf alle Fälle gefaßt sein.“

„Nun dann, meine Herren, vernehmen Sie, welche Idee ich unserm Freunde, Herrn Fritz, für diesen Fall unter den Fuß gegeben habe:

„Hört, hört!“

Fritz Ohnesorge nahm das Wort:

„Meine Herren, da nach den früheren Aeußerungen Camphausen's sich eine abschlägliche Antwort gar nicht bezweifeln läßt, so schlage ich vor, daß von den Eingeweihten folgender geheime Plan gefaßt und zur Ausführung gebracht werde:

„Hört, hört!“

„Die Deputation erklärt sich scheinbar mit der verneinenden Antwort des Ministeriums zufriedengestellt und bittet nur noch um Erlaubniß, dem vor dem Schlosse

harrenden Volke diesen abschläglichen Bescheid bekannt zu machen und es gleichzeitig aufzufordern, ruhig wieder nach Hause zu gehen.“

„Nun wohl, das geschehe; aber was dann weiter?“ riefen mehrere Stimmen.

„Die Deputation wird demnach auf den Balkon des Schlosses hinaustreten, dem Volke die Antwort des Ministeriums und zugleich den guten Rath geben, in friedlicher und nirgend die Ruhe störender Weise nach Hause zu gehen. Dann hat die aus namhaften Männern bestehende Deputation den Rücken frei und das ist in solchen politischen Halssachen immer schon etwas werth.“

„Bravo, Bravo!“

„Nun bei der Göttin der Vernunft, meine Herren,“ spöttelte Herr von Kater, „das ist denn doch Alles höchst loyal. Welche Polizei auf der Welt könnte wohl etwas dagegen haben?“

„Doch das genügt aber doch Alles noch nicht,“ rief eine andere Stimme.

„Es soll auch nicht genügen, meine Herren,“ entgegnete Fritz, „das Volk soll und wird in diesem Augenblick seine Souveränetät geltend machen.

„In dem Augenblick, wo dieser gute Rath dem Volke eben von dem Balkon des Schlosses gegeben werden wird, werden andere Demokraten aus der Mitte

des Volks den Ruf erheben: „„Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Ministern! Hinein in das Schloß, ins Schloß, ins Schloß!““

„Dieses Geschrei, in dem Augenblick ausgestoßen, wo die Volksleidenschaften durch die ablehnende Antwort aufs Höchste gestiegen sein werden, wird von Alles fortreißender Wirkung sein. Die Hintersten werden die Vordersten mit aller Gewalt vorwärts drängen, den Eingängen des Schlosses zu und in das Schloß hinein; die fliegenden Corps, welche an diesem Tage die Wache im Schlosse haben und dasselbe besetzt halten, werden sich hoffentlich gutwillig, wo nicht durch Gewalt, von dem massenhaft andrängenden Volke aus dem Schlosse hinausschieben lassen und durch den Lustgarten nach dem Zeughause ziehen und dieses besetzen, um es später auf Befehl des zum Oberbefehlshaber über die Volkswehr zu ernennenden Demokraten Held zu öffnen, damit die Volksbewaffnung endlich zur Wahrheit werde und die einzusetzende provisorische Regierung eine Leibwache erhalte.

„Denn,“ rief er mit erhöhter Stimme, „Absetzung und Gefangennehmung der Minister und Einsetzung einer provisorischen Regierung, das sei der eigentliche Zweck unserer Riesenpetition gegen die indirecten Wahlen, mit denen das Ministerium Camphausen zu stehen und zu fallen erklärt hatte. Nun wohlan! so möge es

denn fallen und die directen Wahlen mögen dagegen sich erheben."

„Bravo, bravo!"

„Ich schlage dann vor, daß Held Bürgergeneral oder Kriegsminister werde und daß Berends, Eichler, Jung und Nauwerck die provisorische Regierung bilden."

„Genehmigt," riefen mehrere Stimmen, auch von Denen selbst, die genannt waren.

„So laßt uns denn schwören, meine Brüder, Gut und Blut an diese erhabene Idee zu setzen."

„Wir schwören," riefen Mehrere; indeß einige Stimmen erhoben sich dagegen: „Wir schwören nicht!"

„Wer wagt es, sich dem souveränen Volkswillen zu widersetzen?"

„Wir, Monsieur Fritz," riefen Einige, „wir Männer aus dem Volke; ich, der Arbeiter Sigrist; was soll daraus werden, wenn wir die Treue gegen den König brechen, der sich der Treue seiner Bürger anvertraut hat?"

„Eine Republik, so der Himmel will. Große Aufgaben im Völkerleben brechen alle kleinliche Fraubasenmoral."

„Aber wir hängen treu am Hause Hohenzollern; wir wollen unsern König behalten."

„Würde Frankreich frei geworden sein — allen Völkern ein Vorbild — hätte es nicht seinen König und alle Aristokraten guillotinirt?"

„Pfui, pfui!“

„Bravo!“ rief eine Stimme; es war die des Mannes, der es liebte, seine großen Ideen in Riesenplacaten zu veröffentlichen.

Unter lebhafter Aufregung fuhr der junge Demagog vom Voigtlande, dem der Himmel eine kräftige Lunge und einen stets rollenden Strom der Rede gegeben hatte, fort:

„Was ist es denn mehr? Die Sache sieht schlimmer aus, als sie ist. Die siebenjährige Republik in Frankreich hat nach den Berechnungen des weisen Prudhomme nicht mehr Menschenleben gekostet, als Hingerichtete: Adlige 1278, Frauen der Aristokraten 750, Frauen von Künstlern und Handwerkern 1467, Nonnen 350, Geistliche 1135, Männer aus verschiedenen Ständen 13633; dazu sind getödtet in der Vendée 15000 Frauen, 22000 Kinder; an Menschenverlust überhaupt 900000. Der Henker Carrier ließ allein in Nantes hinrichten 32000. Darunter waren Erschossene: 500 Kinder, 264 Frauen, 300 Priester, 1400 Adlige, 5000 Handwerker, darunter sogar zwei Lumpensammler! Ertränkte: 1500 Kinder, 500 Frauen, 460 Priester und dazu noch die Schlachtopfer in Lyon, 31000 an der Zahl. Eine schöne Gegend dieses republikanischen Frankreichs,“ sprach er ganz vergnügt, indem er den Schnurrbart

strich; „indeß wenn Frankreich zweiunddreißig Millionen Einwohner hat und Preußen nur sechszehn, so wird eine Republik in Preußen nur halb so viel Menschenleben kosten; das ist denn doch profit tout clair auf unserer Seite.“

„Herr Fritz,“ sprach einer der Arbeiter, indem er aufstand, „wir sind Ihnen Dank schuldig, daß Sie uns so offen enthüllt haben, wohin Ihre Volksbeglückungspläne führen würden, wenn wir Ihnen folgen wollten. Sie haben uns damit für immer geheilt von jedem republikanischen Gelüste. Wo ist die Liste des Clubs, wir werden unsere Namen ausstreichen.“

Das geschah, trotz aller Remonstrationen, daß die Sache so schlimm nicht gemeint sei. Die Maschinenarbeiter verließen die ewige Lampe und Held Ajax erhob sich, strich mit beiden Händen gravitätisch den langen und breiten Bart und sprach mit seiner sonoren Stimme: „Man lasse sie. In diesem Falle muß ich dem seligen Minister von Rochow Recht geben, wenn er vom beschränkten Unterthanenverstande sprach. Die Massen des Volks sind gleich Unmündigen und darum ist es Sache der Intelligenz, welche durch das radicale Literatenthum vertreten wird, diese unmündigen Ignoranten zu bevormunden. Handeln wir nach unserm Princip und Alles wird gut gehen.“

3.

Auf dem Heimwege hatte der gutmüthige Republikaner schon seine Erstürmung des Schlosses, seine Entthronung der Hohenzollern und die halbe Million Köpfe, die er gefordert hatte, vergessen und ließ sich von dem Baron von Kater, dem daran lag, diesen übersprudelnden jungen Mann immer mehr in das Netz seiner Intrigue zu verstricken, in die treffliche Weinhandlung von Lutter und Wagner führen, wo sich der allerdings beträchtlich hungernde Voigtlandsbewohner ein treffliches Beefsteak und eine Flasche Rheinwein, womit ihn Herr von Kater bewirthete, ganz gemüthlich schmecken ließ.

Von beiden mochte er in der größten Heiterkeit etwa die Hälfte vertilgt haben, als er Messer und Gabel hinlegte und das schon zum Munde geführte Weinglas absetzte und mit übereinander gelegten Händen ganz ernsthaft sagte: „Nein, keinen Bissen mehr, keinen Schluck mehr; es ist Sünde, daß ich hier schwelge in Speise und Trank, während sie vielleicht nicht die trockene Brodrinde hat zur Abendkost.“

„Wer?“ fragte der Baron.

„Nun, sie, das vollkommenste Wesen auf Gottes Erdboden, ein himmlischer Engel, in der Gestalt des schönsten, liebenswürdigsten und unschuldigsten jungen

Mädchens, das jemals in einem der Familienhäuser des Voigtlandes gelebt hat."

„Ihre Geliebte?"

„Wollte Gott, sie wäre es; an mir liegt, auf Ehre, die Schuld nicht, wenn sie mir den zierlichsten Korb auf meine Anwerbungen gegeben hat. Ich liebe sie so, daß, wenn es die einzige Bedingung des Gelingens der rothen Republik wäre, daß statt der 500000 Köpfe, die ich fordere, ihr schöner Kopf unter der Guillotine fallen sollte, so würde ich lieber die ganze republikanische Idee aufgeben und ein Royalist vom reinsten Wasser werden; ich sage Ihnen, mein Herr, um den Preis von Clärchens Hand werde ich ein schwarz-weißer Absolutist, ein Reactionär vom reinsten Vollblut; kurz, diese Clara könnte mich zum vollständigsten Narren machen, wenn ich es nicht schon geworden bin durch meine verrückte Liebe; ja verrückt ist diese Liebe, denn sie ist die Braut eines Andern und wenn Sie es erlauben, Herr Baron, so werde ich ihr die Hälfte des Abendbrods und des Weins mit nach Hause nehmen, welches ich Ihrer Gastfreundlichkeit verdanke, denn sie leidet Noth, während ich schwelge; ein fürchterlicher Gedanke für mich."

„Essen und trinken Sie in Gottes Namen, wir lassen für Ihre Clara noch eine besondere Portion geben."

„Herr Baron, Sie sind ein Edelmann im vollsten Sinne des Worts und wenn ich einst als linkischer Deputirter, d. h. als Deputirter von der äußersten Linken, denn das hoffe ich zu werden, für die Abschaffung des Adels votiren werde, so werde ich ein Amendement einbringen, welches dahin geht, nur der wahrhaft edle Mann bleibt ein Edelmann, und Ihr Adel, mein werther Herr Baron, wird durch das liebenswürdige Beefsteak, das Sie der vollsaftigen Clara — Entschuldigung! ich wollte sagen, das vollsaftige Beefsteak, das sie der liebenswürdigen Clara zukommen lassen werden, gerettet sein.“

Baron Kater dankte lächelnd dem Enthusiasten und bestellte in dessen Gegenwart noch eine Portion davon in dem Einsatz eines Speisekorbs und eine Flasche süßen Ungarwein zum Mitnehmen für diesen Herrn.

Wer war glücklicher in diesem Augenblick, als Fritz Ohnesorge. Er gab sich ganz den Genüssen des Momentes hin und vertilgte mit großem Eifer nicht allein die vor ihm stehende Portion Beefsteak, sondern auch noch zwei andere, die Baron Kater bestellte, um den gesunden Appetit des jungen Republikaners, wahrscheinlich nach langer Fastenzeit, zu stillen.

Dabei erzählte Fritz lebhaft und mit Wärme von Clara's Verhältnissen und den seinigen und dem Doctor Rubow, den er einen Reactionär schalt, weil er, we=

nigstens mit ihm, nicht auf gleicher Höhe der Demokratie stehe.

„Er ist ein gefährlicher Mensch," sprach Herr von Kater, „wenn solche gemäßigte Liberale, wie er einer ist, zur Geltung kommen würden, so wird weder die rothe Republik, noch die Ochlokratie oder Pöbelherrschaft, worauf jene Ultrademokraten hinarbeiten, ins Leben treten können, ebensowenig freilich wird bei einem solchen besonnenen Fortschreiten einer constitutionellen Freiheit eine Reaction möglich werden. Ihre Aufgabe, mein junger Freund, wird es daher sein, bei den bevorstehenden Wahlen dahin zu wirken, daß er keine Stimmenmajorität als Demokrat erhält; ich werde dann auf dasselbe Ziel von einer andern Seite her einwirken. Ueberhaupt, lieber Herr Fritz, Sie sind ein junger feuriger Mann voll Unternehmungsgeist, politischer Thatkraft und reich an Phantasie und Ideen, aber noch ohne Erfahrung, ohne jene praktische Tüchtigkeit, durch die in der wirklichen Welt nur allein es möglich wird, ein Ziel zu erreichen; daher werden Sie sich der Partei, der Sie mit voller Hingebung dienen würden, sehr nützlich machen können. Ich erlaube mir deshalb, Sie beim Wort zu nehmen; ich verschaffe Ihnen die Hand Ihrer angebeteten Clara, aber nur unter der Bedingung, Sie müssen mein sein mit Leib und Seele, müssen sich meiner erfahrenen Leitung anvertrauen

und zu der Fahne schwören, die ich im Herzen trage."

„Wenn es die Fahne der Freiheit ist? — ja!"

„Ja, es ist die Fahne der Freiheit von dem Terrorismus einer fanatischen Pöbelherrschaft; doch darüber werde ich mich später näher erklären, je mehr ich Sie geeignet finde, im Licht der Erkenntniß dessen, was einem wohlgeordneten Staate Noth thut, fortzuschreiten. Jetzt hören Sie meinen Plan in Hinsicht der Verbesserung der Lage Ihres Clärchens, woran sich denn auch Ihre Hoffnungen knüpfen werden."

Fritz legte Messer und Gabel nieder, um aufmerksam zuhören zu können.

Herr von Kater fuhr fort:

„Zunächst verschaffe ich dem jungen Mädchen ein anständiges Unterkommen bei einer begüterten Freundin, einem Fräulein von Hackbret."

„Das wäre köstlich!"

„Sie wird dort zwar vor der Welt als Kammermädchen eintreten; wenn sie sich aber durch Bildung, Liebenswürdigkeit und Gewandtheit zu insinuiren weiß, so wird sie bald in die Stelle einer Vertrauten, Freundin oder Gesellschafterin ihrer Gebieterin avanciren!"

„Keine Zweifel, Clara hat eine angeborene Bildung wie Wenige ihres Geschlechts, und dabei verdankt sie mir einen Theil ihrer Erziehung, denn ich habe sie im

Französischen unterrichtet und deutsche Dichter mit ihr gelesen."

„Nun, dann werden Sie auch ferner für ihre noch höhere Ausbildung beitragen dürfen, ich sorge dafür, daß Sie die Stellung eines Vorlesers bei dem Fräulein erhalten, und dem Doctor Rubow wird der Zutritt versagt."

„Hahn im Korbe? prächtig! aber das darf sie nicht wissen, sonst nimmt sie die Stelle nicht an."

„Nun, so verschweigen Sie es ihr, machen Sie ihr weis, Rubow sei ihr untreu geworden."

„Nein, Herr von Kater, das bringe ich nicht übers Herz; dazu bin ich zu gutmüthig, und im Grunde auch, weil es denn doch keine sociale Eigenthumsfrage ist, zu ehrlich!"

„Nun, dann operiren Sie, wie es Ihnen Ihre Leidenschaft eingiebt, und sollte es nichts werden mit Ihrer Präsidentschaft einer Republik, so gebe ich Ihnen eine angemessene Stellung auf meinen Gütern, wovon Sie eine Frau anständig ernähren können; Sie bieten dann der armen Clara, deren Ausstattung ich in diesem Falle übernehmen würde, die Hand, ich selbst gebe ihr die Beweise, daß Rubow sie verlassen hat, und das Mädchen müßte denn doch bei Gott im höchsten Grade bornirt sein, wenn es nicht mit beiden Händen nach der guten Versorgung zugriffe."

„Na, na, ich traue der Geschichte noch nicht so recht, in casu amoris pflegt das weibliche Herz so leicht keine Räson anzunehmen. Indeß, wir wollen sehen."

„Morgen um zehn Uhr fahre ich vor bei Ihnen in Ihrem Palais des familles, und stelle Sie und Clara dem gnädigen Fräulein von Hackbret vor. Gefallen Sie Beide, so ist die Sache gemacht. Der Doctor Rubow darf aber wo möglich nichts davon erfahren."

„Das wird unmöglich sein. Clara thut keinen Schritt ohne ihn."

„Nun, so rathe ich, verhindern Sie, daß sie ihn früher spricht."

„Das wird leicht sein, denn er besucht sie nur gegen Abend und ist heute, so viel ich weiß, in Potsdam."

„Alsdann suchen Sie das Mädchen zu bereden, ihrem Geliebten zu schreiben, wo sie in Dienst treten wird. Uebernehmen Sie die Besorgung des Briefes und werfen Sie ihn ins Feuer."

„Nimmermehr! Das wäre ja unehrlich!"

„Nun, so übergeben Sie mir den Brief, dann übernehme ich das Weitere auf mein Gewissen und garantire, daß Dr. Rubow nicht erfährt, wohin sich seine Braut gewendet hat."

„Das ließe sich eher hören, denn ich werfe damit die ganze Schurkerei auf Ihr Gewissen. Und wenn Sie erlauben, nehme ich das eben gebrachte Beefsteak

zu mir; auch die Flasche Ungarwein und eile zu ihr. Es ist kaum neun Uhr. Mit einer guten Nachricht kommt man nie zu spät."

„Nun, so eilen Sie!"

„Adieu, adieu!"

. . . .

Clara's Zimmer war verschlossen. Sie selbst hatte sich, ermüdet vom Weinen, unentkleidet auf ihr Bett geworfen. Ihre Mutter war am heutigen Tage beerdigt worden. Die schonungslosen Formen eines Armenbegräbnisses hatten verwundend auf ihr feineres Gefühl gewirkt. Rubow, ihr Verlobter, hatte ihr noch in diesen schweren Stunden beigestanden und das war es, was sie noch aufrecht erhalten hatte; dann aber, als er sie vom Armenkirchhofe zurückgeführt, hatte er sie verlassen, um nach Potsdam zu eilen und, wie er sagte, dort den Versuch zu machen, ihr in einer achtbaren Familie ein Unterkommen zu verschaffen. Nun war sie allein mit der alten Frau und konnte ihren Thränen freien Lauf lassen. Nichts ist für den Schmerz in weiblichen Herzen besänftigender, als diese Wohlthat der Natur. Wo der Schmerz das Auge nicht zu feuchten vermag, da bricht das Herz und der Wahnsinn klopft drohend an die Pforten des im Innern sich verschließenden Gefühls.

Und nun klopfte es an die kleine Thür ihrer ärm=

lichen Wohnung. Wer konnte das sein? Clara erschrak. Die Alte fragte, wer da sei, und Fritz nannte sich mit der Erklärung, daß er wichtige Mittheilungen zu machen habe, erfreuliche Nachrichten, setzte er hinzu.

Es wurde geöffnet; Fritz trat ein, übergab ihr das Beefsteak und den Wein, das sie jedoch erst nach der Versicherung, daß es ehrlich erworben sei, annahm, und erzählte in seiner Weise mit politisch-socialen Bemerkungen durchspickt, welche glänzende Versorgung er für sie ermittelt habe. Es sei aber Bedingung, daß sie sich morgen früh zehn Uhr vor ihm und dem Baron von Kater ihrer neuen Gebieterin vorstellen lasse, und wenn sie gefalle ....

Clara unterbrach ihn mit der bestimmten Erklärung, daß sie keinen Schritt für ihre künftige Lebensstellung thun werde ohne Zustimmung ihres Verlobten.

„Aber alsdann," sprach Fritz, „wird es zu spät sein. Heute Abend und morgen früh wird Dr. Rubow nicht herauskommen nach dem Voigtlande, und wenn diese Gelegenheit versäumt wird, möchte sich so leicht keine andere wieder darbieten."

Als Clara durch diese Gründe nicht zu bewegen war, erbot sich Fritz, noch an diesem Abend in die Stadt zu laufen, um den Dr. Rubow davon in Kenntniß zu setzen.

Dieses Erbieten nahm Clara dankbar an und so-

gleich schrieb sie einen Brief an ihren Geliebten, dessen Besorgung Fritz versprach.

Nun dachte er wohl an Kater's Rath; aber er war zu ehrlich und zu gutmüthig, um ihm zu folgen.

Im Trabe begab er sich in die Stadt, wo er denn auch Rubow's Wohnung erreichte. Es war elf Uhr Abends. Der Nachtwächter öffnete die Hausthür auf sein Verlangen. Er zog an der Klingelschnur des Doctors und dieser trat ihm im Schlafrock entgegen. Er war eben aus Potsdam zurückgekehrt, wo er mit seinem Freunde, dem Grafen Roger, über denselben Gegenstand eine Unterredung gehabt hatte. — Graf Roger aber hatte ihm keine Hoffnung machen können, seine geliebte Clara für jetzt in dem Hause der Eltern des jungen Grafen unterzubringen; denn das Ereigniß mit der unglücklichen Mathilde hatte die Familie scheu gemacht, wieder eine Unbekannte in ihrem Hause aufzunehmen. Rubow freute sich daher der Aussicht auf anderweite Versorgung seiner Braut, und da er durch Geschäfte verhindert war, vorher hinaus zu kommen, gab er schriftlich seine Zustimmung mit der Versicherung, daß er sie in ihren neuen Verhältnissen bald besuchen werde, und der gefällige junge Republikaner trabte damit wieder nach dem Voigtlande hinaus.

Mitternacht war vorüber, als Fritz dem noch wachenden jungen Mädchen das Briefchen übergab. Dann

kehrte er zurück in seine Schlafstelle. Erst nannte er sich einmal über das andere einen Esel und Erzesel, denn er hatte geradewegs gegen sein eigenes Interesse gehandelt; alsdann aber gab er sich zu, legte sich auf sein hartes Bett und schlief ein mit dem zufriedenen Bewußtsein, als ehrlicher Mann seine Pflicht gethan und für das Glück eines jungen Mädchens gewirkt zu haben, das er liebte, ohne jemals die Aussicht zu haben, sie die Seinige nennen zu können, es müßte denn sein Lieblingsproject einer rothen Republik zur Ausführung kommen.

. . . .

Am andern Morgen um zehn Uhr hielt der Baron von Kater mit einer Droschke vor dem Familienhause Nr. 7.

Fritz erwartete ihn schon dort vor der Thür und erbot sich nun, das junge Mädchen ihm zuzuführen, da Fräulein Clara nicht so logirt sei, um so vornehmen Besuch annehmen zu können.

„Alsdann aber,“ sprach der Baron, „müßte ich das Fräulein ersuchen, alle ihre kleinen Habseligkeiten mit Ausnahme der Meubels, die demnächst ihr Vormund in Verwahrung nehmen wird, mitzubringen, denn Fräulein Hackbret befindet sich augenblicklich in Verlegenheit wegen eines Kammermädchens, da sie das ihrige fortgejagt hat. Wenn daher das junge Mädchen gefällt,

so wird Fräulein von Hackbret wünschen, sie sogleich bei sich zu behalten."

Fritz eilte hinauf; Clara war damit einverstanden. Sie war schwarz gekleidet, ärmlich, aber anständig. Indeß, ihr Schicklichkeitsgefühl widerstrebte, sich der neuen Herrschaft sogleich mit Packeten unter dem Arm vorzustellen. Sie hatte deshalb ihren kleinen Vorrath von Garderobe und Leibwäsche in die früher beschriebene altmodige, geschweifte Commode von Nußbaumholz gepackt und nahm nur den Schlüssel mit, indem sie erklärte, dieses Meuble, wovon sie sich nicht trennen werde, holen zu lassen, wenn sie den Dienst wirklich antreten werde.

Herr von Kater war überrascht von der Schönheit und Lieblichkeit des jungen Mädchens, das jetzt mit einigen Worten des Dankes, auf seine Einladung Platz an seiner Seite nahm. Clara's Haltung und ganzes Wesen verrieth so viel Sittlichkeit und Bildung, daß es dem sonst in solchen Dingen ziemlich ungenirten Lebemann unmöglich wurde, sie mit „Du" anzureden. Er behandelte sie mit mehr Achtung, als er im Uebrigen für Personen ihres Standes zu hegen pflegte. Als aber Fritz Ohnesorge mit einsteigen wollte, um das junge Mädchen, das er seine Schutzbefohlene nannte, zu begleiten, verbat sich Herr von Kater diese Begleitung höflich, indem er versicherte, es würde dem Eindruck

des jungen Mädchens auf die Dame nachtheilig sein, wenn sie in Begleitung eines jungen Mannes, dem die rothe Republik anzusehen sei, ankommen würde.

„Aber es wird nothwendig sein," sprach Clara, „daß Herr Fritz die Wohnung meiner künftigen Herrschaft kennt, um meinen Bräutigam davon in Kenntniß setzen zu können."

„Nicht mehr wie billig," entgegnete Herr von Kater, „Fräulein von Hackbret wohnt jetzt Charlottenstraße Nr. 46 zwei Treppen hoch."

Das war nun freilich die Wahrheit nicht; sie hatte dort früher einmal gewohnt, war aber seitdem schon zweimal umgezogen, so daß selbst der Wohnungsanzeiger ihre Wohnung nicht bezeichnete. Herr von Kater hatte in dem Augenblicke in seinem intriguanten Kopfe einen andern Plan gebildet. Er lebte als reicher Garçon und hielt eine sogenannte Mamsellenwirthschaft. Ein hübsches, gebildetes Mädchen führte seine Haushaltung und hatte nebenbei die Verpflichtung, in jeder Hinsicht die Stelle der Hausfrau zu vertreten. In dieser Hinsicht liebte er Veränderung, und als routinirter Bonvivant warf er ein Auge auf diese seine Schutzbefohlene. Ihre feine Taille und dabei zarten und schwellenden Körperformen reizten den alten Lüstling und er beschloß, das junge Mädchen zwar einstweilen bei seiner Freundin unterzubringen, aber nur um Gelegenheit zu

erhalten, sie für sich selbst zu gewinnen. Deshalb aber war es ihm augenblicklich klar, daß er vor allen Dingen sie isoliren müsse; dann, so war sein Plan, wollte er sich vom Vormundschaftsamte als ihr Vormund bestallen lassen und ihr erst durch ein väterlich ernstes Wesen Vertrauen einflösen, darauf eine Intrigue anspinnen, welche das sehr reizbare Fräulein von Hackbret lebhaft gegen ihre neue Zofe in Harnisch bringen werde, und ihr dann ein Asyl in seinem Hause anbieten. Das Weitere hoffte er dann durch Gewandtheit, Hinterlist und Geld zu erreichen.

Dieser blitzschnell gefaßte und in seinem Kopfe ausgebildete Plan hatte ihn veranlaßt, eine unrichtige Wohnung anzugeben und den jungen Republikaner vom Mitfahren abzuhalten.

So fuhren sie fort und die Droschke hielt endlich vor einem der neuerbauten, schönen Häuser in der neu angelegten Alexandrinenstraße.

Clara war überrascht, sich nicht vor dem von Herrn von Kater angegebenen Hause zu befinden. Sie warf einen Blick voll Mißtrauen auf ihren Begleiter. Ehe sie aber ein Wort darüber äußern konnte, bemerkte sie ihren seltsamen jungen Freund Fritz Ohnesorge in der Vertiefung einer Hausthür in der Nähe stehend.

Dieser war im vollen Lauf der Droschke gefolgt

und machte ihr jetzt mit auf den Mund gelegtem Finger das Zeichen des Schweigens.

Dadurch beruhigt, trat sie mit dem Baron von Kater in das Haus.

Dieser aber hatte den Beobachter, der ihm gewiß sehr unwillkommen gewesen sein würde, nicht bemerkt und stieg voran die Treppe hinauf, wo er eine Klingel zog, an deren Porzellangriff der Name stand: von Hackbret.

Ende des ersten Theils.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage sind erschienen:

Belani, H. E. R., Die Erbschaft aus Batavia. Volksroman. 3 Bde. broch. 4 Thlr.

— — Marie Antoinette. Aus dem Leben einer Königin. 2 Bde. 1846. broch. 2 Thlr. 15 ngr.

— — Constantine. Das Geheimniß. Zwei Novellen. 8. geh. 1 Thlr. 7½ ngr.

— — Ein Deutscher Michel vor hundert Jahren und der Deutsche Michel von heute. Ein Lebensbild. 1 Thlr. 10 ngr.

— — Der Schatz des letzten Jagellonen. Roman aus der Zeit der neuesten Polenbewegung. 3 Bde. 1848. broch. 4 Thlr.

— — So war es. Politisch-socialer Roman aus der Zeit vor und während der Märzereignisse in Berlin. 2 Bde. 1849. broch. 2 Thlr. 20 ngr.

— — † † † in der Schweiz. Ein historischer Roman aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibung in den Jahren 1844—47. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 15 ngr.

Charles, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 Thlr.

— — Die Erbsünde. Roman. 2 Bde. broch. 2 Thlr.

Chownitz, J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 Thlr. 22½ ngr.

Krebs, Julius, Passifloren. Novellen und Erzählungen. geh. 1 Thlr. 15 ngr.

Mühlbach, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 Thlr. 15 ngr.

— — Justin. Ein Roman. geh. 1 Thlr. 15 ngr.

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 Thlr. 15 ngr.

Rudolphi. Johannes (Verfasser des Stephano Carini) Waldrosen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 Thlr. 10 ngr.

Schoppe, Amalie, geb. Weise, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 Thlr. 15 ngr.

Van der Meulen, L., Die Separatisten. Novelle. 2 Bde. broch. 2 Thlr. 15 ngr.

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 Thlr. 15 ngr.

— — Allerlei Geschichten. 2 Bde. broch. 2 Thlr. 15 ngr.

— — Was Euch beliebt. Novellen. 2 Bde. broch. 2 Thlr. 15 ngr.

Reactionäre und Demokraten.

Geschichtlich-politischer Roman aus der neuesten Zeit

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1850.

„Wo die Kunst gefallen, da ist sie durch die Künstler gefallen.“ Dieses Wort Schiller's auf die Politik unserer Tage angewendet, zeigt, wie die Extreme der politischen Parteien durch ihre eifrigsten Verfechter, so die Reaction durch die Reactionäre, die Demokratie durch die Demokraten gefallen ist.

D. V.

Fünftes Buch.

Fräulein von Hackbret. — Politisiren. — Die Bürgerwehr. General von Aschoff. — Demokraten. — Der Urwähler aus dem Zuchthause. — Die Rehberger. — Organisation der Arbeiter. — Herr von Minutoli. — Graf Padden-Triton.

„Die Demokratie ist das Banner aller Hoffnungen, alles Ehrgeizes, aller lautern und unlautern, edlen und niedrigen, verständigen und unverständigen, möglichen und chimärischen Bestrebungen der Menschheit."

Guizot.

1.

Baron Kater von Kattenhausen hatte sich bei dem Fräulein von Hackbret anmelden lassen und wurde eingeführt. Clara mußte im Vorzimmer warten.

Als Herr von Kater eintrat, sah er Fräulein von Hackbret in dem offen stehenden Nebenzimmer, das zugleich ihr Schlafgemach war, an einem Schreibtisch sitzen, eine schwarze Hornbrille vor den Augen und darüber einen grünen Augenschirm. Grünseidene Fenstergardinen ließen in die angenehme Dämmerung des Cabinets nur einen Lichtstreif auf den Schreibtisch wer=

sen, eben groß genug, um den Brief, woran sie schrieb, hinreichend zu erhellen.

Fräulein von Hackbret war Schriftstellerin und eine jener Dichterinnen, welche die Journalredactionen förmlich überschütten mit ihren nebelnden und schwebelnden Sonetten und sie damit zur Verzweiflung bringen; die, wenn sie ihr poetisches Wasser nicht anders los werden können, noch Insertionsgebühren anwenden, um unter der Rubrik „Eingesandt" die Welt mit ihrem Reimgeklingel zu beglücken.

Das wußte Herr von Kater; denn selten entging er, wenn er sie besuchte, ihrer wahren Wuth, die Producte ihrer Feder ihren Freunden und Bekannten vorzulesen. Sie empfing dafür jedesmal wohlbehaglich den Weihrauch, geistreich genannt zu werden und Bewunderung für ihr poetisches Talent zu erregen, und da die Männer in der Regel freigebiger sind mit solchen Complimenten gegen eine schriftstellernde Dame, so sah sie am liebsten und in der Regel wohl nur Herrngesellschaft bei sich; um so mehr, als sie kein Hehl daraus machte, daß ihr die Unterhaltung der Frauen über Wirthschaft, Kinder und Mägde zu schal und trivial sei.

Herr von Kater wußte aber auch, daß die schon über die Blüthenzeit der Jugend ziemlich weit hinausgerückte Dame sich neuerlich auf die Politik geworfen

hatte und namentlich mit der sogenannten wohlgesinnten Partei häufig verkehrte. Ihr Haus war ein Sammelplatz der reichen Gutsbesitzer aus der Mark und aus Pommern, die schon von den Provinziallandtagen her den Ruf haben, gute Royalisten zu sein.

Und so mußte denn wohl der feine und intriguante Kopf des Herrn von Kater erkennen, daß dieser aristokratische Blaustrumpf, wie sie die Cavaliere von der englischen Gesandtschaft nannte, sich in den Bewegungen der Zeit gar wohl für die gute Sache benutzen lassen würde.

Er machte ihr bei seinem Eintreten ein Zeichen, sich in ihrem Geschäft nicht stören zu lassen, was sie denn auch nicht that, indem sie ihn einlud, so lange auf dem Sopha in ihrem Wohnzimmer Platz zu nehmen.

Herr von Kater dachte indeß diese Zeit zu benutzen, um sich bei der Dame, der er den Morgenbesuch machte, noch mehr zu insinuiren und näherte sich dem großen Papageibauer, in welchem einer dieser graugefiederten Schreier und Plauderer mit einem Tuche verhangen seine Morgenruhe hielt.

Herr von Kater nahm ein Stückchen Zucker aus der Zuckerdose, näherte sich damit dem Käfig von polirtem Messing, nahm das Tuch ab und indem er mit dem süßesten Ausdruck, dessen er mit seinem stereotyp freundlichen Zuge nur fähig war, den Namen Jacot rief, hielt

er ihm zwischen zwei Fingern durch die Stäbe seiner glänzenden Behausung das Stückchen Zucker vor den dicken gebogenen Schnabel. Aber der im Schlaf gestörte Lieblingsvogel der gnädigen Dame wurde im höchsten Grade ungnädig. Mit gesträubtem Gefieder fing er furchtbar an zu schelten und so durchdringend zu schreien, daß die Dame aufsprang und vergebens versuchte, den zürnenden Liebling zu versöhnen. Da gleichzeitig ein niedliches Bologneserhündchen, das auf ihrem Schooße geschlummert hatte, aus seiner Ruhe gestört war, so erhob auch dieser gegen den Fremden ein schreckliches Geklaffe und versuchte mit seinen von Zuckerwerk schon stumpf gewordenen Zähnchen in seine Waden zu beißen; dazu grimassirte in einer andern Ecke des Zimmers ein an eine silberne Kette gelegter Affe zum Entsetzen, und im Vorzimmer erhoben gleichzeitig fünf Kanarienvögel ihren schmetternden Gesang, so daß ein Teufelslärm entstand, von dem sogar die Goldfische im Glasballon am Fenster unruhig wurden.

Unter dem Versuche einer Beschwichtigung und tausend Entschuldigungen ging jede Möglichkeit einer Conversation verloren. Vergeblich schalt das Fräulein die Schreier Demokraten und Revolutionäre, der Papagei, das Hündchen und die Kanarienvögel achteten nicht darauf. Da kein Wort verstanden werden konnte, so riß der Baron von Kater ein Blättchen aus seiner

Brieftasche und schrieb darauf mit Bleifeder: „Das empfohlene Kammermädchen wartet draußen auf Befehl."

Dieses Billet überreichte er ihr.

„Nun Gott sei Dank, endlich, schrie die Dame, aus Mangel an Bedienung sind mir schon zehn Sonetten mißrathen." Damit zog sie am Klingelzuge und befahl dem Bedienten, daß das Mädchen eintreten solle.

Das geschah, und nicht wenig betroffen stand Clara inmitten dieses Höllenspectakels, dem gnädigen Fräulein gegenüber, das sich vergebens abmühte, sich ihr verständlich zu machen.

Endlich kam Baron von Kater auf die gescheidte Idee, dem Fräulein schriftlich vorzuschlagen in ein anderes Zimmer zu gehen. Das geschah und nun erst war es möglich eine Conversation zu beginnen, die für Clara nicht wenig Peinliches hatte.

Das Fräulein von Hackbret setzte sich auf das Sopha; Herr von Kater nahm auf einem der weichgepolsterten Fauteuils, die um de Sophatisch standen, Platz. Clara in ihrem bescheidenen schwarzen Kleidchen, blieb entfernt an der Stubenthür stehen. Während Herr von Kater dem Fräulein sagte: „Das Mädchen ist von achtbaren Personen empfohlen", betrachtete sie Fräulein von Hackbret durch ein Lorgnon von Perlenmutter, das sie wie eine Scheere vor das Gesicht hielt.

„Tritt näher", sprach sie dann und begann damit,

dem höchstbefangenen jungen Mädchen gegenüber, ihre Fragen: „Wie alt?“ „Schon gedient?“ „Was kannst Du?“ „Wie heißest Du?“ u. s. w.

Nachdem alle die gewöhnlichen Fragen zur Zufriedenheit des gnädigen Fräuleins beantwortet waren, fragte sie weiter: „Weißt Du einen Affen zu behandeln?“

„Nein gnädiges Fräulein.“

„Sag, gnädige Frau. Gewisse Jahre geben in guter Gesellschaft Anspruch auf den Frauentitel. Weißt Du mit einem Hündchen liebreich umzugehen?“

„Wir haben nie einen Hund gehabt.“

„Aber einen Papagei?“

„Das ist kein Thier für arme Leute.“

„Thier, meinen Jacot ein Thier zu schelten, abscheulich! Das verbitte ich mir, selbst ein Thier. Jacot ist der liebenswürdigste, drolligste und artigste Bursche auf Gottes Erdboden und ich erwarte, daß er mit Freundlichkeit behandelt werde. Nun aber Kanarienvögel verstehst Du zu behandeln?“

„Ich besitze selbst einen, der sehr zahm ist; es würde mich schmerzen, ihn in andere Hände geben zu müssen.“

„Brav, Clärchen, brav!“ rief Fräulein von Hackbret mit natürlicher Freundlichkeit; wer Kanarienvögel liebt, wird auch für Affen, Hunde und Papageien ein

gefühlvolles Herz haben; nun geh und befreunde Dich zuerst mit diesen liebenswürdigen Creaturen; wisse, durch diese meine Lieblinge geht der Weg zu meinem Herzen."

Als Clara sich in das Zimmer entfernen wollte, worin die Menagerie indeß wieder ruhig geworden war, rief sie das Fräulein zurück und sagte: „Du bist eine ganz hübsche junge Person und diese pflegen nicht ohne Liebsten zu sein. Indeß dergleichen wird in meinem Hause nicht geduldet!"

„Ich habe einen Liebsten, gnädige Frau," sprach Clara betroffen, „aber er ist mein Verlobter, Bräutigam."

„So lange wie das dauert, man kennt das," lächelte das Fräulein, „wohl ein Füsilier, oder Grenadier, oder edler Schuhmachergesell?"

„Mein Bräutigam, dessen Verlobung mit mir meine gute selige Mutter noch auf ihrem Sterbebette gesegnet hat, ist der Doctor Rubow, Dr. legens an der Universität und Armenarzt."

„Ei der Tausend, das ist ja was Rechts! Nun, vielleicht kennt ihn unser Herr von Kater."

„Er ist Demokrat."

„Demokrat? — horreur!"

„Aber wie ist mir denn," sprach sie französisch zu Herrn von Kater, „wir brauchen solche Leute für unsere Pläne."

„Ja die Ultras," entgegnete er, „wie einen gewissen Fritz Ohnesorge, einen rothen Republikaner und Chef des Proletariats, den ich mir die Ehre geben werde Ihnen nächstens vorzustellen, gnädige Frau; aber dieser Doctor Rubow ist ein gemäßigter Demokrat; gehört zu jener besonnenen Partei des legalen Fortschritts, die nicht am Ruder bleiben darf, ohne jede Reaction geradezu unmöglich zu machen."

„Dann muß diese Verbindung abgebrochen werden," entgegnete sie und wendete sich gegen das junge Mädchen:

„Clara, ich dulde solche Verhältnisse durchaus nicht in meiner jungfräulichen Wohnung, Du mußt Dir diese Inclination aus dem Kopfe schlagen, oder ich kann Dich nicht behalten."

Clara erbleichte, wurde blaß und betroffen, wagte aber nichts zu erwidern.

„Clärchen ist zu vernünftig," sprach Herr von Kater vermittelnd, „um einen guten Dienst sich für einen noch ungewissen und weit aussehenden Brautstand zu verschlagen. Sie wird in sich gehen und sich die Sache nochmals überlegen, und wenn denn doch am Ende das Herz eines jungen Mädchens auch etwas haben will, so findet sich wohl ein Anderer, dessen Zutritt der gnädigen Frau weniger zuwider sein dürfte, z. B. der Monsieur Fritz vom Voigtlande."

Beleidigt durch diese Bemerkung kehrte sich Clara

von ihm ab und mit hervorbrechenden Thränen wendete sie sich zum Abgehen; doch im Gefühl ihrer Hülflosigkeit zögerte sie noch einige Augenblicke an der Thür und als Fräulein von Hackbret ihr lächelnd zurief: „Nur keinen elegischen Liebesgram, geh lieber und befreunde Dich mit meinen Lieblingen. Kannst Du Dich dem Affen unentbehrlich machen, die Gunst des Papagei erwerben und Fidelio freundlich für Dich stimmen, so ist Dein Glück gemacht und ich werde auch gegen Deine Flammen Nachsicht üben; Deinen Kanarienvogel kannst Du holen lassen."

„Was soll daraus werden?" dachte Clara und mit beklommenem Herzen ging sie zu den Thieren.

2.

„Nun aber, lieber Baron," fragte Fräulein von Hackbret, als sie sich mit ihrem alten Verehrer, der ihr respectvoll die Hand küßte, allein sah, „was giebt es Neues in dieser heillosen Welt? Das Volk ist ja wie toll gewordene Hunde, begeifert Alles mit seinem Wuthgift, was hocherhaben und heilig ist, den Thron und den Adel; so kann es doch nicht bleiben, oder man muß bei aller Frömmigkeit daran verzweifeln, daß es noch einen gerechten Gott im Himmel giebt."

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, das wird Alles

anders kommen, als diese Himmelstürmer und Volksbeglücker in ihrem Wahne träumen. Schon steht den Wohlgesinnten ein neuer Sieg bevor: die Rückkehr des Prinzen von Preußen."

„Das wäre wundervoll," rief Fräulein von Hackbret mit Begeisterung aus, „dieser hohe Prinz, den der Adel und die Garde als ihren hohen Schutzgott verehrt, würde, wenn er auch noch so sehr von allen politischen Einflüssen sich fern hielte, noch so treu die leider zu liberalen Gesinnungen des Königs theilte, doch von unserer Partei stets als der geistige Mittelpunkt, als die Stütze und der Führer der Reaction betrachtet werden und so, selbst ohne es zu wissen und zu wollen, den edlen Kern und Mittelpunkt einer von allen Wohlgesinnten anzubahnenden Contrerevolution bilden."

„Darin liegt viel Wahres," entgegnete Herr von Kater nachdenklich, „da aber die Demokratie dieselbe Ansicht hat, so setzt sie Himmel und Hölle in Bewegung, die Rückkehr des Prinzen zu verhindern; und wir haben alle Ursache, mit Umsicht und Schlauheit zu operiren, um uns den ritterlichen Prinzen zurückzuführen."

„Auch wir müssen Himmel und Hölle deshalb in Bewegung setzen. — Alle Wohlgesinnten rechnen auf Sie, Herr von Kater."

„Und ich rechne auf Sie, verehrte Frau. Wir reden später davon. „Hören Sie, was bis jetzt geschehen

ist, um die Rückkehr Sr. Königl. Hoheit zu ermög-lichen und welche Hindernisse noch entgegen stehen."

„Sie sind ein wahrer Loyola der reactionären Po-litik, theuerster Baron, lassen Sie hören."

„Ich muß weiter ausholen, damit Sie die Lage der guten Sache vollständig kennen lernen, meine theure Freundin."

„Sie wissen, daß Camphausen, ein reicher Fabri-kant aus der Rheinprovinz, nachdem Graf Arnim sein Ministerium niedergelegt hatte, am 29. März zum Vorsitzenden im Staatsministerium ernannt wurde."

„Ganz richtig, alle Demokraten waren darüber einig, daß er ein freisinniger braver Mann sei und jede Hoffnung der Wohlgesinnten auf Rückkehr zur alten Ordnung schien an diesem Charakter scheitern zu wollen."

„Zum Glück für die gute Sache traten die Schwächen dieses Ministers bald hervor, und diese bestanden in nichts Geringerem als in dem Bestreben, Alles vermitteln zu wollen. Später tadelten die Demokraten in der Frechheit ihrer Gesinnungen, daß Herr Camphausen, nicht einmal ein Mann von Familie, beiläufig gesagt, es unterließ, auf eine sofortige Verabschiedung der gesammten persönlichen Umgebungen des Königs und der Königin, bis auf den letzten Kammerdiener, und auf die Bildung einer neuen volksthümlichen Umgebung der allerhöchsten Herrschaften zu dringen. Ein solcher

Wechsel der Personen vom Hofstaate, sagten sie, gehe in England jedesmal vor, sobald ein Tory= oder Wighs=Ministerium ans Ruder kommt. Hier würde diese Maßregel die Bildung einer Camarilla und jeden indirecten Einfluß derselben geradezu unmöglich gemacht haben. Es war also der größte Dienst, den das Zartgefühl des Herrn Camphausen, oder wie die Demokraten es nennen, die Schwäche desselben, der guten Sache leistete, daß der König und die Königin und die Prinzen fortwährend mit Personen umgeben blieben, die in täglicher und ausschließlicher Gesellschaft derselben kein anderes Bestreben haben und haben können, als Ihre Majestät zu überzeugen, daß der neu betretene Weg nicht der richtige sei; daß er nicht nur nachtheilig für die allerhöchste Person selbst, sondern auch für das Land und das Volk, dessen gesunder Kern nichts sehnlicher wünsche, als eine Rückkehr zur alten Ordnung, einwirken müsse. Was konnten die kurzen Ministervorträge dagegen wirken, wenn die nächsten Umgebungen des Königs, sobald er nach Potsdam zurückgekehrt war, unablässig dahin strebten, daß der Herr die Sache aus einem andern Lichte ansehe. Was war natürlicher, als daß die Thätigkeit der Minister dadurch gelähmt wurde; daß ihre Vorschläge, wenn auch nicht ganz zurückgewiesen, doch verzögert, häufig verstümmelt, oft zu spät zur Ausführung kamen; daß sie Widerspruch

fanden, wo sie auf Dank rechnen zu können glaubten? daß sich also außer der der Minister, noch ganz unmerklich eine Cabinetsregierung bildete, auf welche eine Camarilla nicht ohne Einfluß blieb?"

„Aber man sagt und klagt sogar darüber: unser Herr sei unerschütterlich treu dem liberalen Princip und fest entschlossen, die Zugeständnisse des unglücklichen Märzmonats zu erfüllen und nur gegen Mißbräuche der Freiheit einzuschreiten. Wohin soll das führen, wenn selbst unser Herr, Gott verzeihe mir den Ausdruck, ein Demokrat geworden ist."

„Keine Majestätsbeleidigung! ich beschwöre Sie darum; was der Herr thut, das ist wohlgethan. Indeß, gnädige Frau, dürfen wir uns Ihren Besorgnissen noch nicht so ganz hingeben; der Tropfen, der oft auf dieselbe Stelle fällt, vermag am Ende den Stein auszuhöhlen, und so dürfen wir hoffen auf die allmäligen Einflüsse einer Camarilla, eben weil diese Hofleute fein genug sind, sie unmerklich zu machen, um Tropfen für Tropfen ihre reactionären Bemerkungen, in gelegener Stunde, fallen zu lassen. So manche unpopuläre Ernennungen, z. B. die des Herrn von Arnim zum Minister des Aeußern, der bei der den Demokraten verhaßten Sonderbundsangelegenheit in der Schweiz im jesuitischen Interesse in Paris mitgewirkt hatte, sprechen dafür. Kurz ich zweifle nicht daran, wir werden bald

mehr Spuren von den unermeßlichen Einflüssen der königlichen Umgebungen hören, besonders wenn erst der Prinz von Preußen, auf den alle Hoffnungen wahrer Royalisten gesetzt sind, zurückkehren wird. Bis jetzt wenigstens hängen alle Ernennungen noch mit der alten Adels-, Beamten- und Militär-Aristokratie zusammen. Nur wenige Entlassungen von Anhängern des alten Systems sind erfolgt; aber das genügt den Volksführern noch lange nicht."

„Gebe Gott bald eine völlige Gegenrevolution im guten Sinne."

„Zum Glück liegt in der Bürgerwehr selbst der Keim zu einer bewaffneten Reaction."

„Wie so? Ich hielt die Bürgerwehr für die mächtigste Stütze der Demokratie."

„Das war sie auch in den Märztagen; bald aber gelang es ihrem ersten Oberanführer, dem Polizeipräsident v. Minutoli, diese vermeintliche Garde der Revolution in ein Polizeiinstitut zu verwandeln. Der Magistrat hatte sich gänzlich von jeder Mitwirkung bei dem Bürgerwehr-Statut, das der Polizeipräsident erließ, zurückgezogen. Als dieser die Bürgerwehr dahin gebracht hatte, wohin er wollte, erklärte er plötzlich, daß die Stelle eines Bürgerwehrgenerals mit der seines Amtes unvereinbar sei und trat zurück. Nun wurde in einer Versammlung der Majors und Hauptleute der Bürger-

wehr im großen Saale des grauen Klosters die Wahl des am Hofe beliebten Generals von Aschoff, als interimistischer Commandeur durchgesetzt. Alsdann aber sorgte Herr v. Minutoli dafür durch Meldungen, die sich meist als unrichtig oder übertrieben erwiesen, daß die Bürgerwehr fast Nacht für Nacht alarmirt wurde und im Dienst ermüdete. — Trefflich angelegter Plan! Der Parolebefehl, welchen General v. Aschoff am Tage nach seiner Wahl erließ, schloß mit den seit dem 18. März nicht gehörten Worten":

„„Mit Gott für König und Vaterland.""

„Das ist bedeutungsvoll in der jetzigen Zeit."

„Vor allen Dingen," fuhr Herr von Kater fort, kam Alles darauf an, die Bourgeoisie en masse für die Idee der Zurückberufung des Prinzen von Preußen zu enthusiasmiren. Zu diesem Zwecke mußte man der Bürgerwehr schmeicheln und der General von Aschoff, für diesen Gedanken gewonnen, stellte es sich als Hauptaufgabe, dahin zu wirken, daß dem Könige die Bürgerwehr in Parade vorgeführt werde. Zunächst wußte er einzelne Bürgerwehrabtheilungen, die er besichtigte und belobte, dafür zu gewinnen. Er ging so weit, manchen Bürgerwehrmann und Offizier zu umarmen und ihm mit Geschick den Gedanken zu geben, daß die Bürgerwehr selbst auf die Abnahme einer Parade von Seiten Seiner Majestät antragen möge; das könne

unter dem Vorwande plausibel gemacht werden, damit der König sehe, welche imposante Macht das bewaffnete Bürgerthum sei und damit das Militär sich auch in dieser Hinsicht keines Vorzuges vor der Bürgerwehr erfreuen könne. Der Antrag erfolgte und der Herr in seiner überschwenglichen Gnade," so sprach wirklich der Reactionär, „sagte zu, am 6. Mai die Bürgerwehr paradiren zu sehen. — Alles war vorbereitet, da ließ der König die Parade absagen, wahrscheinlich durch die Besorgnisse seiner Umgebungen unterrichtet von einer ungünstigen Stimmung, die sich unter den Demokraten der Bürgerwehr noch immer vorlaut machte. Der officielle Vorwand: „„weil die Parade störend in die Wahlen für die Nationalversammlung eingreifen könne,“ genügte Niemand. Aufs Neue bestimmte der König auf Ansuchen des Generals von Aschoff, der, beiläufig bemerkt, auch zum Commandanten von Berlin ernannt worden war, die Abnahme der Parade auf den dreizehnten, einem Sonntage. Alles war voll Freude und lebhafter Bewegung; kaum ein Mann würde gefehlt haben, da erschien für unsern Zweck freilich noch zu voreilig in den Zeitungen vom 12. dieses Monats (Mai) der Antrag des Ministeriums und die Ordre des Königs wegen Zurückberufung des Prinzen von Preußen, dessen Fassung und Inhalt wegen Mangel an Offenheit und dem gesuchten Vorwande, daß der

Prinz vom Könige nach England geschickt gewesen sei, um einen diplomatischen Auftrag auszuführen, Niemandem genügte."

„Dieser unzeitige Schritt des Ministeriums", fuhr Herr von Kater fort, „erregte eine unbeschreibliche Erbitterung. Wer, hieß es in allen Abtheilungen der Bürgerwehr, die Rückkehr des Prinzen nicht will, bleibt zurück von der Parade. So stand auch in ellenlangen Placaten an allen Straßenecken zu lesen. Der General von Aschoff hatte in höchster Verlegenheit zu einer letzten Besprechung über die Parade mehrere Majore der Bürgerwehr auf 12 Uhr Mittags in seine Wohnung zusammen berufen. Da fand sich aber eine Ordre des Generaladjutanten von Neumann vor, nach welcher Se. Majestät wegen der nothwendigen Ersatzwahlen die Parade abermals abbestellen ließ. — Nun erst wurde der Unwille der Bürgerwehr allgemein. Der Major Benda erklärte kurz, die Wahl sei nur ein Vorwand zur Abbestellung, der König habe schlechten Rath bekommen; man habe ihn wegen der Aufregung gegen das Ministerium für seine persönliche Sicherheit in Berlin besorgt gemacht. — Gegen solche Verdächtigung beschlossen mehrere wohlgesinnte Bürgerwehr-Majore und Hauptleute einen energischen Protest, den aber General von Aschoff unter Mitwirkung des dem Könige ergebenen Chefs des Künstlercorps, Professor und Hofmaler

Hensel, in eine Ergebenheitsadresse zu verwandeln wußte. Die Folge davon war, daß die Abbestellung der Parade höchsten Orts auf ein Mißverständniß geschoben wurde, ohne jedoch für jetzt einen neuen Termin dazu anzusetzen.

„Dieses Verfahren erschien dem General von Aschoff räthselhaft. Er sendete den Originalbrief des General=adjutanten von Neumann an den Minister Camphausen, dieser aber erklärte — ein neues Räthsel — von der ganzen Angelegenheit der Parade nichts zu wissen. Und so hatte denn in der That die Camarilla, deren Dasein sich mit jedem Tage bemerklicher machte, und der General von Aschoff es gewagt, in dem sogenannten constitutionellen Staate über den großen Act des Staats=lebens, daß der König zum ersten Male öffentlich vor der gesammten Bürgerwehr seiner Hauptstadt erscheinen solle, hinter dem Rücken des Ministeriums zu verfügen.“

„Eine köstliche Intrigue,“ rief Frau von Hackbret, „nur wenn der König bewogen wird, ohne Zuziehung seines Ministeriums durch einseitige Cabinetsordres zu beschließen, dürfen wir auf Rückkehr des alten von Gott gesegneten Absolutismus und der Politik Metternich's und der heiligen Allianz hoffen.“

„Sehr wahr, sehr wahr,“ sprach Herr von Kater nachdenkend, „indeß hier hatte doch diese schlau berech=nete Umgehung des Ministeriums üble Folgen. Hätte das Ministerium von der beabsichtigten Parade Kenntniß

gehabt, so hätte es diese erst abhalten lassen und dann erst, wenn durch die persönliche Liebenswürdigkeit unsres hohen Herrn die gesammte Bürgerwehr für ihn enthusiasmirt gewesen wäre, die Ordre wegen Einberufung der Nationalversammlung, und nächstdem die hierdurch nothwendig werdende Rückberufung des Prinzen von Preußen veröffentlicht, und es wäre dadurch der Verstimmung und Verdächtigung überhoben gewesen, welche nun die Folge jenes scheinbaren Sieges der Camarilla wurde.

„So war aus der einen Hand wieder verloren, was man mit der andern gewonnen hatte. Der Polizeipräsident machte schon heute, am 14., fabelhafte Meldungen von schrecklichen Aufständen, welche die Demokraten vorbereiteten. Waren auch diese Mittheilungen übertrieben, so steht doch zu besorgen, daß viel Wahres daran ist — und ich werde wieder meinen demokratischen Mantel nach dem Winde aushängen, um bei der neuen Bewegung meine Hand im Spiel zu behalten und überall die Interessen der guten Sache, die ich offen zu verleugnen scheinen werde, im Geheimen zu fördern.“

„Sie machen sich höchst verdient, theurer Baron, um die Rückkehr zur alten Ordnung.“

„Ich thue nur meine Schuldigkeit, wie es einem loyalen märkischen Edelmann wohl ansteht,“ entgegnete Herr von Kater und fuhr fort: „mit der Cabinetsordre

wegen Zurückberufung des Prinzen von Preußen ist übrigens noch nicht Alles gewonnen. Man muß fortfahren, durch eingesandte Artikel in die Vossische Zeitung auf die öffentliche Stimmung zu Gunsten Sr. Königl. Hoheit zu wirken. Und dazu, gnädige Frau, nehme ich die Hülfe Ihrer gewandten Feder in Anspruch."

„Sie können ganz auf mich rechnen, lieber Baron, was in meinen schwachen Kräften steht . . . . ."

„Sie werden ihren Einfluß noch erhöhen, wenn Sie einen aristokratischen Frauenverein bilden, um sich gegenseits in royalistischen Gesinnungen zu stärken, auch den Frauen die Verpflichtung aufzulegen, solche Gesinnungen unter den Männern ihres Hauses und ihrer Bekanntschaft so viel als möglich zu verbreiten."

„Der Anlauf dazu ist schon genommen," sprach Fräulein von Hackbret, „wenigstens bin ich Präsidentin eines Anti-Thierquälervereins, in welchem das Pferdefleischessen gefördert wird, damit diese edlen Thiere nicht, wenn sie als stolze Carossiers der haute volée ihre Dienste geleistet haben, dann sich als Droschkenpferde gemein machen und zu Tode quälen müssen."

„Ein sublimer Gedanke, aus Menschenfreundlichkeit Pferde zu schlachten! doch bin ich so ungeschickt, noch nicht zu erkennen, wie dieser Verein geeignet sein soll, für die royalistische Gesinnung zu wirken."

„Nichts einfacher! Man bittet die Königin, die

Stelle einer hohen Protectrice dieses Anti-Thierquäler-
ereins zu übernehmen; daran knüpfen sich dann loyale
Adressen und was sonst dazu gehört. Jetzt nimmt ja
Alles politische Färbung an und so wird es leicht sein,
auch die Missionsgesellschaft, den Bibelverein und be-
sonders den Frauenverein für die deutsche Flotte für
reactionäre Bewegungen zu benutzen. Der Mysticismus
und Pietismus gehen ja ohnehin schon damit Hand in
Hand und die große Angelegenheit der Sammlung für
eine deutsche Frauenfregatte wird dazu beitragen, den
conservativen Strebungen unserer Frauenvereine ein po-
puläres Mäntelchen umzuhängen.“

„Allerdings! köstlich, herrlich! In demselben Sinne
werde ich durch unsere patriotischen Preußenvereine wir-
ken und den noch royalistischern, den neusten Verein:
„„Mit Gott für König und Vaterland““, deren Prä-
sident der würdige Graf von Padden-Triton ist, ein
achtbarer Charakter, weil er sich in der Ständever-
sammlung furchtlos, offen und entschieden gegen die
Anerkennung der Revolution und für die Umkehr zur
alten Ordnung ausgesprochen hat. Die Mitglieder dieser
Vereine sind meistens hohe Beamte, besonders Landräthe,
Edelleute und andere Gutsbesitzer, die für die Steuerfrei-
heit ihrer Güter, für ihre Jagdrevier- und Grundherr-
lichkeit mit Recht besorgt sind. Es ist unglaublich, was
diese auf das dumme Landvolk einzuwirken wissen.

Einen wahren Sturm von Loyalitätsadressen zu Gunsten der Rückkehr des Prinzen von Preußen haben sie schon heraufbeschworen und wenn wir damit fortfahren, wird es noch dahin kommen, daß wir im Nothfall den ganzen Landsturm gegen das rebellische Berlin führen können."

„Das wäre köstlich, ein neuer Bauernkrieg im 19. Jahrhundert, das Mittelalter mit allen feudalen Vorrechten des Adels wieder heraufbeschworen . . . ."

„Aber ehe es dahin kommt, werden wir fortfahren müssen auf die Demokratie Einfluß zu gewinnen. Und dazu giebt es zwei Mittel: erstlich, die einflußreichsten Ultrademokraten, worunter sich mancher Lump befindet, durch Gold und Schmeichelei zu gewinnen und zweitens, sich unter dem Schein demokratischer Gesinnungen in solche Vereine einzuschleichen, und sie wo möglich zu wahnsinnigen Uebertreibungen aufzustacheln; denn das bringt die Vernünftigen am ersten zur Besonnenheit."

„Ich werde dazu mitwirken können," sprach Fräulein von Hackbret. „Ich habe bei unsern nächtlichen Spielpartien einen Demokraten und eine Demokratin, die eigentlich der rothen Republik angehören, den Placatenfabrikant Doctor Ajax und eine Madame Waston, eine emancipirte Frau kennen gelernt. Diese Beiden werde ich einmal zum Thee einladen und Sie nebst einigen hochadligen Freunden dazu, und dann wird es sicher dem Einfluß der geschmeichelten Eitelkeit nebst Aussicht

auf materielle Vortheile gelingen, jenen Volkstribun und diese Präsidentin eines demokratischen Frauenvereins für die Sache der Reaction zu gewinnen."

„Das war es eben, warum ich Sie bitten wollte."

„Sie können ganz auf mich rechnen."

„Dann werden wir bald gewonnenes Spiel haben, und eine glänzende Contrerevolution wird siegreich ins Leben treten."

3.

Wir müssen in Hinsicht der Zeit mit unserer Erzählung etwas zurückkehren.

Wir führen unsere Leser wieder ein in die Welt der Demokraten, die mit ihren Wühlereien, Umtrieben, Placaten und Demonstrationen noch thätiger waren, als ganz im Geheimen die Partei der Reaction.

Leser unsers frühern Romans: „So war es" werden sich erinnern, daß der Doctor Ajax, nachdem er bei dem Erstürmen der Wohnung eines dem Volke verdächtig gewordenen Majors durch ein aus dem dritten Stockwerk auf ihn herabfallendes Meuble bedeutend beschädigt war, von dem Landschaftsrath von Edler eine ansehnliche Geldsumme zur Bezahlung seiner bedeutenden Schulden erhalten hatte. Diese aber wurde schon zum größten Theile bei dem ersten nächtlichen Ausgange dieses würdigen Familienvaters wieder am grünen Tische des Königs Pharao verspielt; der Rest aber sollte dazu

dienen, die Mittel zu gewähren, um durch aufregende Riesenplacate sich einen berühmten Namen unter den demokratischen Führern des Volkes zu machen.

Da sah man eines Tages ein ellenlanges Placat noch drucknaß aus der Officin der Krauseschen jetzt Littfaß'schen Druckerei in der Adlerstraße Nr. 6 hervorgegangen, an allen Straßenecken angeschlagen. Ueberall stand in hellen Haufen die neugierige Menge davor und las. Die Proletarier und Bummler Berlins hatten einmal wieder Beschäftigung. Die Straßenplacate bilden ihre einzige Literatur, deren Studium ihren beträchtlichen Ueberfluß an Zeit in Anspruch nahm.

Mitten in einem Haufen solcher Straßen-Literaturfreunde vor einem dieser Placate stand der unterzeichnete Verfasser desselben, Doctor Ajax, und freute sich seines wohlgelungenen Werkes. Indem er sich wohlgefällig den breiten röthlichen Bart strich, kam er der merklichen Leseunkunde einiger dieser politischen Eckensteher und anderer Pflastertreter zu Hülfe, und las mit Behagen eine scharfe Diatribe gegen den Bürgergeneral von Aschoff vor, die der Verfasser aus früheren Dienstverhältnissen genau zu kennen vorgab.

„Das hat seinen guten Grund," sprach der wohlbeleibte Brauherr, Stadtverordnete und Bürgerwehrhauptmann Herr Faulbach, der sich im dichtesten Haufen dieser Straßen-Literaturfreunde befand, „der Verfasser

dieses Placats hat ja sich selbst um die Stelle eines Bürgergenerals beworben, und das ist der Grund, weshalb er den Bürgergeneral von Aschoff, der ihm im Wege steht, erst fort zu locomotiviren sucht, um selbst an dessen Stelle zu treten."

Dr. Ajax bemerkte jetzt diesen Mann von Gewicht in der Bürgerwehr, unterdrückte deshalb seine Empfindlichkeit und sprach freundlich: „Warum sollte der Verfasser dieses Placats nicht geeignet sein, die Stelle eines Bürgergenerals zu bekleiden, als vormaliger Lieutenant, der unter Herrn von Aschoff gedient hat und als Volksfreund ist er doch vollkommen qualificirt, einen solchen hohen Posten in der Bürgerwehr zu vertreten."

„Das ist ganz gut," entgegnete der wohlgenährte Weißbierphilister, wie die Literaten der Demokratie in ihrem heiligen Zorn diese Fanatiker der Ruhe um jeden Preis zu nennen belieben, ohne den Sprecher erkannt zu haben, „aber dieser Ajax hat kein Herz im Leibe. Er vergißt, daß derselbe General von Aschoff, den er jetzt verfolgt, begeifert und zu stürzen sucht, um selbst seine Stelle einzunehmen, einst ihn selbst mit Frau und Kind aus tiefstem Elend rettete. Wer aber so grundschlecht und nichtswürdig sein kann, aus schnöder Selbstsucht gegen seinen Wohlthäter undankbar . . . . ."

„Hören Sie gefälligst auf mit Ihren Phrasen, Herr Bürgerwehrhauptmann!" sprach Ajax, indem er mit der

imponirenden Ruhe, die ihm eigen war, sich den breiten Bart strich, „darin eben liegt die Größe des Gedankens, daß der Verfasser dieses Placats Charakterstärke genug besitzt, um jedes philiströse Gefühl von persönlicher Dankbarkeit auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Der Verfasser dieses Placats ist ein großer Mann, den gehörig zu würdigen das verdummte Volk noch nicht reif genug ist."

„Mein Herr, wie kommen Sie dazu, sich zum Vertheidiger des Dr. Ajax aufzuwerfen?"

„Ganz einfach", sprach der langbärtige Demokrat mit stolzem Selbstbewußtsein, „weil ich selbst dieser Dr. Ajax bin."

„Nieder mit dem Wühler!" rief der loyale Stadtverordnete Herr Faulbach, und hob den dicken Hakenstock, der seiner bedeutenden Körperfülle zur Stütze diente.

„Rede halten! — reden!" schrie die Menge dazwischen.

Ajax aber sprach zu dem erhitzten Bürger: „Jetzt aber verziehen Sie sich, Freund, oder ich lasse Sie in den Rinnstein werfen. Sie sehen, ich habe 100,000 Mann hinter mir, und stehe an der Spitze des souveränen Volkswillens. Sie scheinen auch zu der schuftigen Partei der Bürgerwehr zu gehören, die von der vorsündfluthlichen Reaction ins Schlepptau genommen ist, um einen Prinzen zurückzuführen, welcher der Ab=

gott des Militärs ist. O, dieses Militär . . . . . Freunde, Brüder, wenn ich reden wollte . . . . ."

„Reden, reden!" schrie wieder die Menge und Ajax trat auf eine Haustreppe und hielt eine donnernde Rede, die von demokratischen Schlagwörtern strotzte. Hier eine Probe daraus:

„Jeder wahre Volksmann muß in einem Militär einen Reactionär, d. h. seinen natürlichen Feind sehen, es sei denn durch die That bewiesen, daß er der demokratischen Partei angehöre. Je schlechter er bei seinen Obern angeschrieben steht, um so mehr verdient er das Vertrauen der Volkspartei. Herr von Aschoff aber ist ein Militär, der höchsten Orts gut angeschrieben steht; also Reactionär und Volksfeind! — Er gehört zu den Schergen des Absolutismus, den Tyrannenknechten, den verthierten Söldlingen der Tyrannei. Er ist einer jener mordlustigen Kannibalen, die am 18. März das Volk geschlachtet haben; er gehört zu den gedungenen Mordknechten, zu den blinden Werkzeugen der Despotie, zu den bewaffneten Henkern und Reactionsinstrumenten; er ist Mitglied jener übermüthigen Soldateska, uniformirten Bluthunde, kalten Würgengel, entarteten Söhne des Vaterlandes, Standrechtsbestien und hochnäsigen Satelliten, und darum ist es ein Verbrechen, ein Hochverrath am souveränen Volke, einen solchen wohldressirten Trabanten der absoluten Gewalt noch einen Tag

länger an der Spitze der Bürgerwehr zu sehen, daher nieder mit Aschoff, fort mit der Soldateska und dem Schutzgott der Reaction!“

„Nieder mit Aschoff!“

„Bravo, bravo!“ schrieen die geschäftslosen Bummler und arbeitsscheuen Arbeiter dem demokratischen Wühler zu, und der Stadtverordnete und Bürgerwehrhauptmann, wie auch Armendeputirter und Weißbierbrauherr Faulbach zog sich mit einem Schauder, der ihm über die ganze Haut lief, unbemerkt im Getümmel zurück.

. . . .

Ein neues Feld der Thätigkeit hatte sich den Berliner Demokraten eröffnet durch die Wahlumtriebe. Es kam darauf an, für sich selbst oder für die renommirtesten Koryphäen der Ultrademokratie eine Deputirtenstelle zu erlangen, die man schon damals als den ersten Schritt zu Ministerstellen betrachtete. Um dabei planmäßig zu operiren, wurden in Clubs und Vorwahlversammlungen Berathungen gehalten, die nicht selten zu komischen Scenen Veranlassung gaben. Stolze und hochgestellte Personen waren auf einmal herablassend geworden, um mit Handdruck und Geldspende die Stimmen des immer noch von ihnen verachteten Pöbels für sich zu gewinnen. Bierstuben, Werkstätten und Arbeiterstellen wurden von Demokraten und vornehmen Herren fleißig besucht. Mancher, der an den Unrechten kam,

ließ sich auch wohl hier und da bespucken und hinaus-werfen, ohne zu ermüden. Andere belebten die Victu-alienkeller, tranken Brüderschaft mit zerlumpten Bumm-lern und stießen auf die Wahl demokratischer Volks-vertreter an.

Das Wahlgesetz auf „breitester Grundlage" feierte seine schönsten Triumphe.

Einer dieser Wahlwühler war der aus Schlesien zurückgekehrte Graf Banco.*) In dem sogenannten dustern Keller traf dieser cassirte Offizier und herab-gekommene Aristokrat einen Mann mit bleichen, gelb-häutigen Gesichtszügen. Der Mann trug einen ver-witterten Sackpaletot, sein verwilderter Bart war von Natur dünn und stachlig, wie ein Katzenbart, der Hut war grau, mit niedrigem Kopf und breiträndrig, aber überall eingedrückt, schmuzig und lappig. Als der Graf ihn anredete, nahm er höflich den Hut ab und legte ihn neben sich auf die Bank; da zeigte sich denn der ganz kahle Kopf, dessen wenige Hinterhaare kurz ver-schnitten waren. Vor ihm stand ein Glas Branntwein für einen Dreier, und aus der Tasche nahm er ein Stück hartes, verschimmeltes Brod, woran er nagte.

---

*) Dessen frühere Lebensverhältnisse in dem mehrer-wähnten Roman des Verfassers: „So war es" erzählt sind.
D. V.

Der Graf stand auf und sagte: „Sie sind gewiß Arbeiter, lieber Mann?“

„Ja, an den Rehbergen,“ antwortete der Andere, „aber die Arbeit wird mir sauer, und da bleibe ich denn weg und melde mir blos zum Apell und bei der Lohnzahlung.“

„Ist denn die Arbeit dort so schwer?“

„Nun todt plagen thut man sich eben nicht, man ladet den Karren halb voll, schiebt ihn einige Schritte fort, setzt sich dann darauf, raucht eine Cigarre und plaudert ein Stündchen mit den ebenso fleißigen Kameraden. Kommt ein Aufseher, so wird man grob; droht er mit Abzügen und Ablohnung, so wird er wieder bedroht mit Prügeln und Aufhängen. So werden sechs Stunden verbummelt und am Abend fordert man einen Thaler Lohn und fährt in Droschken zurück nach Berlin, recta in die nächste Tabagie, wo das Räsonniren über den Staat und die Minister losgeht, weil sie nicht für halb so viel Arbeit noch einmal so viel Lohn zahlen wollen. Da soll denn doch gleich ein Donnerwetter drein schlagen, wenn sie nicht mit Güte auch die Faulenzer unter den Arbeitern ernähren wollen. Das ist eben die Errungenschaft unserer glorreichen Märzrevolution, daß der Staat die Arbeiter, auch die Faulen und Invaliden, erhalten muß.“

„Nun, mein Freund, das ist ja doch ein prächtiges

Leben; warum bleibt Ihr denn nicht bei solcher Arbeit auf den Rehbergen?"

„Ei was, ich habe lange genug nach der Ordnung leben müssen; nun will ich auch einmal zu meinem eig= nen Plaisir, der Unordnung leben. Das Herumbummeln gefällt mir besser, das ist die wahre Freiheit und an dieser Märzerrungenschaft will ich festhalten, lieber hun= gern oder lange Finger machen, als mich wieder knechten lassen durch Arbeit."

„Das sind brave Gesinnungen, mein Freund, und damit Sie nicht dabei zu hungern brauchen, werde ich Ihnen ein frugales Frühstück vorsetzen. He, Herr Wirth! Braten, Wurst, Wein und Bier für diesen redlichen Mann aus dem Volke, ich werde Alles bezahlen!"

„Gott lohn's, Herr Graf! Indeß Sie thun damit nicht mehr, als Ihre verdammte Schuldigkeit!

„Kennen Sie mich?"

„Na, was soll ich denn den Herrn Grafen Banco nicht kennen, der schon seit zwei Jahren der erste Nacht= schwärmer von Berlin gewesen ist, damals Aristokrat — jetzt Demokrat."

„Das Letztere seit der Märzrevolution und zwar aus Ueberzeugung, mein Freund, und wenn ich zum Deputirten bei der Nationalversammlung für Berlin gewählt würde, so sollten alle Arbeiter glücklich werden, ohne arbeiten zu müssen."

„Wie das? — Da wäre ich auch dabei!“

„Ganz einfach! Ich würde als Deputirter ein Gesetz vorschlagen und durchbringen, das so lautete: §. 1. Alle Arbeit ist abgeschafft. §. 2. Der Staat hat die Verpflichtung, die Arbeiter zu ernähren. §. 3. Außer dem Lohn von zwei Thalern erhält jeder Arbeiter ein gutes Bett, um den ganzen Tag darauf liegen zu können; ein Pfund Schnapps, ein Maß Wein, drei Portionen Braten, Brod und Suppe. §. 4. Die Invaliden der Arbeit haben Anspruch auf Verdoppelung des Lohns und der Beköstigung. §. 5. Der Arbeiter hat das Recht zu Anarchie, wenn ihm nicht Alles gewährt wird, was das Gesetz vorschreibt.“

„Ganz gut, Herr Graf!“ sprach der Arbeiter, indem er behaglich ein Glas Wein schlürfte und sich dann mit wahrem Heißhunger über den Braten her machte, „aber ich würde denn doch nach meinen Lebenserfahrungen ein Amendemnet hinzufügen, das so lautete: §. 6. Alle Zucht- und Arbeitshäuser werden abgeschafft; die Directoren und Prügelknechte derselben werden aufgehängt. Aus den frühern Calefactoren im Zuchthause zu Brandenburg wird der künftige Arbeitsminister erwählt. Ja, so solls sein! oder“, und damit schlug er auf den Tisch, „ein heiliges Kreuz-Donnerwetter schlage in die ganze verfluchte Wirthschaft.“

„Ein genialer Gedanke, mein theurer Freund,“ sprach

Graf Banco, „ich gebe Euch mein Ehrenwort, dieses Amendement in meinen Gesetzvorschlag aufzunehmen; aber freilich müßte ich Deputirter werden, sonst habe ich keinen Einfluß auf die Gesetzgebung.“

„Das ließe sich wohl machen!“ sprach der Urwähler, wofür ihn offenbar der Graf hielt, und füllte aufs Neue sein Glas.

Graf Banco stieß mit ihm an: „Es lebe die Arbeit, die keine Arbeit ist und doch doppelt bezahlt wird!“

„Ja, so ist es, vivat hoch!“

„Braucht Ihr Geld, guter Freund?“

„Allemal, mein bester Herr Graf!“

„Hier ein paar Thaler, nun aber müßt Ihr mir auf Ehrenwort versprechen, als Urwähler mir Eure Stimme vorerst zum Wahlmann zu geben, dann will ich schon weiter kommen.“

„Das will ich wohl thun, Herr Graf,“ sprach der Mann, indem er ohne ein Wort des Dankes, als sei es eine schuldige Abgabe des Reichthums an die Armuth, die zwei Thaler einstrich, „wenn ick man nich schon zweimal . . .“ und dabei brach er ab und kratzte sich bedenklich hinter den Ohren.

„Was denn zweimal?“

„Na, wat denn weiter — also zweimal — über den Berg gekommen wäre.“

„Was will das sagen?“

„Je nun, so grausam ist es auch noch nicht, weiter nichts, als zweimal im Zuchthause gesessen, das letzte Mal in Brandenburg, eine schöne Gegend das; indeß, Herr Graf, kann ich auf Ehre versichern, daß ich kein gemeiner Züchtling gewesen bin, sondern dort einen Ehrenposten bekleidet habe als Königl. Calefactor bei der Weberei."

„Was ist das?"

„Nun Lehrmeister und Aufseher der Züchtlinge, ein Posten, den nur die Tüchtigsten darunter bekommen, die noch lange Strafzeit vor sich haben; aber ich habe auch wie ein Despot geherrscht, d. h. manchen armen Teufel auf die Prügelmaschine geliefert, mich aber auch sonst noch nützlich gemacht. Der Herr Director hatte einmal Einen todtprügeln lassen, da habe ich es beschworen, der Herr Director sei unschuldig daran; darauf habe ich eine Verschwörung unter den Züchtlingen gegen das Leben des Herrn Directors angezeigt, woran indeß kein Mensch gedacht hatte als ich. Hurrjeh! da hat es Holz gegeben, daß es eine Lust war; ich aber wurde wegen meiner Verdienste um den Staat auf Empfehlung des Herrn Directors begnadigt und da bin ich nun, aber Urwähler .... nein, das geht denn doch nicht, denn Sie nennen mich nun — eine bescholtene Person."

„Fatal das! indeß Ihr werdet Einfluß im Proletariat haben, macht Euch wieder an die Arbeit und

empfehlt mich zum Wahlmann, es soll Euer Schaden nicht sein.“

„Ganz wohl, Herr Graf! Aber Sie müssen mich auch noch kennen; ich bin ja der Fabian Greif, damals hatte ich die Ehre Vigilante löblicher Polizei zu sein, als ich Ew. Gnaden den Wagenschlag an der Droschke aufmachte, wissen's ja wohl, in der Weihnachtsnacht, wie der Herr Graf mit der Bürgermamsell . . . . .“ *)

„Schon gut, schon gut! Nun ich rechne auf Ihre Protection, mein Freund, und werde selbst nach den Rehbergen hinaus fahren, um mich den Arbeitern zu empfehlen.“

„Da können mich Ew. Gnaden sogleich mitnehmen, von wegen meiner Recommandation; denn zum Hinausgehen bin ich zu faul und Hinausfahren kostet Geld, das ich denn doch lieber vertrinke, als an die knickebeinigen Droschkenpferde wende.“

. . . .

Auf der schon erwähnten Arbeiterstelle zur Ebnung und Urbarmachung der sogenannten Rehberge, eine sehr kostbare und wenig lohnende Arbeit, die nur im Sturmdrange der Zeit vom Magistrat verwilligt war, um die Arbeiter, die mit Sturmpetitionen das Rathhaus,

---

*) In dem Roman: „So war es“ Th. I. S. 40.

das Schloß und das Hotel des Arbeiterministeriums umlagerten, zu beschwichtigen, trat ein blasser, junger Mann in verwitterter Studentenkleidung, den wir schon kennen, denn es war der bekannte Volksphilosoph, Fritz Ohnesorge aus dem Voigtlande, auf eine umgestürzte Karre und hielt an die rings umher auf ihren halbgefüllten Karren sitzenden und Cigarren rauchenden Arbeiter, unter dem Andrang einer Menge müssiger Zuschauer, worunter besonders die Bummler und Lehrlinge sich bemerkbar machten, folgende meisterhafte Musterrede: *)

„Brüder, Freunde, Mitbürger!“

„Mit thränenden Augen, mit zitternder Stimme,“ wobei der Redner ein rothes Taschentuch zog und sich die Augen zu trocknen schien, „spreche ich zu Euch, Enterbte des Jahrhunderts! Die Rührung überwältigt mich, wenn ich Eure gebeugten Gestalten, Eure gramentstellten Gesichter, Eure schwieligen Hände sehe. In die heiligen Lumpen der Arbeit gehüllt, hungernd und elend wankt Ihr einher und wißt nicht, wo Ihr ein Stück Brod hernehmen sollt, einen Trunk erfrischenden Gerstensaftes“, (Bewegung in der Versammlung mit dem Zuruf: ja, ja! bravo!) „erfrischenden Gerstensaftes habe

---

*) S. Stadicke, Lehrbuch der Demagogie, Leipzig, b. Wigand. S. 79.

ich gesagt, auf Deutsch Cerevisium und auf Berlinisch eine kühle Blonde genannt, einen Schluck gebrannten Wassers, in Eurer naiv-derben Sprechweise Schnapps genannt", (neue Unterbrechung durch: „Bravo, bravo! Der Mann weiß, wo uns der Schuh drückt!") „Eure gesunkenen Lebensgeister zu ermuntern. Glaubt mir, edle Proletarier, ich fühle mit Euch, ich theile mit Euch Eure Bedürfnisse."

Damit that er einen kräftigen Zug aus einer Schnappsflasche, die er bei sich trug und reichte sie weiter. Es verbreitete sich ein angenehmer Fuselduft. Der Redner fuhr fort:

„Ich will Euch das große Heilmittel, das Pflaster für Eure Wunden nennen, die Loosung des Jahrhunderts: „Es ist," rief er sehr laut: „die Organisation der Arbeit; Garantie der Arbeit ist es.

„Ihr seht mich fragend an? „„das sind französische Wörter"" sagt Ihr; „„ja wohl, das sind französische Wörter, die wir Alle nicht verstehen!"" aber wir wollen eine deutsche Uebersetzung davon geben.

„Ein scharfsinniger Franzose, ein edler Volksfreund, Namens Louis Blanc, hat zum Heil der arbeitenden Classe diesen großartigen Gedanken ins Leben rufen wollen, kaum aber hatte es dem Staate einige hundert Millionen gekostet, als die Kabalen der Bourgeoisie, d. h. die Geldsäcke es dahin brachten, daß die sogenannten

Nationalwerkstätten aufgelöst wurden, und der Elende fliehen mußte. Diese jämmerlichen Krämerseelen, diese frechen Mammonsknechte, diese Krebsschäden des Gemeinwohls wollten nicht einsehen, daß das Eigenthum des Einzelnen ein Raub an der Gesammtheit ist.

„Aber endlich ist die Zeit gekommen, wo der Arbeiter, dieser verlassene Paria einsieht, wie er betrogen, geknechtet und ausgesogen wurde; endlich ist die Zeit gekommen, wo er aus seinem Stumpfsinn erwacht, fühlt, daß das Mark seiner Knochen von jener schnöden Räuberbande verpraßt wurde; endlich ist die Zeit gekommen, wo er das Seinige zurückfordert."

„Freunde, haltet fest zusammen und schlagt zu Boden, was widersteht!"

„Es lebe die Garantie der Arbeit!"

„Nieder mit der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen!"

Ein donnerndes Bravo erschallte von allen Seiten her und „Hurrah!" riefen ihm die jubelnden Arbeiter zu und schwenkten ihre Mützen, „der hat das Rechte getroffen! Garantie der Arbeit, hohen Lohn und keine Plackereien mehr!"

Als der Tumult sich etwas gelegt hatte, fuhr Fritz Ohnesorge fort:

„Damit, Freunde und Brüder, habe ich mein politisches Glaubensbekenntniß ausgesprochen; das ist es,

was ich erreichen und erstreben würde, wenn Ihr mich am bevorstehenden Wahltage, in hoffentlich noch zu erstrebender directer Wahlart, zum Abgeordneten des Proleteriats für die Wahlversammlung erwählen würdet. Dazu stelle ich mich Euch hiermit als Candidat vor; nicht aus kindischer Eitelkeit, nicht um die drei Thaler Diäten täglich zu schnupfen, sondern in dem höhern Gefühl, daß ich dadurch befähigt werden würde, als Volksbeglücker auftreten und wirken zu können. Darum wählt mich, wenn Ihr Euch selbst liebt. Ich habe oft schon gesprochen, wie mir der Schnabel zum Reden gewachsen ist. Ihr kennt nun meine Gesinnung. Mit dem Wahlzettel liegt Euer Glück in Eurer eignen Hand!"

Neues „Hurrah und Bravo!" rollte durch die Versammlung; da trat aus der Masse der Zuschauer ein einfacher, schon ältlicher Handwerksmann hervor. Er war von einem nahen Bau von der Arbeit gekommen, trug noch aufgekrämpte Hemdeärmel und Schurzfell, Säge und Hobel in der Hand bezeichneten ihn als Tischler. Seine Figur war groß und breitschulterig mit gewölbter Brust, seine steinharten Muskeln zeigten physische Kraft und seine Stimme war volltönend. Solche Eigenschaften genügen oft allein schon, um auf einen bewegten Volkshaufen einen mächtigen Eindruck zu machen; hier aber kam noch eine ebenso energische als vernünftige Rede dazu.

Der Mann war nämlich dem bleichen jungen Volksredner gegenüber ebenfalls auf einen umgestürzten Karren gestiegen und sprach ihn nun mit folgenden schlichten Worten an:

„Herr Doctor!“ wir bemerken dabei, daß die Arbeiter alle die Demokraten, die sich irgendwie das Ansehen eines Literaten geben konnten, mochten es entlassene Ladendiener oder relegirte Studenten sein, gleich viel: Herr Doctor nannten, und ihnen damit einen Titel gaben, welcher von den jungen Volksrednern gern und mit Behagen angenommen wurde. — Also: „Herr Doctor,“ sprach er, „ich bin zwar nur ein schlichter Handwerksmann und besuche die Volksversammlungen nur, um zuzunehmen an Weisheit und Erkenntniß, aber endlich muß ich es doch vom Herzen los sein, was ich von Ihrem und Ihrer Partei heillosem Treiben denke. Sie und Ihre Genossen, die rothen Republikaner, die Communisten und Socialisten, oder wie sie sich sonst nennen mögen, haben uns nun seit einigen Monaten auf den Straßenplätzen, in den Versammlungssälen und Kellern, durch Rede und Schrift, durch Maueranschläge und Tractätlein so aufgeregt und ins Feuer gebracht, daß wir eigentlich nicht mehr wissen, wo uns der Kopf steht. Sie haben uns gesagt, der liebe Gott, an den wir bisher glaubten, tauge nichts; Christus sei der erste Revolutionär gewesen, Luther der

zweite; unsere Religion sei eine schlaue Erfindung der Pfaffen, um die Menschheit zu gängeln; die Monarchie solle als unwürdig des freien Bürgerthums fallen; dagegen socialistische Republik als einzige vernünftige und mögliche Staatsform auf den Thron gehoben werden; die Reichen seien gesetzliche Räuber und Betrüger; kein Fleißiger dürfe aufkommen und Erworbenes für sich behalten; die Familie sei eine Anstalt der Knechtschaft; Weiber und Kinder gehörten Allen gemeinschaftlich; Kenntnisse, Wissenschafen, Handel und Wandel richteten die freie Menschennatur zu Grunde und müßten vernichtet werden.

„Sie haben uns gesagt," fuhr der Mann im schlichten Handwerkerkleide, bei tiefer Stille mit erhöhter Stimme fort, „wir müßten als eine große Bruder- und Schwägerfamilie wieder geboren werden; dazu aber bedürfe es, daß wir, die Masse des Volks und Alle, die mit Ihnen Hand in Hand arbeiten, Alles umstürzen und zerstören, was da ist. Tempel und Schlösser, Altäre und Throne, Gesetz und Ordnung, ja das fünfte Gebot sollen wir niederreißen; wir sollen stehlen, weil Eigenthum Diebstahl sei, falsch Zeugniß ablegen, weil man der Obrigkeit keine Wahrheit und Treue schuldig sei; rauben, weil im freien Staate das Recht des Stärkern gelte; sogar morden, um die hohen Zwecke zu erreichen, die Sie uns als höchste Aufgabe des

Lebens stellen, als eine Aufgabe, durch die wir Alle glücklich werden könnten."

„Ja das ist wahr," sprach Fritz mit Selbstgefühl, so habe ich in mehr als zehn Volksversammlungen gesprochen; es ist das Ergebniß einer tief forschenden politischsocialen Philosophie. Ich bin stolz darauf, selbst von einem schlichten braven Manne aus dem Volke so gut verstanden zu sein."

„Herr Doctor!" fuhr der Mann fort, „Sie und die Ihrigen, die Demokraten, rothen Republikaner, Communisten und Socialisten, verlangen denn doch ungeheure Dinge von uns, und da ist es wohl nicht unbillig, wenn wir ein Gegenverlangen vorbringen.

„Nicht mehr als billig," entgegnete Fritz, reden Sie."

„Reden, reden!" schrie die Menge."

„Meine Rede," fuhr der Mann fort, „wird ganz einfach sein; ich rede im Namen der vielen Tausende aus dem Arbeiterstande, die Sie um uns her hier versammelt sehen. Sagen Sie uns nun auch mit einfachen klaren Worten, was das Loos von uns Millionen sein wird; zeigen Sie uns, daß durch ein Kopfüber, Kopfunter in der Welt Alle, verstehen Sie recht, Alle glücklicher sein werden; dann wollen wir uns das Ding überlegen, wie wir ohne Schaden dazu kommen können? Sprechen Sie!"

Durch diese Interpellation war Fritz Ohnesorge

nicht wenig überrascht. Sichtbar betreten, antwortete er: „Mein braver Freund, das ist eine hochwichtige Frage, deren Lösung sich eigentlich nicht sogleich klar machen läßt."

Da antwortete der redliche Handwerker:

„Nun, Herr Doctor, dann will ich doch lieber bei meinem Gott, bei meinem Glauben, bei meinem Könige, bei meinem Vaterlande, bei meiner Familie und den zehn Geboten bleiben. Damit bin ich vierzig Jahre lang als rechtschaffner Mann durch die Welt gekommen, habe Frau und Kinder redlich ernährt und werde auch wohl fernerhin nicht zu Grunde gehen. Sie und Ihres Gleichen wähle ich nicht."

Ein ungeheurer Beifall war sein Lohn und bewies, daß sich im Volke, selbst in den untersten Schichten, immer noch ein gesunder Kern befindet, der durch vernünftige Rede leicht zu wecken ist.

Mehrere Stimmen riefen: „Nieder mit den Demokraten, fort mit den Wühlern!" „Wir wollen arbeiten und ehrlich uns durchhelfen."

Fritz und seine Gesinnungsgenossen waren für diesmal geschlagen. Um persönlichen Angriffen zu entgehen, zogen sie sich zurück und viele der zur Besinnung gekommenen Proletarier gingen an die Arbeit, die ihnen ohnehin so reichlich bezahlt wurde.

. . . .

Aus dem Haufen der Zuschauer trat aber ein fein gekleideter Herr von hoher, magerer Gestalt hervor, den wir nicht näher zu beschreiben brauchen, weil wir ihn schon kennen. Es war der Baron von Kater.

„Lieben Freunde," sprach er hier und da, „ich bin auch ein freisinniger Mann, der es lebhaft wünscht, daß es besser werde in unserm Staate; aber ich verlange den Fortschritt im Wege der Gesetzlichkeit und Ordnung. Alles geschehe für das Volk; aber nichts durch das Volk, das ist mein Wahlspruch und der meiner Partei. Ich will Euch beweisen, daß wir die wahren Freunde des Volks und ganz besonders der Arbeiter sind."

Und damit drückte er dem einen oder dem andern der einflußreichsten Volksmänner die schwielige Hand und ließ darin unbemerkt einen harten Thaler zurück.

„Wir aber," fuhr er fort, „wollen keine Anarchie, keine Sturmpetitionen und Volksschlachten, die allen Wohlstand unterdrücken und Handel und Wandel und damit jede Erwerbsquelle, auch der freien Arbeiter, verstopfen; das ist Sache der Republikaner, Anarchisten und demokratischen Wühler, daß sie das Volk zu Grunde richten, indem sie ihren Leidenschaften und Vorurtheilen schmeicheln. Sie sind es, die jene unselige Bürgerwehr erfunden haben, die jetzt bei allen öffentlichen Aufläufen und Tumulten geradezu als Feind des

Volks auftritt. Jetzt sind diese Demokraten unter den Zelten versammelt, um Beschlüsse zu fassen, die den Arbeitern zum Verderben gereichen werden."

„Auf Freunde, jagt sie auseinander diese Demokraten, die Euch zu den unsinnigsten Thorheiten verführen wollen, die nichts wollen, als den König verjagen, den Thron umstürzen, alle Familienbande auflösen und Gemeinschaft mit Euren Weibern und Töchtern einführen. Daher rufe ich: Nieder mit den Demokraten!"

Und so wandelbar ist die Volksgunst, daß dieselben Arbeiter, die in den Tagen der Revolution dem Rufe der Demokraten blindlings auf die Barrikaden und in den Kugelregen gefolgt waren, diese jetzt verwünschten und in den Ruf mit einstimmten: Nieder mit den Demokraten!

. . . .

Der Polizeipräsident von Minutoli und der General der Bürgerwehr, Herr von Aschoff, waren die Männer, auf welche die Reaction des Preußenvereins und vieler hochgestellten Personen am Hofe ihre größte Hoffnung gesetzt hatten.

Herr von Kater erzählte in dieser Hinsicht dem alten Grafen von Padden-Triton, der sich damals in Berlin befand, um als Präsident eines Vereins, der seine reactionären Gesinnungen offen zur Schau trug, für die gute Sache zu wirken, Folgendes:

„Herr von Minutoli machte am 14. Mai einer Versammlung von loyalen Bürgerwehrmajors die geheimnißvolle Mittheilung, daß eine Verschwörung entdeckt sei, wonach das Ministerhotel des Herrn Camphausen vom Volke erstürmt und demolirt werden solle. Er schlage daher vor, ein Bataillon Bürgerwehr in dem Garten des Ministers heimlich aufzustellen."

Dieser Vorschlag erweckte Unwillen. „Das ist Wegelagerung!" riefen Mehrere, „so etwas schändet eine achtbare Bürgerwehr."

Herr von Minutoli schwieg, da er überstimmt war; aber Abends führte er an der Stadtmauer entlang durch ein Hinterpförtchen des Gartens ganz leise und vorsichtig das bewaffnete Studentencorps und stellte es dort auf.

Die Minister hatten das Volk, welches ihnen eine Petition gegen die Zurückberufung des Prinzen von Preußen übergeben hatte, auf 4 Uhr Nachmittags wieder bestellt gehabt, um Antwort darauf zu geben. Als nun die Volksmassen ganz ruhig vor dem Palais harrten, beorderte Herr von Minutoli plötzlich die Studenten, durch die Einfahrten im Hotel auf die Straße hinauszudringen.

Kaum erschienen in den Thoren die bewaffneten Studenten, als das Volk: „Verrath" schrie und auf diese losstürmte. Daß in diesem Augenblicke nicht die Blüthe

der academischen Jugend von der ungeheuren Uebermacht der Volksmassen niedergemetzelt wurde, hatte diese allein der Geistesgegenwart des Doctor Rubow zu danken, der den ersten Zug der Studenten führte. In dem Augenblicke, als er auf der Straße die heranstürmende, wüthende Volksmenge erblickte, stieß er seinen Schläger in die Scheide und trat mit dem Rufe: „Ich bin unbewaffnet, wollt Ihr Unbewaffnete tödten?“ einen Schritt vor. Das Volk, dessen besseres Gefühl von diesem Muthe ergriffen war, stutzte und der Führer drängte seine Schaar wieder zurück, wo nur mit Mühe und Anstrengung das Thor wieder geschlossen werden konnte. So war die ganze Demonstration vergebens gewesen, aber es kam dadurch Unfriede in das Lager der Feinde der alten Ordnung. Die Spannung zwischen Demokraten und Bürgerwehr wurde immer stärker.

Das ging so weit, daß, als am 15. Mai Abends unter den Zelten eine Volksversammlung stattfand, worin viel gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen debattirt wurde, der General von Aschoff ein Bataillon Bürgerwehr im Schlosse aufgestellt hatte, weil der von ängstlichen Polizeikundschaftern stets mit übertriebenen Gerüchten irregeleitete Polizeipräsident einen Sturm des Volks auf das Schloß gewittert hatte; da erschien Abends der Bürgergeneral Herr von Aschoff, ging von einem Bataillon zum andern und erzählte, ganz ver-

gnügt sich die Hände reibend, daß, als die Demokraten vor den Zelten im besten Reden gewesen wären, ein Rehberger Arbeiter zu Pferde, an der Spitze von 200 seiner Kameraden dort angekommen und die Volksredner, besonders Eichler, Held und Andre, wie sie es verdienten, vom Platze gejagt und dem Prinzen von Preußen ein „„Hoch““ gebracht hätten. Er schloß seine Rede, indem er einem Manne, der ihm diese Nachricht gebracht hatte, die Hand drückte, mit den Worten: Und der Brave, der die Prügel vertheilt hat, ist Dieser da!“

So weit war es schon gekommen, daß in der Bürgerwehr ein: „Bravo!“ — und mancher Ausbruch der Freude und der Verwünschung gegen die Demokraten laut wurde.

„Das ist ja ein wahrer Sieg der guten Sache,“ sprach der alte Graf erfreut.

„Allerdings, gewissermaßen; indeß nicht so ganz; denn es ergab sich bald, daß die ganze Geschichte eine Lüge war von einem Schreiber bei einem Justizcommissär, der sich dadurch für den Augenblick hatte beliebt machen wollen.

Ein Bürger, der eben von den Zelten herkam, versicherte, daß dort ohne Störung und ganz ruhig noch jetzt debattirt werde.

„Schade,“ sprach der Graf Padden-Triton, „es

würde diesen demokratischen Wühlern sehr gesund gewesen sein, wenn sie einmal von den harten Fäusten der Rehberger Arbeiter tüchtig abgeklopft gewesen wären."

„Was noch nicht geschehen ist, steht noch zu erwarten," und damit erzählte Herr von Kater die Ereignisse, welche dieser heute an den Rehbergen erlebt hatte.

Der alte Herr war dadurch so erfreut, daß er dem Baron beide Hände reichte und schüttelte und dabei ausrief: „Wäre ich Fürst, Herr von Kater, so würde ich Sie auffordern sich eine Gnade auszubitten, jede würde ich Ihnen gewähren. Ich erkenne lebhaft, daß Sie der guten Sache große Dienste geleistet haben und noch größere leisten werden. — Ich kann daher nichts thun, als Sie zu bitten: fordern Sie, ich befinde mich jetzt in der Stimmung, Ihnen jede Bitte zu gewähren."

„Herr Graf, Sie kennen meine Wünsche." . . . .

„Die Hand meiner Tochter? — Ich habe sie Ihnen zweimal abgeschlagen, wegen allzugroßer Verschiedenheit des Alters, aber jetzt fühle ich, daß eine heilige Allianz zwischen Wohlgesinnten Noth thut. — Sie sollen sie haben, die Hand meiner Adelaide, hier Handschlag und Ehrenwort darauf."

„Sie machen mich zum glücklichsten Menschen auf Erden, indeß fürchte ich" . . . .

„Daß meine Tochter keine Neigung für Sie haben wird? — Bah, was thuts, so wird es eine Conve-

nienzheirath; meine Adelaide ist zu wohlerzogen, um sich dem entschieden prononcirten Willen ihres Vaters zu widersetzen und meine Frau haben Sie auch für sich, Ihre Tournure, Ihr savoir faire und Ihre Reichthümer bestechen die Frauen; also Sela, abgemacht. Machen Sie meinem Kinde den Hof, lassen Sie einige Diamanten blitzen, und das Jawort wird nicht fehlen. Damit Punctum!"

Sechstes Buch.

Familienverhältnisse. — Johannes Engel. — Adelaide. — Antrag des Herrn von Kater. — Jenny. — Deren tragisches Geschick. — Frau von Hackbret. — Reactionäre Freuden und demokratische Genrebilder.

„Der Mensch muß der Leidenschaft zugleich fähig und mächtig sein. Die Ueberströmungen des Willens gleichen denen der Flüsse, die alle Brunnen eine Zeitlang verunreinigen. Nehmt Ihr aber die Flüsse weg, so sind auch die Brunnen fort."

Jean Paul.

1.

Es giebt Familien, deren Stillleben sie nicht dafür schützt der Tummelplatz der entsetzlichsten Verwirrungen zu werden.

Ein feindliches Geschick treibt alle Glieder derselben in ein dunkles Labyrinth von Verhältnissen, in welchem es keinen andern Führer giebt, als den so zerreißbaren Ariadne-Faden der Leidenschaften.

Kein Licht erhellt ihren Pfad, als wenn es draußen wettert und stürmt, der gelbe zuckende Blitz, der das Auge blendend auf Momente erhellt, um alsdann um

so schauriger die schwarze Dunkelheit trostloser Geschicke empfinden zu lassen.

Ueber den Häuptern der davon Erschrockenen rollt oft der Donner, und plötzlich zuckt ein Blitzstrahl nieder in das Getön und grause Gewirr und ein Menschenleben hat geendet, ein eben noch in Leidenschaft schlagendes Herz ist für immer zum Stillstehen gebracht.

Mit dieser Parabel haben wir das Geschick der damals noch, als Emigranten der Revolution, in Potsdam lebenden Familie des Grafen von Padden-Triton angedeutet.

Was sich im Innern dieser Familie ereignete, während draußen die zu keinem Heil für Staat und Volk führenden Parteikämpfe wütheten, mögen folgende Blätter erzählen.

. . . .

Das vornehme Familienleben bringt nur selten das rechte Vertrauen und die innige Gemüthlichkeit in das Zusammenleben der einzelnen Glieder solcher Familien.

Das ist ganz natürlich. Während die Eltern in den glänzenden Verhältnissen der höheren Gesellschaft ein kaltes Repräsentationsleben führen und überall die Formen des geselligen Umganges jede menschliche Wallung der Herzen in das Innere derselben zurückdrängen, wo jedes warme Gefühl, das etwa über die Grenzen einer streng geregelten Convenienz hinausschreiten zu wollen

droht, wie ein heiliges Mysterium verschlossen bleibt, bis es endlich vielleicht erst im stillen Grabe sein letztes Ruhebett findet, sorgt eine ebenso streng geregelte Hofmeister= oder eine Gouvernanten=Erziehung dafür, daß das Herz der Kinder solcher Familien so leicht nicht zum warmen Pulsschlag des Lebens kommen kann, und so bleibt oft das innere Leben Derjenigen, welche die Bande des Bluts und der Natur einander nahe gestellt haben, gegenseits fremd, während die freund=lichsten Formen des Umganges und die zartesten Auf=merksamkeiten im taktvollen Benehmen einem solchen Familienleben nicht selten den Schein der schönsten Har=monie zu geben pflegen.

So war es auch hier in der Familie des Grafen von Padden=Triton.

Jedes Mitglied derselben hatte seine streng in sich abgeschlossenen Mysterien. Nur Adelaide und Jenny, diese beiden noch unverdorbenen jugendlichen Gemüther lebten mit einander in mädchenhafter Vertraulichkeit, und dennoch, bei aller Offenheit der wärmsten und innigsten Mittheilungen, gab es noch ein scheidendes Element zwischen Beiden; denn Jede hatte noch einige Rückhalts=Gedanken und Gefühle für sich, die aber auch zu duftig und zart waren, um sich so ohne Wei=teres aussprechen zu lassen.

Wir haben noch nicht Veranlassung gefunden zu erwähnen, daß Adelaide noch zwei kleine Brüder hatte. Harry und John (man liebte in der gräflichen Familie die englisch-aristokratischen Sitten, daher diese Umwandlung der deutschen Taufnamen Heinrich und Johann; „denn," sagte der Graf, „Großbritannien ist noch das einzige Land in der Welt, das eine hohe Aristokratie im wahren Sinne des Wortes hat,") — also: Harry und John waren ein paar zarte liebenswürdige Knaben von fünf und sechs Jahren. Sie hatten jene feinen Junkergesichter, mit dem ätherisch reinen, durchscheinenden Teint, den wir mädchenhaft nennen würden, wäre nicht auch schon dieser Ausdruck für diese blondgelockten, bildhübschen Wachspüppchen vom zartesten Gliederbau noch viel zu materiell. Bis vor einem halben Jahre war ihre Erziehung noch in weiblichen Händen gewesen. Von einer Gouvernante verzogen, von der Mutter und Schwester und Jenny verhätschelt, war ihr ganzes Wesen so weiblich zart und kindisch zärtlich geworden, daß der Graf es für angemessen gehalten hatte, ihnen einen Hofmeister zu geben, um, wie er sagte, Männer daraus zu bilden.

So wurde denn auf Empfehlung eines hochgestellten Geistlichen als Hofmeister der beiden jungen Grafen ein junger Mann ins Haus genommen, den wir einen Augenblick näher betrachten müssen, da sich später sein

Geschick mit dem der Paddenschen Familie bedeutend verschlang.

Johannes Engel, ein Nachkomme des zartfühlenden, innig seelenvollen Dichters und geistreichen Kritikers, Johann Jakob Engel, der, wenn er nichts geschrieben hätte, als sein gemüthreiches, zartsinniges Zeit- und Sittengemälde: „Lorenz Stark“ für alle Zeiten als ein unsterblicher Dichter gefeiert sein wird, war auch ein Erbe seines hochgebildeten Geistes und eines echt poetischen, kindlichen Gemüths geworden. Johannes Engel, der vor seinem Abgange von der Universität den Grad der philosophischen Doctorwürde durch eine treffliche Abhandlung über das Seelenleben der Kinder, rite et solenniter, wie der academische Kunstausdruck sagt, erworben hatte, war an Geist, Reinheit der Gesinnung, Bildung und Gemüth seinem berühmten Vorfahren durchaus ähnlich.

Schon das Aeußere und das ganze Wesen dieses damals sechsundzwanzigjährigen jungen Mannes verrieth die ungewöhnliche, wahrhaft Herzen gewinnende Erscheinung. Sein schöner Kopf, ohne Bartschmuck, aber mit dem gescheitelten, dunkelblonden, natürlich gelockten dichten Hauptthaar, das ihm bis auf die Schultern niederwallte, glich einem Rafaelschen Christuskopfe. Sein Teint war rein und zart, die Gesichtsbildung höchst edel; die tiefblauen Augen, groß und seelenvoll,

strahlten von Lebenswärme und trugen dabei doch, wie alle seine Züge einen so schönen Ausdruck von Milde, wahrhaft frommem Sinn und Herzensgüte, daß, wer nur immer ein Gefühl für wahre Würde einer höher begabten Menschennatur im Busen trägt, diesen Johannes im einfachen schmucklosen Kleide, mit seinen schlichten, geraden und nichts weniger als höfischen Sitten, lieb gewinnen mußte.

So zeigte es sich auch hier wieder, wie das wahrhaft Schöne, Reine und Edle in der Menschennatur über alle erkünstelten Vorurtheile und Prätensionen den Sieg davonträgt.

Johannes Engel war nicht der Mann, der sich vor dem Range des gräflichen Hauses bückte und vor den Göttern dieser Erde im Staube kroch. — Vermöge seiner Bildung betrachtete er sich als völlig gleichberechtigt und stand so gerade und männlich selbstbewußt dem Fürsten wie dem Edelmanne gegenüber, als sei kein Gedanke in seiner Seele, daß ein Mensch sich durch den Zufall der Geburt oder des höheren Ranges es sich nur einfallen lassen könne, sich über irgend einen andern seiner Mitmenschen überheben zu wollen. Aber er kannte die Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Je höher sein Ideal der Vollkommenheit eines Menschen, wie er sein sollte, stand, und sein höchstes Ideal war Jesus Christus, unser

Welttheiland, um so höher waren die Anforderungen, die er an sich selbst stellte, während die Milde seines Charakters ihn gegen die Schwächen und Fehler Anderer nachsichtig stimmte.

Und dieses Bewußtsein machte ihn in allen Lebensbeziehungen bescheiden und damit um so liebenswürdiger.

Von dem Berufe eines Erziehers hatte er sich ebenfalls eine sehr reine und hohe Idee gebildet. Als Erzieher der beiden jungen Grafen war er nach seiner Meinung in die Stelle des Vaters getreten, und in dieser Eigenschaft betrachtete er sich als Familienmitglied.

Und nur allein seinem höheren sittlichen Werthe und wie gesagt der unwillkürlichen Anerkennung einer höheren Menschenwürde hatte er es zu danken, daß man den Hofmeister der jungen Grafen nicht, wie das so oft in aristokratischen Familien der Fall ist, als den ersten Domestiken behandelte, sondern nicht allein willig und freundlich seine geistige Gleichberechtigung anerkannte, ja noch mehr sich, selbst bis auf den stolzen Grafen und den hochmüthigen Gardeducorps-Offizier, sich den unmerklichen Einflüssen einer höheren Geisteskraft und edlern Menschennatur dieses jungen Mannes nicht entziehen konnte.

Da die beiden Knaben mit der zärtlichsten Liebe an ihrer Schwester Adelaide und an Jenny hingen, so

gab das nicht selten Veranlassung, daß auch Herr Engel sich in ihrer Gesellschaft befand, denn er hielt es für seine Pflicht, der Verzärtelung seiner beiden Zöglinge von den weiblichen Mitgliedern des Hauses durch seine Gegenwart nach Kräften entgegen zu wirken.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein junges Mädchen, wie Adelaide, mit ihrem so schönen und feinen Naturgefühl, das die Welt noch nicht kennt, und mehr noch in ihren jungfräulichen Idealen als in der Wirklichkeit lebt, von einer an Geist, Gemüth und sittlicher Reinheit so hochgestellten Erscheinung, wie dieser neue Hausgenosse war, sich magisch angezogen fühlen mußte. Eine ganz neue Welt der Ideen und Gefühle hatten dieses jungen Mannes Reden, im täglichen Gespräch sowohl, als wenn er im nahen Bornstädt oder in der Hof- und Garnisonkirche Gastpredigten hielt, ihr aufgeschlossen.

Dazu kam noch, daß Herr Engel nach den Wünschen der Gräfin Mutter die ästhetische Ausbildung ihrer Tochter übernommen hatte, und was kann gefährlicher sein für ein so leicht schwärmendes junges Mädchenherz, als mit einem so fein und innig fühlenden jungen Manne deutsche, französische, italienische und englische Meisterwerke der Dichtkunst zu lesen.

Die Liebessonetten Petrarca's trafen so manche pulsirende Ader, die in dem jungen Mädchenherzen und in

dem seinigen schlug, und des brittischen Dichters Burns so innige, schwärmerische Gedichte mußten Sympathien in den für geistig Schönes so empfänglichen jugendlichen Gemüthern erwecken.

Je unbefangener Beide sich in ihrer Unschuld solchen Eindrücken hingaben, um so tiefer mußten sie eindringen in ihre unbewachten Herzen, die sich bald weit über das niedere Treiben der Menschenwelt erhaben fühlten.

So entstand allmälig bei Beiden unbewußt die zarteste und innigste Seeleneinigung, die sich höchstens durch eine Zuneigung kund gab, für welche sie selbst in ihren reinen Gedanken keine andere Bezeichnung hatten, als die der Freundschaft. Es war ein Gefühl des gegenseitigen Wohlwollens, das sich bis zur Glückseligkeit steigerte, wenn sie bei einander waren und in schmerzliche Sehnsucht verwandelte, wenn irgend ein ungünstiger Zufall einen oder einige trübe Tage auf den Blumenpfad ihres Lebens warf, an welchen sie sich gegenseitig nicht sehen konnten, oder wenn etwa die Etiquette, sobald Gesellschaft anwesend war, jede freundliche Annäherung, selbst jeden Austausch der Gedanken, sogar einen jeden gegenseitigen Blick der Verständigung unmöglich machte.

Bald hatte Adelaide keinen andern Gedanken, als an ihren Freund, und kannte kein lieberes Gespräch, als wenn sie mit Jenny von Herrn Engel reden konnte.

Diese kluge Freundin war wohl das einzige lebende Wesen, welches diese Neigung schon im Entstehen erkannte. Jenny war darüber nicht ohne Besorgniß, denn ihr war es klar, daß die vorliegenden Verhältnisse jede nähere Verbindung zwischen Beiden zur Unmöglichkeit machen mußten. Sie litt ja selbst am Schmerz einer unerreichbaren Liebe und fühlte doch wenigstens noch Charakterstärke genug in sich, um zu entsagen und den Schmerz der Entsagung tragen zu können.

Aber Adelaide, dieses weiche seelenvolle Gemüth, diese reine Weiblichkeit mit den tiefen Gefühlen, aber auch der sich hingebenden Schwäche ihres Geschlechts, wie sollte die einen Sturm der Leidenschaften im Widerstreben feindlicher Verhältnisse ertragen können? — Das Einzige, was Jenny's Besorgnisse noch etwas zu beruhigen vermochte, war die reine Kindlichkeit dieser Zuneigung. Noch knüpften sich keine Hoffnungen und Wünsche daran und Jahre lang hätten beide reine Seelen in unbewußter Liebe und Glückseligkeit neben einander leben können, ohne daß es nur zu dem klaren Bewußtsein, daß sie sich liebten und zu einem gegenseitigen Geständnisse gekommen wäre — indeß bald sollten äußere Ereignisse dieses Bewußtsein und damit die ganze Wucht eines unerreichbaren, unglücklichen Liebesverhältnisses auf Beide herabbeschwören.

An einem schönen hellen Sommermorgen saßen die

beiden jungen Mädchen in Adelaidens liebem Gartenstübchen, das ihre Hand so freundlich mit Blumen geschmückt hatte. Aber nicht selten brachte der Morgen neue, meistens noch schönere Blumen, als die schon vorhandenen waren; ein seltenes Topfgewächs, in einem jener zierlichen Thongefäße, welche die Koch'sche Fabrik in Potsdam so billig und von künstlerischer Schönheit der Formen lieferte.

Dann besprachen sich die beiden jungen Mädchen darüber, wer wohl der freundliche Geber gewesen sein könne? — Adelaide zweifelte nicht daran, daß es eine Galanterie von Herrn Engel sei, obgleich Galanterien im gewöhnlichen Sinne seinem schlichten geraden Wesen sehr fern lagen, und Jenny hatte keinen Zweifel, daß es eine liebevolle Aufmerksamkeit von Roger gewesen sei; denn er wußte recht gut, daß Jenny gleichsam Mitbesitzerin des Gartenstübchens war und sich in die Freude über die Blumen und die Pflege derselben mit Adelaide theilte.

Der Gedanke, der Adelaide glücklich machte, erfüllte Jenny trotz eines ganz leisen Anhauchs von Glückseligkeitsgefühl mit banger Besorgniß und Kummer. Was sollte aus dieser Liebe werden, wenn Graf Roger nicht entsagte?

Da öffnete sich die Thür des Gartenhauses und die Kammerfrau der Gräfin Mutter überbrachte an Jenny

ein nach Rosen duftendes, in ein mit vergoldeter Pressung geschmücktes Couvert versiegeltes Briefchen. Das Siegel enthielt das Sinnbild eines von einem Pfeil durchbohrten Herzens mit der Umschrift: „l'amour l'a percé.“ Die Adresse „à la Comtesse Adelaide“ war von einer feinen, überaus zierlichen Hand geschrieben, deren Züge jedoch den beiden jungen Mädchen völlig unbekannt waren.

„Von der gnädigsten Gräfin“, sagte die Zofe, indem sie das Briefchen auf den Nähtisch von dunkelgeflammtem Polisanderholz, der am offenen Blumenfenster zwischen den beiden jungen Mädchen stand, legte und fügte hinzu, als diese verwundert aufblickten: „Gnädige Comteß möchten indeß das Billet nur lesen; Frau Gräfin Mutter würden dann selbst herkommen, um weiter darüber zu reden.“

„Von wem ist das Billet? wie kommt meine Mutter dazu?“ fragte die junge Gräfin, ehe sie es zu öffnen wagte, indem sie aufmerksam die Adresse und die bedeutsame Devise auf dem Siegel betrachtete.

„Frau Gräfin haben so eben von dem Herrn Grafen aus Berlin einen Brief durch die Post empfangen und dieses war die Einlage.“

„Sie wissen um das Geheimniß, Frau Mandel!“ rief Adelaide der Kammerfrau zu, „ich sehe es an Ihrem schlauen Lächeln.“

„Wenn ich es wüßte, theures Comteßchen, so dürfte ich es ja doch nicht verrathen; aber ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich meine unterthänigste Gratulation . . .“

„Weshalb, was ist es damit?“

„Schweig', alte Plaudertasche,“ sprach die Kammerfrau mit Humor und schlug sich auf den Mund; dann ermahnte sie die junge Gräfin das Briefchen nur zu lesen, weil es Mama wünsche. Aus diesem Grunde könne es ja doch nur etwas Gutes enthalten.“

Damit zog sie sich mit einem gutmüthigen, listigen Lächeln zurück.

Jetzt trugen die jungen Mädchen kein Bedenken mehr, das Billet von unbekannter fremder Hand zu eröffnen. Kaum aber hatte Adelaide einen Blick hinein geworfen, als sie es mit einem leisen Aufschrei in ihren Schooß fallen ließ, dabei mit einer Anwandlung von Ohnmacht in Jenny's Arme sank.

Auf ihre Frage: „Was ist Ihnen, theuerste Comteß?“ gab das so tief erschütterte junge Mädchen keine Antwort. Jenny ergriff mit der einen freien Hand den Brief und las ihn. Auch sie fühlte sich durch ein starres Entsetzen, das wie Eis durch ihre Adern lief, ergriffen.

Der Brief enthielt, mit einigen schönen Redensarten verblümt, eine förmliche Anwerbung um ihre Hand,

nach dem Willen ihres Vaters, von dem Baron Kater von Kattenhausen.

Jenny wußte, wie sehr dieser alte süßliche Hausfreund ihrer jungen Freundin Adelaide zuwider war, sie selbst konnte ihn nicht leiden — und nichts war wohl natürlicher, als daß dieser ältliche entnervte Lüstling, dessen polirte Höflichkeit und stereotype Freundlichkeit überall nur den engherzigsten Gesinnungen und einer wahrhaft jesuitischen Moral zum Deckmantel dienen mußte, jeder reinen Mädchenseele in den Tod verhaßt sein mußte.

Nach einigen Minuten erholte sich Adelaide wieder so weit, daß sie seufzend im tiefsten Schmerz die Worte sprach: „Ich bin verloren! der Wille meines Vaters läßt sich weder biegen, noch brechen.“

In diesem Augenblick trat die Gräfin Mutter in das freundliche Gartenstübchen ihrer Tochter.

Erschrocken über den leidenden Anblick derselben, blieb sie einen Augenblick stehen. Dann trat sie näher heran und sagte: „Ich komme, Adelaide, um Dir Glück zu wünschen, aber was ich sehe, läßt mich fürchten, Du wirst das Glück, eine reiche und ehrenvolle Partie zu machen, nicht erkennen.

Jenny zog sich bei der Annäherung der Gräfin in das andere Fenster zurück, und die Gräfin Mutter nahm in würdiger, aber ruhiger Haltung Platz auf dem zierlich

aus Weidenholz geflochtenen Sessel, der dem ihrer Tochter gegenüber stand.

Adelaide war zu tief ergriffen, sie vermochte keine Antwort zu geben; sank aber vor den Füßen ihrer Mutter nieder auf ihre Kniee und küßte deren Hand. Zum ersten Male nach dem Schreck drangen Thränen hervor aus den langen seidenen Wimpern ihrer schönen Augen und ihre Mutter erkannte erst daran, daß die Oberfläche ihrer Hand feucht wurde, den tiefen Schmerz ihrer Tochter.

„Nimm Dir die Sache nicht so zu Herzen, liebes Kind," sprach die Mutter gütig, „ich glaube wohl, daß Dir die Persönlichkeit des Gatten, der Dir vom Vater bestimmt ist, nicht sehr gefallen wird. Das hat aber gar nichts auf sich, man gewöhnt sich doch an einander. Als ich nach dem Willen meiner Eltern Deinem Vater meine Hand reichte, liebte ich ihn auch nicht; indeß haben wir uns noch ganz gut arrangirt und vor zwei Jahren unsere silberne Hochzeit sehr vergnügt gefeiert, wozu nicht wenig die Aufmerksamkeit des Königs und der Königin beitrug, die den Hofmarschall schickten, um uns Glück zu wünschen."

„Nun, ich denke, als gute, gehorsame Tochter wirst Du Dich auch darein zu finden wissen."

Adelaide war auf ihren Sitz zurückgekehrt. Ihre Mutter schwieg einen Augenblick, indem sie ihre Ant-

wort erwartete; aber Adelaide sprach kein Wort. Sie nahm ihre feine Handarbeit vor, und beugte den Kopf darüber nieder, so daß ihre Mutter weder ihre Todtenblässe, noch ihre fallenden Thränen sah.

Die Gräfin Mutter fuhr fort in ihrer freundlich milden Weise:

„Du wirst einsehen, liebe Adelaide, wenigstens war das von jeher der Text meiner Predigten, daß die Kinder einer vornehmen Familie — am wenigsten die noch unmündigen Töchter — kein Stimmrecht haben bei der Frage über ihre Vermählung. Das ist lediglich Sache des Familienhauptes, das am besten wissen muß, welche Partie förderlich und welche nachtheilig ist für den Glanz der Familie. Hier in diesem Falle aber hat der Vater ohne Zweifel die wichtigsten Gründe für sich, wenn er Deine Vermählung mit Herrn von Kater fordert. Der Baron führt zwar nicht die Grafenkrone in seinem Wappen und insofern würdest Du einigermaßen herabsteigen müssen; indeß steht er sehr hoch als Stifter und eines der thätigsten Mitglieder des Preußenvereins, besonders als Mitstifter des noch weit mehr royalistischen Vereins „„Mit Gott für König und Vaterland““. Bei einer eintretenden Reaction, die er mit so großer Klugheit fördert, wird ihm ein Ministerportefeuille und damit die Excellenz nicht entgehen. Auch hat der Vater Connexionen und Einfluß genug in den nächsten Um-

gebungen des Herrn, um die Allerhöchste Verleihung eines Grafentitels für den Freiherrn Kater von Kattenhausen durchzusetzen, was bei einem so großen Besitzthum ohnehin gern gewährt wird. Das aber, liebes Kind, ist noch die Hauptsache. Herr von Kater besitzt eine ansehnliche Herrschaft, bestehend aus sieben Gütern und Vorwerken in Schlesien, dazu ein Majorat in Westphalen; er ist also jedenfalls eine brillante Partie; Deine Abfindung dagegen wird 10,000 Thlr. nicht übersteigen; denn, um bei den vielen Geschwistern, die Dir der Himmel geschenkt hat, durch eine Gütertheilung den Familienglanz unseres Hauses nicht erlöschen zu lassen, wird der Vater sich genöthigt sehen, zu Gunsten unseres Erstgebornen, des Rittmeisters in der Gardeducorps, ein Majorat zu stiften. Dann werdet Ihr Uebrigen begreiflicher Weise nur eine Apanage erhalten, und deshalb ist es so wichtig, daß die alte gute Zeit wieder hergestellt werde, damit der Staat die Versorgung unserer nachgeborenen Söhne übernehme. Nun, Adelaide, Du sagst ja gar nichts dazu?!"

„Ich schweige, aus Hochachtung für den Willen meiner Mutter und meines Vaters," sprach die junge Gräfin mit leiser, fast bebender Stimme.

„Das ist sehr freundlich von Dir, liebes Kind, auch kann ich es Dir nicht verdenken, daß Du darüber nachdenkst; indeß wünschte ich doch zu wissen, was Deine

Gedanken über diese Partie eigentlich sein mögen. Ich erlaube Dir, offen Deine Meinung darüber zu sagen."

Adelaide schwieg. Eine peinliche Pause verging, in welcher die Gräfin Mutter etwas ungehalten wurde über die blinde Verstocktheit ihrer Tochter, wie sie in Gedanken das Benehmen derselben nannte; aber die Gräfin war klug genug, sich darüber nicht auszulassen, um ihr keinen Anlaß zu geben, in offene Opposition gegen den Willen ihrer Eltern zu treten. Darum wendete sie sich jetzt an Jenny.

„Nun Sie, Fräulein Jenny, sind ja die Vertraute Adelaidens, eingeweiht in jeden ihrer Gedanken. Sie werden mir am besten sagen können, was das Kind in diesem Augenblick denkt."

Ein zustimmender Blick aus den durch einen Thränenflor verschleierten Augen des immer noch vor Schrecken bleichen jungen Mädchens gab ihre Zustimmung und Jenny sagte:

„Wenigstens, wenn ich mich in ihrer Lage befände, würde ich an Schiller's Worte der Weisheit in seiner Glocke denken:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.
Der Wahn ist kurz; die Reu' ist lang."

„Mamsell!" sprach die Gräfin im Tone des Verletztseins, „ich muß Sie recht sehr bitten, sich selbst und

Ihre Stellung in meinem Hause nicht zu vergessen. Nach diesen Worten darf ich voraussetzen, daß Sie Adelaide in ihrer Renitenz gegen die Befehle ihres Vaters bestärken werden und Sie selbst müssen begreifen, daß Sie sich dadurch ferner als Gesellschafterin meiner Tochter unmöglich machen würden. Nur Adelaidens Jawort würde Sie darin erhalten können. Ich gebe ihr, um sich bestimmt zu erklären, noch Bedenkzeit bis morgen; aber nicht länger."

Damit stand die Gräfin auf, ganz roth vor Aerger, in den sie sich hinein geredet hatte, und wehte sich in heftiger Gemüthsbewegung, deren Aeußerung sie offenbar zu unterdrücken suchte, was ihr jedoch nicht gelang, mit dem weißen gestickten Batisttaschentuche Luft zu.

„Es ist hier sehr heiß," sprach sie, gleichsam um ihre heftige Aufregung zu entschuldigen. Als aber ihre Tochter im weichsten, flehendsten Tone sie bat:

„Aber Mama, liebste Mama . . . . ."

Da fuhr die Gräfin Mutter eifernd fort: „Euer Schiller war ein Dichter; alle Dichter aber sind Phantasten, also Narren; sie kennen das Leben nicht und berücksichtigen nicht die Verhältnisse, wie sie einmal vorliegen. Das Herz hat keine Stimme bei einer Frage der Familienallianz vornehmer Häuser. So wenig Prinzessinnen gefragt werden, ob sie den ihnen aus politischen Combinationen bestimmten Gemahl haben

wollen oder nicht, ebensowenig können die ihnen dem Range nach am nächsten stehenden Töchter des hohen Adels auf ein solches Privilegium der Bürgermamsells, ihre Liebsten nach Gefallen zu wählen, Anspruch machen."

„Wonach sich zu achten!"

Mit diesen Worten ging die Gräfin Mutter hinaus und ließ die beiden jungen Mädchen in höchster Betroffenheit zurück.

. . . .

Adelaide warf sich weinend in Jenny's Arme.

„Es ist unmöglich," rief sie, „daß ich mich an diesen entsetzlichen Menschen wegwerfe."

„Gute Comteß, so weigern sie sich entschieden. Aus den Zeiten sind wir heraus, wo eine sich weigernde Braut mit Gewalt vor den Altar geschleppt und ihr Ja von dem Priester ergänzt wurde. Ein wenig Muth und Festigkeit und die Pläne tyrannischer Familiendespotie werden damit vernichtet sein."

„Und Dich würde man aus dem Hause vertreiben. Das ertrüge ich nicht."

„Meine Uhr ist ohnehin schon abgelaufen," sprach Jenny mit tiefem Ernst.

„Wie meinst Du das?" fragte Adelaide erschreckend.

„Meinen Sie, Comteß, ich wäre schlecht genug, mich in eine Familie einzudrängen, die mir ein so ehrendes Vertrauen erwies?"

„Du meinst, Jenny, die Leidenschaft meines Bruders?“

„Ja, sie hat sich auf das Höchste gesteigert. Er verfolgt mich mündlich und schriftlich mit seiner leidenschaftlichen Liebe. Er drohet, sich das Leben zu nehmen, wenn ich ihn nicht erhöre, nicht mit ihm entfliehe. Er hatte um seine Versetzung in ein Regiment, das in Schleswig kämpft, gebeten, das ist ihm abgeschlagen; nun glaubt er mit Ehren seinen Abschied fordern zu können und dazu ist er entschlossen, wenn ich mit ihm zu entfliehen und heimlich ihn zu heirathen bereit bin. Wie aber könnte ich so gewissenlos handeln? Also fort muß ich von hier, fort, fort! und wenn ich selbst darüber zu Grunde ginge. Aber wird selbst eine heimliche Entfernung ihn heilen von seiner unglücklichen Leidenschaft? Gewiß nicht! Er würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, mich aufzufinden. Und sicher, er würde mich finden, denn aus der Welt kann ich nicht verschwinden, und was ein rechter Mann will, das gelingt ihm auch; deshalb muß ich auf andere Wege denken, ihn von seiner Leidenschaft zu heilen. Der nächste Weg wäre, mir selbst den Tod zu geben; aber Selbstmord ist Sünde, und damit belastet, will ich nicht vor Gott treten. Was würde es auch ihm helfen? Mein Andenken würde nur um so tiefer in seiner Seele fortleben und ihn unglücklich machen. Vielleicht folgte er mir in seiner

Schwärmerei, und das wäre schrecklich. Nein, nein! es giebt nur ein Mittel, ihn zu heilen und ihn dann dem Leben und seinen Verhältnissen wiederzugeben; er muß mich hassen und selbst verachten lernen. Ein solcher Gedanke ist furchtbar; aber wenn ich vor meinem Gewissen nur rein bleibe, so werde ich lernen das Schrecklichste zu tragen, und er wird gerettet sein."

„Unglückliche, welches Entsetzliche brütest Du aus?"

„Mein Plan ist fertig, aber mein Geheimniß; er bleibt verschlossen in meinem Herzen, bis zum Augenblick der Ausführung. Jede voreilige Indiscretion würde ihn vernichten. Noch mehr, ich bin gezwungen, so zu handeln; denn es ist der einzige Weg, sein Leben, das von Meuchelmord bedroht ist, zu retten."

„Ich beschwöre Dich, Jenny, sei offen gegen mich; die Last eines so furchtbaren Geheimnisses erträgt kein weibliches Herz. Ich schwöre Dir Verschwiegenheit . . ."

„Nein, nein! ich habe schon zu viel verrathen. Sie sehen, Adelaide, daß Rücksichten auf mich Ihrer Weigerung nicht entgegenstehen dürften, daher flehe ich Sie an, weigern Sie sich, weigern Sie sich ganz entschieden, die Hand dieses Menschen anzunehmen, der Ihrer so unwürdig ist. Ein Opfer bleibt genug, um dieses Wirrsal zu lösen; Sie aber müssen noch glücklich werden. Ich fühle Kraft in mir, mein eigenes Unglück

zu ertragen, und sei es auch das entsetzlichste, nicht aber das Ihrige, nicht das Ihres Bruders Roger."

„Du liebst ihn nicht?"

„Würde ich mehr als mein Leben zu opfern bereit sein, wenn ich ihn nicht liebte? Aber hier liegt eine höhere Frage vor, als die der Liebe. Das Herz hat hier keine Berechtigung, sich geltend zu machen."

„Aber da kommt Herr Engel," rief Adelaide in freudiger Aufregung, indem sie durch das Fenster in den Garten blickte, „es ist Gott selbst, der uns diesen Engel sendet, den einzigen Freund, den wir haben; den klugen, besonnenen und doch so schön und warm fühlenden Freund. Wir wollen ihm Alles erzählen und seine Meinung hören."

„Es ist die Stunde, wo er durch den Willen der Frau Gräfin Mutter berechtigt ist, uns ästhetische Vorlesungen zu halten. Heute wird die Unterhaltung ernster sein, aber ich bitte und beschwöre Sie, liebe Comteß, sagen Sie ihm nichts von meinen Verhältnissen und meinem Vorhaben; kein Mittel der Erde würde meinen Entschluß erschüttern."

. . . .

In dem breiten mit Obstbäumen und Rebengeländern eingefaßten Hauptgange des Gartens kam ein junger Mann von hohem, schlankem Wuchs mit einem bis obenhin zugeknöpften, etwas langen, braunen Ober-

rock bekleidet, herauf nach dem Gartenhause zu. Er trug einen breitgeränderten, schwarzen Hut, und das glatt niedergekämmte, blonde, leicht gelockte Haar reichte ihm bis fast auf die Schultern. Sein Gang war langsam, der Ausdruck seiner schönen Gesichtszüge ruhig. Er las, indem er ging, in einem Buche von kleinem Format mit Goldschnitt. Es war eine feine englische Ausgabe von Burns' Gedichten, und Herr Engel schien damit beschäftigt zu sein, die passendsten der schönsten Stellen dieser Dichtungen auszusuchen, um sie dem jungen Mädchen vorzutragen und zu erklären.

Diese beschauliche Ruhe, der so höchst aufgeregten Stimmung der Letzteren gegenüber, gewährte allerdings einen auffallenden Contrast, trug aber auch nicht wenig dazu bei, Adelaidens und Jenny's Gemüthern einige Beruhigung zu geben. In Beiden gewann der Gedanke Raum, daß dieser junge Mann mit seiner Besonnenheit und sittlichen Würde geeignet sein werde, ihnen den besten Rath des Verhaltens in dieser Spannung aller Verhältnisse zu geben, und so empfingen sie ihn freundlich und dem Anschein nach ruhig, wie immer.

Der junge Mann wollte eben seine Vorlesung beginnen, da sprach Jenny zu ihm: „Wir bedürfen Ihres freundlichen Raths, Herr Engel. Der Herr Graf und die Frau Gräfin haben über die Hand der Comteß Adelaide, ohne sie zu fragen und wider ihren Willen, verfügt."

„Ja, mein Herz und mein sittliches Gefühl widerstreben.“

„Dann“, rief Engel, „ist das Verlangen Ihrer Eltern ein unsittliches, weil jede Ehe unsittlich ist, die nicht auf gegenseitiger Liebe beruht, und Sie, Comteß, haben die moralische Verpflichtung, mit aller Macht Ihres Willens zu widerstreben.“

„Diese“, entgegnete Jenny, „würde um so mehr eine unsittliche sein, als der ihr bestimmte Gemahl ein moralisch schlechter Mensch ist, der Baron Kater von Kattenhausen.“

„Nie, nie werde er mein Gatte; eher würde ich den Tod wählen, als diesen Verworfenen zum Gemahl. Aber ich habe weder den Muth, noch das Recht, dem entschiedenen Willen meines Vaters gegenüber ein festes und bestimmtes Nein auszusprechen.“

„Das Recht dazu haben Sie; denn die Wahl des Gatten ist eine tiefe, natürliche Berechtigung Derjenigen, die dadurch für ihr ganzes Leben sich selbst binden soll. Diese natürliche Berechtigung ist die Freiheit der Frauen. Wenn das Volk seine Freiheit errungen hat, warum sollen die Frauen allein davon ausgeschlossen bleiben? Die unbedingte Entscheidung der Väter über diese große Lebensfrage ist ein Absolutismus, der, als die menschliche Natur entwürdigend, aus der Welt verschwunden sein soll. Die Kraft aber, theure Comteß, dem väter=

lichen Despotismus einen passiven Widerstand, mit entschiedener Protestation, entgegen zu setzen, kann Ihrer schönen Weiblichkeit nur zu Theil werden, wenn sich Ihr Herz zum Herzen findet. Ja, theure Adelaide, Sie stehen jetzt in einer Lebenskrise, wo Ihr Geschick gebieterisch fordert, daß Sie sich sofort für eine andere Verbindung, für eine sittliche Verbindung nach Ihrer Neigung entscheiden. Es gilt jetzt, das Höchste einzusetzen, um Sie zu retten; ich bitte um Ihre Liebe mit der Berechtigung eines liebenden Herzens, und bitte um Ihre Hand mit der Berechtigung rein menschlicher Gleichstellung."

Durch diesen kühnen Antrag waren beide junge Mädchen aufs Höchste überrascht. Adelaide sank in Jenny's Arme und hauchte leise, doch vernehmbar: „O, dürfte ich gewähren; das Ideal meiner Träume wäre erreicht, meines Lebens höchste Glückseligkeit gewonnen."

„Herr Engel," mahnte Jenny mit Ernst und Schreck, „was haben Sie gewagt? Unruhe säen in das reine, jungfräuliche Gemüth und unerreichbare Wünsche erregen? Nie werden solche Standesunterschiede, wie sie hier vorliegen, sich ausgleichen lassen. Diese Verbindung ist eine Unmöglichkeit, und Sie haben damit den Keim des Wahnsinns in dieses schöne Herz gelegt."

„Sorgen Sie nicht, Fräulein Jenny, eine Grenze hat Tyrannenmacht, das ist die, wo das ewige unver-

äußerliche Urrecht der Menschennatur beginnt. Und was Ihre Bedenken wegen der Standesunterschiede betrifft, so mag man sie in gesellschaftlichen Kreisen und Verhältnissen gelten lassen, nicht aber im Bereich der Familie. Durch die Ehe bildet sich die Familie, und diese ist ein Staat im Staate, eine Gesellschaft in der Gesellschaft, ein Verein, der rein menschlich, kein anderes Band kennen soll, als die Bande des Bluts und die der Uebereinstimmung der Herzen. Nur aus der vollständigsten Harmonie im Familienleben wird die im Staatsleben möglicher Weise hervorgehen können; daher wird es auch eine der wichtigsten Strebungen unserer Märzerrungenschaften werden müssen, daß jeder mittelalterliche, feudalistische Familiendespotismus aufgehoben und die natürliche Freiheit aller Familienglieder, nach der Neigung der Herzen die heiligste aller Familienverbindungen, die Ehe, mit freier Selbstbestimmung zu beschließen, hergestellt werde. In Amerika herrscht diese Freiheit längst und vollkommen, auch hier wird sie eingeführt werden; und darauf beruht meine Zuversicht, womit ich, der arme Pfarramtscandidat, die reiche Grafentochter um ihr Herz und ihre Hand bitte. Darum, Adelaide, schlagen Sie ein; sprechen Sie das bräutliche Ja und Sie werden gerettet sein und zwei Glückliche machen; denn ich setze voraus, und mein Gefühl täuscht mich nicht, Sie lieben mich ebenso innig,

als ich Sie, unsere beiden Seelen sind eins, und was Gott zusammen gefügt hat, soll der Mensch nicht trennen."

Diese Zuversicht in der Rede des jungen Mannes, dieses entschiedene feste Selbstvertrauen und die tiefe Gefühlswärme, die schon im Ton und Blick, womit er diese Reflexionen des Verstandes begleitete, zu erkennen war, hatten eine ebenso magisch hinreißende, als überzeugende Macht über das junge Mädchen gewonnen. Sie überließ ihm ihre Hand, und mit einem zuckenden Druck derselben sprach sie leise: „Ich habe Sie längst schon geliebt, theurer Freund, ohne es zu ahnen und zu wissen. Ihre geistige Höhe hat mein ganzes Seelenleben zu sich empor gehoben; wir Beide stehen damit auf der Höhe der Menschheit, wo wie Nebel im Thal die Unterschiede der Stände und alles Kleinliche und unnatürlich Gemachte in der menschlichen Gesellschaft verschwinden. Ich fühle jetzt Muth, den Kampf mit den Verhältnissen zu beginnen, und bin mit voller Seele die Ihrige."

„Die Deinige, sage Adelaide," sprach der junge Mann, indem er ihre Hand küßte, „denn zwischen uns giebt es nichts Fremdes mehr. Wir schweben, getragen von den Genien der Liebe, hoch über dem Mikrokosmus des kleinlichen Erdenlebens. Wir werden glücklich sein in dem Bewußtsein, für alle Ewigkeit ein Herz und

eine Seele zu sein, und wenn auch nie im Leben das äußere Band der Ehe uns einigen sollte. Diese unsere reine, himmlische Liebe steht aber zu hoch, um irgend eine Einigung der Sinne zu dulden. Kein Liebeskuß auf den Mund, kein Sinnenrausch, wenn Lippe und Lippe sich berühren, soll den heiligen Geisterbund unserer Herzen entweihen; nur drei Zeichen der Einigung mögen wir uns gestatten: das Wort, den Blick und den Druck der Hand!"

Mit einem begeisterten, überglückseligen Blick gab Adelaide ihre Zustimmung, und Jenny seufzte halblaut: „Ich sehe mit banger Sorge in die Zukunft!"

„Ich nicht," sprach Engel, „der gute Mensch soll auf Gottes Güte vertrauen; diese gewährt uns das Glück und das Glück bringt das Heil. Was die äußern Verhältnisse betrifft, so sind die Aussichten günstig; ein reicher Gutsbesitzer, der Landschaftsrath von Hochherz*), ein aufgeklärter, freisinniger Mann, der über alle Standesvorurtheile erhaben ist, denn er hat selbst eine Bürgerliche ohne Vermögen geheirathet, hat mir die reich dotirte Patronat-Pfarrstelle meines jetzt kränklichen und emeritirten Vaters auf einem seiner Güter angetragen; dann aber werde ich vor Deinen Vater und Deine Mutter, Adelaide, hintreten, und werde mit dem

*) S. in dem Roman: „So war es."

ewigen Urrechte des Menschen Deine Hand von ihnen fordern. Deine Mitgift mögen sie behalten und Deinen Brüdern zuwenden. Die Genügsamkeit liebender Herzen bedarf des kalten Geldsackes nicht. Ich vertraue auf den Geist einer neuen Zeit, der alle staatlichen und Lebensverhältnisse mit dem Genius der Humanität durchdringen wird. In den Bewegungen dieser Zeit wird er es nicht wagen, mit aristokratischem Hochmuth abzuschlagen, was ich nach dem Urrechte der Menschheit zu fordern berechtigt bin. Bis dahin aber bleibt es ein Gebot der Klugheit, daß Geheimniß decke, was noch nicht an den Tag kommen dürfte, ohne Verwirrung und Unheil anzurichten."

„So sei es, geliebter Freund," sprach Adelaide, indem sie ihm die Hand reichte, „ich aber fühle jetzt in mir die Kraft und den Muth, mich entschieden jener von meinem Vater beabsichtigten Vermählung zu widersetzen."

Die Stunde war abgelaufen und mit einem zärtlichen Blick und Handdruck, beruhigt und entschlossen, schieden die Neuverlobten von einander; Adelaide weinte an dem Busen ihrer Freundin Freudenthränen überseliger Glückseligkeit, und bald darauf wurde sie abgerufen, vor ihrer Mutter zu erscheinen.

Zitternd, aber mit fester Entschlossenheit folgte sie diesem Rufe.

. . . .

2.

Jenny überdachte ihr Leben. Es war noch ein jugendliches; aber Vieles darin war schon dem Schmerze der Entsagung geweiht. Die Schläge des Geschicks, die mehr ihr inneres als ihr äußeres Leben getroffen hatten, waren wohl geeignet, ihrem Charakter jene eiserne Festigkeit zu geben, die wir nicht selten Gelegenheit haben, sogar an weichen und tieffühlenden Frauenseelen zu bewundern. Indem sie über ihre Vergangenheit nachdachte, erschien ihr die Zukunft im trüben, selbst dunklen Lichte.

Sie fühlte, daß es jetzt ihre Pflicht sei, einen großen und schweren Entschluß zu fassen. Das Band, welches ihr so theuer geworden war, das Band der Freundschaft und Liebe und gegenseitigen Achtung, das sie an dieses gräfliche Haus knüpfte, es mußte zerrissen werden für immer. Darüber war keine Frage. Aber wie? — Sie war zum Aeußersten entschlossen, nur bangte ihr vor dem Augenblicke der Ausführung. Gern hätte sie diesen noch weit hinausgeschoben. Aber an der Zeit war auch kein Augenblick mehr zu verlieren.

Indem sie noch darüber nachdachte und ihre Tapisseriestickerei in den Schooß sinken ließ, trat der gräfliche Leibjäger ein, der Italiener Birboni, dessen sich die Leser erinnern werden von der Begleitung der jungen Herrschaften in dem königlichen neuen Garten her.

Jetzt trat er unerwartet in das Gartenzimmer, in welchem Jenny noch allein saß.

„Fräulein!“ sprach er, mit äußerlich gehaltener Ruhe, wobei nur eine leise Bebung und der tiefe gedämpfte Ton seiner Stimme, sowie eine unheilvolle Gluth seiner dunklen Augen, die leidenschaftliche Stimmung verrieth, welche in seinem Innern verborgen war; „ich habe das Glück, Ueberbringer zu sein dieses Billets vom Herrn Grafen Roger, der in höchster Eile nach Berlin abreisen mußte, weil er Ordre erhalten, sich um 11 Uhr vor dem Herrn Kriegsminister zu stellen.

Jenny erschrak, sie suchte aber ihre Ueberraschung zu verbergen.

„Wie kommen Sie zu dem Auftrage?“ fragte sie anscheinend gleichgültig, „Sie sind doch sonst nicht im Vertrauen des jungen Grafen.“

„Nun, Heinrich, der Bursche des Herrn Lieutenant, mußte seinen Herrn mit dem Reisebeutel auf die Eisenbahn begleiten, da übergab er mir das Briefchen mit der ausdrücklichen Bedingung, es dem Fräulein nur ganz allein zu überreichen und darüber Verschwiegenheit zu beobachten. Hier ist das Billet-doux!“

Diese letzten Worte hatte er im Tone einer steigenden Bitterkeit gesprochen, er hielt ihr damit das Billet entgegen.

„Geben Sie es dem Herrn Grafen zurück,“ sprach Jenny kalt, „ich setze dabei voraus, daß hier ein Irrthum in der Adresse vorliege; denn ich habe ihm keine Veranlassung gegeben zu einer heimlichen Correspondenz mit mir.“

„Fräulein Jenny,“ sprach der Jäger lebhaft, „Sie entzücken mich durch Ihr Widerstreben. Ich war gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden; denn morgen gehe ich auf die mir von dem Herrn Grafen verliehene Försterstelle nach Schlesien ab.“

„Nun ich gratulire.“ . . .

„Jenny, himmlische Jenny, Sie tödten mich durch Ihre Kälte, ich beschwöre Sie nur um ein Fünkchen Hoffnung.“

„Sie haben eine Braut, Birboni, der bleiben Sie treu, dann werden Sie keine anderen Wünsche hegen.“

„O dieses unglückselige, mir aufgedrungene Verhältniß, mit der kleinen Kammerkatze, der Ida, ist vor den Knieen abgebrochen. Ich durfte es nicht wagen ihr früher schon den Abschied zu geben, denn die Partie war gewissermaßen Bedingung meiner Anstellung. Seitdem ich aber mein Patent als herrschaftlicher Förster in der Tasche habe, nahm ich eine andere Sprache an; ich machte mich bei dem schönen Kinde so unangenehm, daß sie mir selbst den Abschied gab, den ich bestens

acceptirte. Nun aber, Jenny, bin ich frei. — Sie kennen meine Wünsche, ich habe Brod für mich und ein Weib, welches die Krone meines Hauptes sein soll; noch einmal bitte und beschwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich durch Ihre Hand.

Jenny kämpfte mit sich selbst und schwieg.

„Sie zögern noch einzuwilligen?“ fuhr er in steigender Leidenschaftlichkeit fort, „das heißt mich unglücklich machen, vernichten. Wenn Sie mich verwerfen, so bleibt mir nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich werde aber kein Narr sein zu sterben, um einen Glücklichern in Ihrem Besitze zurückzulassen, einen Aristokraten, der Sie zu seiner Mätresse machen würde, weil er zu stolz ist, einem redlichen Bürgermädchen seine hochadlige Hand zu bieten. Den Gedanken an solche Schmach ertrüge ich nicht. Er würde mich noch im Grabe beunruhigen und das Jenseits verleiden. Darum soll er mit mir gehen, von meiner Kugel fallen, dann ich, — und diesen Felsen eines solchen Doppelmordes wälze ich dann auf Ihr Gewissen, Sie mögen ihn durchs Leben tragen, wenn Sie können. Dieser Doppelmord sei der Fluch, der Ihre Tage vergifte, es sei die blutrothe Erbschaft, die ich Ihnen hinterlasse, Grausame!“

Seine Augen sprühten ein unheimliches Feuer, seine Lippen bebten; Jenny sank todtenbleich gegen die Lehne

ihres Sessels zurück. Der Grausame aber ließ nicht ab von ihr. Mit schauriger gedämpfter Stimme rief er ihr zu: „Leben oder Tod! hier ist der Verlobungsring, hier mein Hirschfänger, mit dem es sich auch vollbringen läßt, wählen Sie! — Zwei Minuten Zeit gebe ich Ihnen, länger nicht! — Ein „„Nein““ und ich eile fort, mein und sein Schicksal zu erfüllen, ein „„Ja““ und Sie bereiten mir den Himmel auf Erden und Alles wird versöhnt sein.“

Da ermannte sich Jenny, sie war sich ihres großen Zweckes bewußt. Roger leiblich und geistig zu retten, war ihr kein Opfer zu theuer. Sie sprach mit fester Stimme: „Ja, Sie sehen mich bereit, Ihre Gattin zu werden, wenn Sie mit einem Herzen zufrieden sein wollen, das einen Andern liebt. Ich verspreche Ihnen treue Pflichterfüllung, aber keine Liebe; denn über die Neigungen des Herzens zu gebieten, hat auch der entschiedenste Wille jede Macht verloren.“

„Vorerst genügt das,“ entgegnete Virboni, mit tiefem Ingrimm. „Soll ich auch nicht glücklich werden durch Ihre Liebe, so soll doch mein Glück darin bestehen, daß auch nicht ein Anderer durch Sie glücklich gemacht wird. Tauschen wir dann die Verlobungsringe.“

Das geschah und wie Eis rann das Blut durch ihre Adern. Ein Fieberfrost schüttelte ihre Nerven.

Mit schauerlicher Tiefe des Tons sprach sie: „Birboni, wir sind verlobt!“

„Leidenschaftlich wollte er sie umfangen und küssen, doch sie stand auf und rief im tragischen Tone der Stimme, mit einer Bewegung der Abwehr: „Noch nicht! schonen Sie mein Gefühl. Erst wenn des Priesters Segen uns geeinigt hat, haben Sie Recht an meinem Leibe, an meiner Seele nie!“

„Bei dieser Stimmung, Jenny,“ rief der Italiener, „darf ich Sie hier nicht zurücklassen; ihn wiedersehen, hieße mit mir brechen. Ich muß Sie daher bitten, noch heute dieses Haus zu verlassen und morgen mit Anbruch des Tages auf der Eisenbahn mich nach Schlesien zu begleiten. Das Forsthaus, das wir bewohnen werden, liegt tief versteckt und einsam im Walde, dort wird Sie Niemand suchen und finden, und ein katholischer Priester, den ich kenne, wird uns schnell und heimlich verbinden. — Die Zeit, Jenny, wird Ihre Wunde heilen, und am Ende hoffe ich dennoch mit Ihnen glücklich zu werden.“

„Das war mein Wunsch, ja meine Bedingung ist es, daß ich heute noch dieses Haus der Liebe und Freundschaft verlasse. Zwei Stunden Zeit bedarf ich, um schriftlich von meinen Lieben Abschied zu nehmen. Ich werde noch heute mit dem fünf-Uhr-Zuge nach Berlin fahren und im Hotel de Russie übernachten.

Morgen mit dem Frühsten holen Sie mich dort ab, um mein Geschick zu erfüllen."

Jenny schloß sich ein. Eine Thräne floß. Die höheren Beweggründe, welche sie leiteten, hatten ihr wieder ihre volle Charakterfestigkeit gegeben.

Sie schrieb drei Briefe: einen an die Gräfin Mutter, einen an Roger, und einen an Adelaide.

In dem erstern dankte sie für freundliche Aufnahme und gütige Behandlung, sprach von der Nothwendigkeit, sich schnell und ohne Abschied zu nehmen aus diesem theuren Hause zu entfernen, indem es nur geschehe, um noch größeres Unheil von der ihr so hochgeehrten Familie abzuwenden.

An Adelaide schrieb sie nur wenige Worte: „Sie kennen mein Herz und werden nicht an mir zweifeln, was Sie auch immer von mir hören werden. Ich folge einer höheren Nothwendigkeit, indem es kein anderes Mittel giebt, einen theuren Freund zu retten. Sein Sie Ihrem Bruder, dem Grafen Roger, ein Schutzengel. Er wird dessen bedürfen."

Der Brief an den jungen Grafen wurde ihr am schwersten. Mit erkünstelter Kälte schrieb sie ihm: „Herr Graf, ich bedaure, Ihnen bekennen zu müssen, daß Sie sich in mir getäuscht haben. Ich bin verlobt mit dem Förster Birboni und heimlich abgereist, um mir einen ebenso peinlichen, als schmerzlichen Abschied

zu ersparen. — Leben Sie wohl und vergessen Sie eine Undankbare, die Ihres Andenkens nicht würdig ist.

Dann packte sie ihre Sachen zusammen und während die gräfliche Familie Nachmittags eine Spazierfahrt nach Glienicke machte, wo in den freundlichen Gartenanlagen des prinzlichen Hoftraiteur Harrach, dem schönen Park und Garten des Prinzen Karl gegenüber, das erste Concert von dem trefflichen Musikchor des ersten Garderegiments zu Fuß gegeben wurde, hatte Jenny eine Droschke kommen lassen und fuhr mit ebenso schwerem Herzen, als fester Entschlossenheit, nach dem Bahnhofe, um von da nach Berlin zu reisen. Dies geschah gegen 5 Uhr Abends.

3.

Im glänzenden Hause der Frau von Hackbret, wie sich das Fräulein nennen ließ, war indeß die Lage der armen Clara immer peinlicher geworden. Ueber ihre Behandlung hatte sie nicht zu klagen. Im Gegentheil war ihr Dienst sehr leicht. Mit der Pflege der Papageien, der Kanarienvögel, Goldfische, des Affen und des Bologneserhündchens, dann aber auch mit der Garderobe der gnädigen Frau beschäftigt, hatte sie nur bei großer Toilette einigen Dienst zu besorgen; alles Uebrige besorgte eine ältere Kammerfrau. Ihre Herrin behandelte sie mit vieler Güte und Nachsicht. Clara war in

ihrer Unschuld noch ganz fremd in den Mysterien der großen Welt und doch bemerkte sie mancherlei, was ihr sittliches Gefühl verletzte. Vor Allem aber war es ihr schmerzlich, daß es ihr unmöglich war, ihren Verlobten, Dr. Rubow zu sprechen, oder wenigstens eine schriftliche Beziehung mit ihm anzuknüpfen. Sie wußte nicht, daß der alte Pierre Langeau, der als Haushofmeister, Kammerdiener und Portier, gelegentlich auch als Secretär des Fräuleins eine geheimnißvolle Rolle spielte und gleichsam das Factotum aller ihrer mysteriösen Beziehungen war, alle die Briefe, welche sie an Rubow geschrieben, und die von diesem eingelaufen waren, unterschlagen hatte, ja noch mehr, daß der alte schlaue Höllenpförtner schon dreimal den Doctor abgewiesen hatte, mit der Erklärung, Fräulein Clara sei nicht mehr im Hause, sondern nach zwei Tagen schon, nach einem unangenehmen Auftritte mit ihrer Principalin heimlich davongegangen.

Auch Fritz Ohnesorge ließ sich nicht sehen. Ihm war es ebenso ergangen; auch er war unter demselben Vorwand abgewiesen.

Frau von Hackbret lebte auf einem ziemlich großen Fuße; aber Kenner ihrer Verhältnisse wollten wissen, daß ihr Vermögen wahrscheinlich im Monde liegen müsse; denn auf Erden besaß sie weder Güter, noch Häuser, noch Kapitalien, noch Renten.

In der That war sie bei bedeutender Weltgewandtheit eine Frau von großer Industrie, der es nicht an reichlichen Hülfsquellen fehlte. Clara konnte nur so viel beobachten, daß Personen vom verschiedensten Caliber gesellschaftlicher Zustände bei ihr aus- und eingingen. Jeder Tag fast brachte Gäste von einer entschieden andern Farbe.

An den Montagen und Donnerstagen waren ihre Soiréen besucht von den entschiedensten Demokraten. Herr von Kater, mit der politischen Chamäleonshaut wohnte diesen, in der Regel bei verschlossenen Thüren gehaltenen geheimen Sitzungen bei. Dort sah der Eingeweihte die bärtigen Gestalten der bekanntesten Berliner Volksmänner und Republikaner, sowie auch die der polnischen und französischen Emissäre, die enragirtesten Deputirten der Linken und mehrere emancipirte und demokratische Damen, unter den Letztern vor Allen die bekannte Frau Waston, und ihre Freundinnen. Man sah dort den Held: Ajax, den Vater Karbe mit dem weißen Barte, dann die bekannten Demokraten: Berends, Nauwerck, Jung, Eichler, Schaßler, den deutschkatholischen Prediger Dowiat, den Russen Bakunin, der in Berlin unter dem Namen Feenburg als Student lebte, Arnold Ruge, Bernds, d'Ester, Waldeck, Graf Banco, Bruno und Edgar Bauer, Julius, Schlöffel, Braß, den demokratischen Handlungsdiener Ottensofer, auch den nachmals

so berühmt gewordenen Linden=Müller, den Präsidenten des Straßenclubs unter den Linden, der sich an den schönen Sommerabenden täglich vor Kranzler's Conditorei versammelte und so großen aufregenden Einfluß auf die Volksstimmung hatte.

Welche saubere Subjecte sich darunter befanden, beweisen außer den nach dem Leben gezeichneten Ajax und Graf Baneo so manche Andere, deren frühere Lebensgeschichte und jetziger sittenloser Lebenswandel nur bekannt werden durfte, um die Demokratie vor den Augen des achtbaren und besonnenen Theils der Bevölkerung bedeutend herabzusetzen.

Herr von Kater rieb sich darüber ganz vergnügt die Hände und in seinen geheimen Besprechungen mit reactionären Gesinnungsgenossen sagte er mit Bestimmtheit voraus, die Demokratie werde ganz zuverlässig an der Erbärmlichkeit ihrer eigenen Koryphäen zu Grunde gehen; er hatte eine feine Spürnase, um die Chronique scandaleuse der renommirtesten Demokraten auszuspioniren und wußte davon den besten Gebrauch zu machen.

Da war auch der schon genannte kleine hagere Volksredner Vater Karbe mit dem weißen Barte. Er hat unleugbar ein ehrwürdiges Ansehen. Die Menge hört seinem unklaren Geschwätz voll demokratischer Schlagwörter mit der Andacht zu, als wäre er ein Patriarch und dennoch ist er ein durchtriebener Schelm, ich mag

nicht weiter darüber nachsagen*); aber es ist eine Schande für die Demokratie, daß sie solche Subjecte als ihre Führer anerkennt.

Ferner sah man dort häufig einen Menschen von höchst räthselhafter Existenz, einen Herrn von R***, der sich für einen schleswig-dänischen Artillerie-Lieutenant ausgab. Herr von Kater wäre im Stande gewesen ihn zu entlarven; er zog es vor, ihn in sein Interesse zu ziehen und benutzte ihn als ein höchst brauchbares Werkzeug für seine reactionären Pläne.

Herr von Kater hatte Gelegenheit gehabt, ihn in der Familie eines reichen Kaufmanns kennen zu lernen, wo er sich trotz seiner Häßlichkeit bei den Damen des Hauses durch eine ungemeine Liebenswürdigkeit im Benehmen und ein geistreiches und gemüthliches Wesen so insinuirt hatte, daß man die Familie um diesen Umgang beneidete. Er schien der sehr hübschen und gebildeten Tochter vom Hause mit unverkennbaren ernsthaf-

---

*) Es ist gerade kein Geheimniß, denn neuerlich hat es eine öffentliche Gerichtssitzung ans Licht gezogen. Am **30.** Mai **1849** wurde laut Spenerscher Zeitung, Nr. 125. zweite Beilage, der Conditor Karbe durch Geschwornengericht als schuldig des Aufruhrs bei dem Zeughaussturme zu zwei Jahr Festungsstrafe verurtheilt, nachdem er schon früher dreimal verurtheilt war 1) wegen Betrugs, 2) wegen eines schweren Verbrechens gegen die Sittlichkeit und 3) wegen Ausstellung eines falschen Attestes. D. V.

ten Ansichten den Hof zu machen und wußte über seine Vermögens- und Familienverhältnisse, die nur jetzt durch den dänischen Krieg gedrückt seien, eine so günstige Meinung zu verbreiten, daß die Familie seinen Absichten nicht ganz abgeneigt war. Er trug einen goldenen Ring und erzählte dabei die Geschichte seines Unglücks, daß ihm eine theuere Braut am Tage der Hochzeit durch plötzlichen Tod entrissen sei, so rührend, daß er damit die jungen Damen bis zu Thränen bewegte. Da aber sollte eine seltsame Enttäuschung erfolgen. Eines Tages trafen zufällig zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, bei dem erwähnten Kaufmanne zusammen. Beide in gleicher Absicht, sie wollten sich nämlich nach den Verhältnissen eines Herrn von R*** erkundigen, der sich nicht selten berühmt habe, in der Familie des Herrn vom Hause sehr bekannt zu sein.

„Er bewohnt in meinem Hause auf der Markgrafenstraße zwei elegante Zimmer," sprach die Aeltere.

„Entschuldigen Sie, Madame," entgegnete die Jüngere, „in meinem Hause, in der Mohrenstraße, wohnt er sehr bescheiden Chambre garni."

„Der und bescheiden, er giebt jeden Abend Gesellschaft."

„Im Gegentheil, er schließt sich jeden Abend ein, oder ist nicht zu Hause."

„Das Letztere ist möglich, denn indeß lebt er in

der Markgrafenstraße sehr luxuriös, der Champagner fließt nur so; was mir aber nicht gefällt, ist, daß die Leute, die zu ihm kommen, von höchst verdächtigem Aussehen sind, langbärtige Berliner Demokraten, Polen und Franzosen, und Gold haben sie wie Heu."

„Ihm aber scheint es knapp zu gehen," sprach die Jüngere, „seine Kleidung ist fadenscheinig, er hat nur ein Hemd, das ich jeden Sonnabend waschen lassen muß; und wären nicht Verhältnisse vorhanden . . . .

„Uebrigens mag man von ihm denken, was man will, das wenigstens muß man ihm lassen, daß er sehr gutmüthig ist. Er hat Freudenthränen geweint, als er mir einen Brief von seiner Frau aus Kopenhagen vorlas, die ihn mit einem dritten Töchterlein beschenkt habe."

„Der — verheirathet! erlauben Sie, er ist mit mir verlobt," sprach die junge Wittwe.

„Entschuldigen Sie," mit diesen Worten erhob sich ein junger Kaufmann, der bisher als schweigsamer Zuhörer am Fenster gesessen hatte, „er ist mit meiner Schwester in Potsdam verlobt."

„Und," fügte ein Dritter hinzu, „ich habe heute mit Bestimmtheit erfahren, daß dieser Glücksritter in einer kleinen Stadt in der Mark auch noch eine zweite Frau und Kinder sitzen hat."

„Dann sind wir Alle betrogen," sprachen Mehrere.

„Und zwar nebenbei um nicht geringe Geldsummen, die er darlehnsweise zu erschwindeln wußte," fügte der ältere Kaufmann hinzu und Alle bestätigten dieses, indem sie namhafte Summen nannten, um die sie betrogen waren.

„Was will man mehr?" sprach der jüngere Kaufmann mit Ironie, „der gute Mann macht Geschäfte im Heirathen und Verloben."

„Auch mit der Demokratie," fügte der ältere Kaufmann hinzu, „denn er ist Agent der französischen und polnischen Propaganda und dient derselben, indem er Gelder empfängt, womit der Pöbel aufgewiegelt werden soll. Daß er dafür seinen Theil für sich behält, läßt sich denken; aber auch viele seiner Genossen, die schon dem Schuldgefängniß verfallen waren, leben jetzt herrlich und in Fülle von den Geldern, welche französische und polnische Emissäre so freigebig vertheilten."

„Derselbe Demokrat," äußerte Baron von Kater, als er einigen Freunden aus dem Preußenclub diese Mittheilung machte, „ist aber auch ein sehr thätiger Agent und Spion unserer wohlgesinnten Partei; sowie wir in Fräulein von Hackbret einen unschätzbaren Juwel für die Förderung unserer Zwecke besitzen."

„Ich habe mit ihr Verabredungen getroffen," schloß er, „um einen der bis jetzt noch einflußreichsten Demokraten, den Dr. Ajax, der sich als Herausgeber seiner

Dampfzeitung, als früher mit Festungshaft bestrafter Radicaler, als Verfasser riesengroßer aufregender Placate und als Volksredner unter den Zelten und bei der einsamen Pappel einen Namen gemacht hat, ganz entschieden für unsere Partei zu gewinnen. So behalten wir die Demokratie in der Hand und stacheln sie auf zu Excessen, wozu der Pöbel und dessen verrufenste Führer ohnehin immer geneigt sind; machen sie dadurch bei der Bourgeoisie verhaßt und zwingen die Regierung endlich mit Militärmacht und Belagerungszuständen einzuschreiten und der Sieg der Reaction wird nicht fehlen."

Mit allgemeiner Acclamation wurden im Ausschuß des Preußenvereins diese Vorschläge aufgenommen und danach der weitere Operationsplan verabredet.

Solche Besprechungen geschahen ebenfalls im Hause des Fräulein von Hackbret, in einem engern Kreise von Vertrauten und Eingeweihten. Diese aber waren meistens märkische und pommersche adlige Gutsbesitzer, mehrere derselben mit der Kammerherrnwürde bekleidet. Es waren Männer, die in der Nationalversammlung mit der äußersten Rechten stimmten. Die hervorragendste Persönlichkeit war der alte Graf von Padden=Triton. Auch sein Sohn, der Rittmeister, war in diesen Abendzirkeln der genannten Dame eingeführt. Dort galt nur das Schlagwort, den König zu retten aus den Schlingen

der Demokratie und die gute alte Zeit des steuerfreien gutsherrlichen Ritterthums wieder herzustellen.

. . . .

Zu einem dieser Abendzirkel war von Frau von Hackbret der rothbärtige Demokrat Dr. Ajax eingeladen worden.

Herr Ajax trat in die hochadlige Versammlung, nach Möglichkeit feingekleidet, im schwarzen Frack, schwarzen Beinkleidern, weißer Weste und weißem Halstuch. Daß es diesem für einen Volksmann ungewohntem Costüm an jener Propreté und Eleganz fehlte, welche eine distinguirte Salontoilette eines echten Edelmannes erfordert, lag nicht an ihm, sondern in den demokratischen Gewohnheiten, die eine gewisse cynische Nachlässigkeit und Unordnung der Kleidung für volksthümlich hält. So waren die Leibwäsche malpropre, die Tuchnadel unecht, der runde Hut mit der schwarzrothgoldenen deutschen Kokarde von veralteter Form und abgeschabt, der Frack ungebürstet, fadenscheinig und unmodern, die Beinkleider unten ausgefranzt, die Handschuh unsauber und besonders die Stiefel mit doppelten Sohlen von starkem Rindsleder gemacht, mit gebrochenem und geflicktem Oberleder und mehr geschmiert als blank gewichst.

Aber diese schäbige Aeußerlichkeit wurde mehr als genügend aufgewogen durch ein stolzes Selbstbewußtsein,

womit der berühmte Demokrat in diese adlige Gesellschaft trat. Er suchte sich in Wort und Haltung das Ansehen zu geben, als ob er sich herablasse, mit dem modernen Junkerthum, über welches er sich so hoch erhaben dünkte, einmal ausnahmsweise zu verkehren und dennoch, so seltsam ist die menschliche Natur, fühlte er sich nicht wenig durch diese Einladung und durch die ungemeine Höflichkeit, womit man ihm entgegenkam, geschmeichelt. Seine Eitelkeit nannte dieses eine Demüthigung der Aristokratie vor der Macht der Volkssouveränetät, die er selbst hier zu vertreten sich berufen fühlte.

Die gegenseitige Vorstellung des Herrn Dr. Ajax und der adligen Herren war in herkömmlicher Form durch Herrn von Kater geschehen. Die Gesellschaft saß um den runden Theetisch geordnet. Die Tagesneuigkeiten waren besprochen. Man machte von mehrern Seiten Herrn Dr. Ajax Complimente über seine Riesenplacate, worin er so manche Wahrheit dem Volke gesagt habe.

„Allerdings," entgegnete er mit Selbstgefühl, „das ist mein Beruf, die unverständige Menge über ihre eigenen, wahren Interessen aufzuklären. Ich habe gesagt, daß es nicht eher besser werde in der Welt, als bis das Volk seine eigene Erbärmlichkeit erkennt und handelt, anstatt zu räsonniren."

„Diese Offenheit macht Ihnen Ehre, mein werther Herr Doctor. Das Volk muß in seinem eigenen Interesse noch von vielen Vorurtheilen befreit werden. Dahin gehört vor Allem das stets rege gehaltene Mißtrauen gegen eine Reaction, die eigentlich nirgend existirt, als in den Köpfen der Demokraten."

„Erlauben Sie, Herr Baron, der Preußenverein, der Verein: „„Mit Gott für König und Vaterland,"" die Camarilla und die äußerste Rechte in der Nationalversammlung machen gar kein Hehl aus ihren reactionären Tendenzen; und ich bekenne offen, daß ich glaube, mich hier mitten in einem Kreise der entschiedensten Reaction zu befinden."

„Das kann ich nicht zugestehen. Man kann unmöglich den Adel, der in sich den Kern aller socialen Bildung trägt, für so bornirt halten, daß er sich durch Prätensionen, welche ihre Zeit überlebt haben, noch lächerlich mache. Wir wissen recht gut, daß der Geist einer neuen Zeit, so sagt unser König, über die Völker gekommen, und unterwerfen uns um so freudiger dieser Bewegung, als unser Herr dieselbe anerkannt hat. Wir sind zwar nicht Demokraten, aber patriotisch constitutionell gesonnen. Der Unterschied zwischen beiden Richtungen liegt nur darin, daß beide dasselbe wollen: die Freiheit der Völker unter den Formen einer constitutionellen Monarchie; jene aber auf dem Wege der

Anarchie, diese auf dem Wege gesetzlicher Entwickelung. Deshalb, mein Herr, läge eine Einigung im Interesse beider Parteien, und dafür zu wirken würde Niemand geneigter sein, als Sie, mein Herr Doctor. Schließen Sie sich unseren Bestrebungen an, ohne mit der Demokratie zu brechen; so wird der Erfolg, den wir beiderseits wünschen, ein um so sicherer sein."

Dr. Ajax ließ sich überzeugen. Man setzte die Punkte einer Vereinbarung fest, die den Dr. Ajax, ohne daß er es ahnte, zum fast willenlosen Werkzeuge der Reaction machten.

Unter vier Augen sagte ihm Herr von Kater: „Es gehört zu den Ungerechtigkeiten des Geschicks, daß die braven Demokraten mit Glücksgütern nicht bedeutend gesegnet sind. Es kann daher die constitutionelle Partei von den ihr verliehenen Glücksgütern keinen bessern Gebrauch machen, als würdige Demokraten, die vorurtheilsfrei genug sind, dem unverständigen Volke die Wahrheit zu sagen, mit Geldsummen zu unterstützen. Betrachten Sie daher meine Chatoulle als die Ihrige."

Das entschied und Dr. Ajax war damit ein heimlicher Reactionär geworden. Um zu beweisen, in welchem Grade, müssen wir eine Scene des damaligen öffentlichen Lebens schildern.

Siebentes Buch.

Katzenmusiken. Bürgerwehr. — Demokratische Musterreden. — Tumult vor dem Ministerhotel. — Der Placatenheld Herr Ajax. — Nationalversammlung.

„Nicht die Demokratie, sondern die Demokraten haben sich lächerlich gemacht; denn es fehlt ihnen Alles, um eine großartige politische Rolle zu spielen: Ansehen, Geist, Intelligenz, Begeisterung; Muth, wenn man nicht an den meisten Orten, wo sie auftraten, ihre großartigen Rodomontaden dafür nehmen will."

Spener'sche Zeitung.

Das war damals eine bewegte Zeit in Berlin.

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht",

hätte jeder Leporello in der Bürgerwehr singen können.

Da gab es jeden Abend Katzenmusiken, die meistens von den demokratischen Volksversammlungen förmlich beschlossen waren; eine heillose Lust für Bummler und Straßenjungen! Da wurde an jedem Abend, oft in der Nacht, die Bürgerwehr mit Trommeln und Hörnerklang zusammenberufen; nur unwillig, zögernd folgte man diesen ewigen Plackereien. Man sah eine Com=

pagnie aufmarschiren; Leute von allem Caliber der Körperformen, von der verschiedensten Kleidung, doch mit der Bataillons- und Compagnienummer am Hute; aber von solcher Compagnie folgten der rasselnden Trommel oft nur drei Bürgerwehroffiziere, mit gezogenem Säbel und fünf Mann Gemeine, die sich mit dem Kuhfuß auf der Schulter, so nannten sie die Muskete mit dem Bajonnet, plagten. Andere dieser tapfern Bürgerwehrsoldaten fuhren wohlgerüstet in Droschken nach den Sammelplätzen, oder ließen sich von ihren Hausknechten das Gewehr nachtragen.

Gegen Abend, besonders an den Mittwochen und Sonnabenden strömte eine unermeßliche Volksmenge zum Brandenburger Thore, wo auf der Höhe des Portals die preußische Victoria von ihrem Siegeswagen mit dem ehernen Vorgespann höhnend auf die bethörte Volksmenge niederblickte, hinaus nach den Zelten, diesen vielbesuchten Gartenrestaurationen im Thiergarten, um dort öffentliche Berathungen zu halten, die dem Gemeinwohl wahrlich nicht zum Heil gereichten.

Unzählige demokratische Clubs, deren Hauptparagraph in der Regel feststellt: „der Club nennt sich ein Kind der Revolution, und sieht als die einzige haltbare Verfassung die demokratische, sociale Republik an,“ übten ihren fortwährenden aufregenden Einfluß auf die bewegte Volksmenge.

Sehen wir jetzt den Grafen Banco an. Es war ihm gelungen, als Deputirter zur Nationalversammlung gewählt zu werden. Dort auf der äußersten Linken sprach er für die Abschaffung des Adels, weil er selbst gewissermaßen aus dem Adelstande ausgestoßen war, für die unentgeltliche Aufhebung des Jagdrechts und aller gutsherrlichen Vorrechte, als der Steuerfreiheit, der Patrimonialgerichtsbarkeit, des privilegirten Gerichtsstandes, der Lasten, Leistungen und Abgaben der Bauern an die Gutsherrschaft, aus dem einfachen Grunde, weil er selbst nicht mehr Gutsherr war und er das Recht, nach Willkür zu herrschen und Bauern zu schinden und auszusaugen, das er früher zum eigenen Vortheil so reichlich geübt hatte, Andern nicht gönnte. Doch wußte er in der Kammer und in den Volksversammlungen, alle solche Forderungen mit demokratischen Phrasen glänzend auszustatten.

Er spottete und schimpfte gegen den Adel.

„Da steht wohl geschrieben," sprach er hohnlächelnd unter dem donnernden Beifall seiner demokratischen Zuhörer, „daß unser Herrgott aus Lehm einen bürgerlichen Michel Adam gemacht hat; aber daß außerdem noch ein absonderlicher Herr von Adam aus Porzellanerde geknetet worden sei, davon steht kein Wort im alten Testament!" Dann nannte er den Adel: „Unkraut, Possenspiel, Feudalschlamm, Krebsschäden des Gemein-

wohls, Speichellecker der Fürsten, Blutsauger des Volks, mittelalterliche Schnapphähne" u. s. w. Keine Rede hielt er, worin er nicht der Camarilla erwähnte; er nannte sie mit Pathos: „die Verschwörung, worin das Gift des Volkstodes gekocht wird". Die Orden nannte er „Schellen an der reactionären Narrenkappe"; ein decorirter General war ihm ein Schlittenpferd der Reaction. In der Nationalversammlung verglich er die Orden mit den bunten Knochen, welche die Botocuden in der Nase tragen, und nannte sie „ein Spielwerk für Höflinge und Bediente".

Dieser Mann war einer der Hauptvolksredner unter den Zelten, wie bei Straßenversammlungen. Wollten ihn, wenn er es zu arg trieb, die Constabler verhaften, so ergriff er einen andern ebenso eifrigen Gesinnungsgenossen, als einen d'Ester, Nees von Esenbeck, Jacobi, Jung, Kirchmann, Rodbertus, Stein, Temme, Unruh, Waldeck, oder irgend ein anderes Mitglied von der äußersten Linken, deren immer einige bei den Aufläufen vor Kranzler's Conditorei unter den Linden zu sehen waren, am Arm und sprach: „Wir sind Deputirte der Nationalversammlung, und als solche ungreifbar von den Schergen der Gewalt."

Wenn auch aristokratische Gewohnheiten ihn noch nicht ganz losmachen konnten von einer gewissen undemokratischen Eleganz und Nettigkeit der Kleidung, und selbst sein

Haar und Bart ziemlich geordnet erschien, so pflegte er doch in der Regel irgend einen andern Volksmann vom brennendsten Roth der politischen Farbe am Arm zu führen, dem er Stoff zum Reden zuflüsterte, wo er selbst nicht für angemessen hielt, seine Stellung als Deputirter der Nationalversammlung geradezu durch öffentliche Volksaufwiegelung blos zu stellen.

Einer der exaltirtesten Gehülfen dieser Art war unser Fritz Ohnesorge, der sich indeß nach einem Wiener Muster auch äußerlich in das vollkommenste Bild eines demokratischen Wühlers und rothen Republikaners umgewandelt hatte.

Die Wolken des Hauptthaars und den freilich dünnen, aber langen Bart durfte keine Scheere und kein Kamm berühren. Das einzige Hemd, das er besaß, machte ebensowenig als Gesicht und Hände Bekanntschaft mit Wasser und Seife; den freien Nacken durfte kein beengendes Halstuch umhüllen, nur ein rothes Band war nachlässig darum geschlungen; das Hemd stand offen auf der Brust; der Hosenträger war als der Freiheit der Bewegung hinderlich abgeschafft und eine Schnur mit Troddeln befestigte die weiten roth und schwarz carrirten Hosen um die Hüfte. Ein breiter Ledergurt umschloß die grüne Blouse, und da sich Fritz in das Register der Freischärler, die nach Schleswig-Holstein ziehen wollten, eingeschrieben hatte, so trug er den

grauen Calabreserhut von grobem Filz, mit der deutschen Kokarde und der hinten überhängenden rothen Hahnenfeder. Im Studentencorps der Bürgerwehr als Offizier angestellt, führte er nicht selten einen riesig großen Schleppsäbel, womit er stolz und lärmend über die Straße rasselte.

Fritz Ohnesorge würde eine imposante Figur gemacht haben, hätte nicht die Natur und seine Jugend ihm ein schmächtiges Ansehen und einen dünnen Bart gegeben. Dagegen hatte er eine volltönende Stimme, wodurch Volksredner oft, wenn sie den tollsten Unsinn reden, die Menge hinreißen.

Heute aber galt es, den Beschluß aller Clubs und Volksversammlungen auszuführen, durch eine großartige Demonstration das Ministerium Camphausen zu zwingen, entweder abzutreten oder die Berufung des Prinzen von Preußen zurückzunehmen.

In einer der vorberathenden Volksversammlungen hatte Fritz Ohnesorge an Graf Banco's Seite das Wort erbeten und erhalten. Er bestieg die aus einigen Tischen improvisirte Tribune und hielt gegen das Ministerium Camphausen im Wesentlichen folgende Musterrede, die wir ungemildert wiedergeben, weil sie die Gesinnungen der Umsturzpartei mit großer Naivetät an den Tag legt.

„Freunde, Brüder, freie Bürger!“

begann er

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst der freisinnigste, populärste, gefeiertste Volksmann mit dem Portefeuille reactionäre Grundsätze annimmt; deshalb muß jeder echte Demokrat einen Minister schon von vornherein als seinen, d. h. als Volksfeind ansehen.

„Jeder Schritt, jede Thätigkeitsäußerung, jedes Wort eines Ministers muß Gegenstand des Angriffs sein. Thut und spricht er hingegen nichts, so ist er nicht mehr zu schonen. Man sagt alsdann: „„es sei ein Ministerium der Unthätigkeit, des Schweigens, stumm und taub für Volkswünsche.““

„Es ist einleuchtend,“ fuhr er fort, „daß jeder Schritt der Regierung zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Gesetzes reactionärer Tendenz ist und angefeindet werden muß. Handelt ein Minister den Wünschen der Demokraten entsprechend, gut, so wollen wir das anerkennen, müssen aber dann immer hinzufügen, daß ein solcher Schritt vom reactionären Ministerium wider Willen geschehen und vom souveränen Volke ihm abgetrotzt sei. Das Volk sei daher stets auf seiner Hut und traue niemals einem Regierungsmanne. Der Pferdefuß steckt unter dem Deckmantel eines demokratischen Ministers. Er buhlt nur um die Gunst des Volks, um es desto sicherer zu verrathen.“

„Was soll ich mehr sagen, um selbst unser aus dem Volke hervorgegangenes Ministerium Camphausen näher

zu bezeichnen? Was sind die Minister mehr, als die „„unterthänigsten Stiefelknechte der Fürsten““, die „„Speichellecker““, „„Krebsschäden des Gemeinwohls““, „„Blutsauger““, „„Rückwärtsler““, „„Würgengel der Freiheit““ „„Laternenpfahlzierden““, „„spitzfindige Diplomaten““, „„Freiheitsmeuchelmörder““, „„Prügeljungen der Fürsten““, „„Hofintriguanten““, „„Achselträger““, „„diplomatische Schleicher““, „„gleißnerische Zungendrescher““ und „„feile Creaturen““?

Ein donnerndes Bravo belohnte den radicalen Volksredner für diesen ultrademokratischen Unsinn, und mit erhöhter Stimme fuhr er fort:

„Unser Geschick, meine Freunde, konnte in keinen schlechteren und unsauberern Händen sein. Es ist um so mehr gefährdet, je mehr das heutige Ministerium den Schein der Volksthümlichkeit annimmt. Börne, dieser große, unsterbliche Radicale, sagt:

„„Der schrecklichste Despotismus ist nicht der gefährlichste. Das gefährlichste Gift ist Aqua toffana, ohne Geruch und Geschmack. Die Katzendespotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt und man traut ihr; die Löwendespotie ist es nicht, denn sie droht und man kann sich wehren, oder ihr ausweichen.““

„So auch,“ fuhr er fort, „wo der Absolutismus, die Reaction offen und ehrlich auftritt, kann man rüstig kämpfen und unterliegt wenigstens nicht unbewußt; haben

wir es aber mit einem so verkappten Feinde zu thun, als das Ministerium Camphausen, einem Conglomerat von Herrschsucht, Rancune, Niedertracht und Achselträgerei, angethan mit einem Aufputz liberaler Phrasen, unterstützt von einer Schaar eigennütziger Bourgeois, feiler Stellenjäger und eingerosteter Bureaukraten, dann Freunde, gilt es auf der Hut zu sein, und sich nicht durch gleißnerische Schönrederei, durch ihre volksfreundliche Maske blenden zu lassen. Zerreißen wir die kaum sichtbaren, aber um so festern Bande, mit denen ihre arglistige Politik uns umgarnt hat, und zeigen wir Europa, daß ein, seiner Majestät sich bewußtes Volk nicht ungestraft mit sich spielen läßt! Nieder mit dem sogenannten freisinnigen Ministerium, welches das souveräne Volk durch die Zurückberufungsordre eines Prinzen betrogen hat, den die Reaction ganz entschieden als ihre stärkste Stütze betrachten würde! Nieder also mit Camphausen und seinen Genossen!"

„Nieder, nieder!" donnerte die Menge und die Riesendemonstration, ein großartiger Zug vor das Ministerhotel, wo das Volk in drohender Haltung der Antwort auf die Petition gegen die Zurückberufung des Prinzen harren sollte, wurde beschlossen.

Der geheime Zweck der demokratischen Leiter desselben war allerdings wieder die Minister aufzuheben, und der abermalige Versuch einer provisorischen Regie=

rung schimmerte im Hintergrunde dieses Projects. Man schob das Mißlingen einer frühern Riesenpetition hauptsächlich darauf, daß der geheime Plan zu viel Mitwisser gehabt habe. Jetzt wollte man vorsichtiger sein. Man ließ den Plan mehr im Stillen, im engsten Vertrauen unter nur wenigen Mitwissern reifen. Nur die vertrautesten Ultrademokraten gestanden einander, daß bei dem Umsturz des preußischen Thrones, worauf hingearbeitet werde, auch der Nachfolger als ein „unmöglich Gemachter" nicht mehr im Wege stehen dürfe. Daher war planmäßig jeder Sturm der demokratischen Presse gegen die Heimkehr dieses Prinzen aufgeregt, und von dem satanischen Wahn, den man im Volke gegen den Prinzen genährt hatte, gab jene öffentliche Erklärung Derschau's ein redendes Beispiel, der mit eigenem Ohre Aeußerungen von Mordgedanken gegen das Leben des Prinzen von Preußen gehört haben wollte.

Unter den Zelten im Thiergarten war der Sammelplatz der zahllosen Volksmenge, die sich bei dieser Demonstration betheiligen wollte. Die Aufforderung zur Betheiligung am Zuge lautete sogar „bewaffnet" zu erscheinen; wogegen jedoch sofort von Seiten der Behörden Einspruch erfolgte.

So bewegte sich denn am 15. Mai gegen Abend eine ansehnliche Menschenmasse aus dem Thiergarten nach dem Hotel des Ministers in der Wilhelmsstraße.

An der Spitze des Zuges sah man die bekanntesten Volksführer. Den Zug des Handwerkervereins leitete der demokratische Goldarbeiter Birky. Auch der Dr. Ajax, der große Placatenheld, paradirte als Demagoge par excellence mit voran.

Und doch war es dieser große Volksmann, welcher die geheimen Absichten der zum Sturz des Ministeriums enger Verbündeteu vereitelte. Er war es, der die vor dem Ministerhotel harrende Menge durch eine donnernde Rede bewog, sich zu einer neuen Berathung nach den Zelten zurückzuziehen, als die von der Audienz bei den Ministern zurückkehrende Deputation der unten harrenden Volksmenge mitgetheilt hatte, das Ministerium müsse erst über die Petition berathen; am folgenden Tage solle Bescheid erfolgen.

Da war allerdings die Volksmenge unruhig geworden. Graf Banco sprach gegen die Umstehenden: „Man müsse die Volksversammlung in Permanenz erklären und nicht von der Stelle gehen, bis erreicht sei, was der souveräne Volkswille wolle.“

Fritz Ohnesorge rief: „Es sei ein Hohn gegen das souveräne Volk, sein Verlangen nicht sofort zu erfüllen.“

„Nieder mit den Ministern!“ riefen schon mehrere Stimmen, „stürmt das Hotel!“ schrien Andere. Da nahm der große Held der Placate, Dr. Ajax, das Wort und sprach mit seiner imposanten, weithin tönenden

Stimme Worte der Beruhigung und Versöhnung. Das Volk möge sich nach den Zelten zurückziehen und in einer neuen Volksversammlung berathen, was nun zu thun sei.

Das geschah. Es verlautete auch, daß der Minister Graf Schwerin der Deputation recht derb, in constitutioneller Weise den Text gelesen habe. Die unten versammelte Menge, und wenn es Hunderttausende wären, sei noch lange nicht das ganze Volk. Die constitutionellen Vertreter von 16 Millionen wären weder im Thiergarten, noch auf den Straßen Berlins zu finden, sondern allein die vom Volke erwählten Abgeordneten, welche in der Singacademie tagten. Das Ministerium habe daher weder das Recht, noch die Verpflichtung, solchen Petitionen eines Berliner Volkstheils zu genügen, ohne Zustimmung der Nationalversammlung.

Dieses allerdings vernünftige Räsonnement machte Dr. Ajax geltend und erreichte damit, daß die Volksversammlung ohne öffentliche Ruhestörung auseinander ging.

Aber die Demokraten waren wüthend über diesen verfehlten Erfolg. Sie beschlossen nun in ihren Clubs einen großen Putsch für den Tag vorzubereiten, an welchem der Prinz von Preußen zurückkehren werde. Der politische Heldenspieler Dr. Ajax wurde in ihren Augen durch Wort und Schrift förmlich geächtet. Er

galt für einen Abtrünnigen und Reactionär. Als solcher wurde er von mehreren Volksversammlungen ausgewiesen und wenn er die Rednerbühne betrat, durch Zischen und Hohngelächter herunter getrieben. Aber Held Ajax hatte eine eiserne Stirn. Nichts erschütterte seinen Muth. Unter den Cyclopen der Borsig'schen und Eggel'schen Maschinenfabriken, sowie der Königl. Eisengießerei hatte er immer noch seinen Anhang.

Herr von Kater rieb sich vergnügt die Hände und jubelte darüber, daß Uneinigkeit im Lager der Demokraten ausgebrochen sei. Graf Padden äußerte die Besorgniß, dieser Placatenheld sei nun geschlagen, und werde damit allen seinen bisherigen Einfluß auf seine Partei verloren haben. Indeß bald zeigte sich das Gegentheil. Herr Ajax fuhr fort mit den kräftigsten Worten in Riesenplacaten dem dummen Volke recht derb die Wahrheit zu sagen. Hunderte von Bummlern lasen das an den Straßenecken und sagten: „Na, die Andern, die kriegen's recht faustdick, das kann nicht schaden!“ und Keiner fühlte sich selbst getroffen. Endlich wollte Herr Ajax seine Publicität im Sturmschritt wieder erobern. In einem Placat, das eine halbe Wand bedeckte und mit sechs Zoll langen Buchstaben die Ueberschrift enthielt: „Meine Ideen!“ erklärte er die sociale Republik für die vernünftigste, ja die einzig vernünftige Staatsform. Nach den schwindelnden communistischen

und socialistischen Theorien Blanc's und Anderer waren die vertheidigten Sätze dieses Programms etwa folgende: „1) Eigenthum ist Diebstahl; also ist es kein Diebstahl, sich fremdes Eigenthum anzueignen. 2) Alle Gesetze, jede Obrigkeit und Gerichtsbarkeit sind abgeschafft, denn der freie Mensch braucht sich fremder Willkür nicht zu unterwerfen. 3) Nur in freien Vereinen findet kraft des Rechts des Stärkeren auf dem Wege der Association die Möglichkeit statt, sich gegenseits Schutz zu gewähren. Wer einem solchen Verein nicht beitritt, lebt als Wilder in der Gesellschaft, und Jeder kann, ohne bestraft zu werden, ihn ermorden oder berauben. 4) Religion ist abgeschafft; daher auch jede Eidesleistung von Personen, die an keinen Gott glauben. 5) Geld ist abgeschafft; denn nur Tausch ist der naturwüchsige Verkehrsweg. 6) Die Familie ist abgeschafft. Die Frauen und Mädchen sind Nationaleigenthum; da die Gewißheit der Vaterschaft aufhört, so werden die Kinder auf Kosten des Staats erzogen. Mütter vieler Kinder erhalten Prämien. 7) Das Recht der Arbeit wird gewährleistet. Der Staat errichtet große Nationalwerkstätten, in welchen Niemand gezwungen wird zu arbeiten, gleichwohl seinen Lohn möglichst hoch empfängt. Der Unterschied der Kleidung der Geschlechter hört auf. Die Nationalfarbe ist die des Bluts, also roth. Von dieser Farbe tragen beide Geschlechter Blou-

sen, Beinkleider, phrygische Freiheitsmützen und Schuhe. 8) Die Soldateska wird aufgehoben. Männer und Frauen von 18 bis 60 Jahren sind wehrpflichtig. Sie werden auf Kosten des Staats bewaffnet und bilden das Volksheer. Niemand aber kann gezwungen werden, sich in den Waffen zu üben oder irgendwie einer Disciplin zu unterwerfen. Das Volksheer wählt seine Führer, doch bleibt es jedem Volkswehrmann freigestellt, seinen Befehlen zu gehorchen oder nicht. 9) Alle directen und indirecten Abgaben und Lasten sind für ewige Zeiten aufgehoben und abgeschafft. Es ist daher eine der wichtigsten Aufgaben des Finanzministeriums, in Gemeinschaft mit der Volksvertretung festzustellen, woher der Staat die Mittel nehmen soll, um allen Anforderungen, die von allen Seiten an denselben gemacht werden, zu genügen. Staatsanleihen und Papiergeld, Confiscation des Vermögens der Reichen, Raub und Plünderung von Staatswegen, das sind die ersten Mittel für solche patriotische Zwecke. Als letztes Mittel wird eine allgemeine Auswanderung nach Californien vorgeschlagen; denn dort wird das rothe Gold wie Sand am Meere gefunden — auch eine schöne Gegend."

Dieses Placat machte eine ungeheure Wirkung. Natürlich lachten alle Vernünftigen darüber; aber es gab immer noch Phantasten genug, die für diese große Idee schwärmten.

Als General von Aschoff sein Amt niederlegte, bewarb sich Dr. Ajax um die Stelle eines Bürgerwehrgenerals; aber er fiel durch. Später hatte er einmal in seiner Dampfzeitung die Behauptung aufgestellt: er habe sichere Beweise in den Händen von der Existenz einer reactionären Verschwörung. Aufgefordert von der Polizei, sich darüber näher zu erklären, gestand er zu, daß, was er behauptet habe, nur als Gerücht ihm zu Ohren gekommen sei, und nur um diesem Gerücht mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, habe er seine Mittheilung als positive Behauptung formulirt. Dem Verlangen des Gerichts, die Wahrheit dieser seiner Erklärung zu beschwören, setzte er eine entschiedene Weigerung entgegen, weil er an keinen Gott glaube, daher ein Eidschwur gegen sein Gewissen laufen und ihn nicht verbinden würde, die Wahrheit zu sagen.

Das wurde bekannt durch eingesandte Artikel in der Voß'schen Zeitung und dennoch, so leichtsinnig ist die heutige Welt, wurde Herr Ajax dadurch als Atheist noch nicht für ehrlos erklärt.

Selbst die Bessern zuckten nur die Achseln. Sie konnten die Achtung für einen so großen Geist nicht verlieren, denn sie hatten noch nie eine Regung von Hochachtung für ihn gehegt.

Aus dem beschlossenen Putsch am Tage der Rückkehr

des Prinzen von Preußen wurde nichts, weil diese unerwartet erfolgte.

Daß der Prinz am 8. Juni nicht in bürgerlicher Kleidung als Abgeordneter für Wirrsitz, sondern in Generalsuniform mit dem Federhut in der Nationalversammlung seinen Sitz einnahm, daß derselbe eine andere Anrede hielt, als mit dem Ministerium berathen war, daß neben Zeichen der Bewillkommnung auch Aeußerungen des Mißfallens laut wurden, hielten Herr von Kater und seine Partei für einen Sieg der Reaction. „Denn," sagten sie, „es ist ohne Zweifel unter den Einflüssen der Camarilla und aus dem Selbstgefühl des Prinzen ein Auftreten hervorgegangen, welches der Revolution und der Demokratie auch nicht die mindeste Concession machte, und das Benehmen der Demokraten gegen den Prinzen wird ihn sicherlich genügend verstimmen, um den hohen Freund des Militärs und des Adels zum Mittelpunkt einer Gegenrevolution zu machen."

Es bedarf keiner Bemerkung, wie sehr sich die Reaction in diesen Voraussetzungen geirrt hatte.

. . . .

„Das ist eine Zeit der Bewegung, die jeden wahren Vaterlandsfreund mit Schmerz und Thränen erfüllt," sprach Graf Padden-Triton in einer Versammlung des Preußenvereins.

„Ein ganzes Volk von 16 Millionen hat Mann

für Mann nach endlosen Versammlungen und Prüfungen, unter den Einflüssen zahlloser Wahlumtriebe, wahrlich mit der redlichsten Absicht, die gescheidtesten und besten Männer als Vertreter des Volks zu wählen, an 400 Abgeordnete nach Berlin gesendet. Aber wie wurde das Volk in seinem Vertrauen getäuscht? Seit Monaten schon tagt diese Nationalversammlung in den Räumen der Singakademie und zwitschert wie die Singvögel, deren Gesang keinen Text hat.

„Die demokratische Linke gewann die Ueberhand. Anstatt in wenigen, aber klaren und kräftigen Zügen vorerst nur die Hauptgrundsätze einer neuen constitutionellen Verfassung zu geben und dann darauf weiter zu bauen, arbeitete man in den Ausschüssen mit deutscher Umständlichkeit und Gelehrsamkeit, aber unpraktischen Doctrinen. Man folgte mehr dem Hirngespinnst von hohlen Theorien und Ideen, als einer gediegenen Staatsweisheit und bestätigte damit Zacharias' Wort: „„Der Deutsche hat kein Geschick zur Gesetzgebung,““ ein Wort, das selbst unsere Gesetzrevisionscommissionen seit 30 Jahren schon zur Wahrheit gemacht haben.

„So ging die kostbare Zeit verloren; kostbar dem Volke in jeder Hinsicht, selbst auch im buchstäblichsten Sinne, denn jeder verlorene Tag kostet dem Staate über 1200 Thaler, ohne Gewinn für die Nation zu bringen. Convents- und Umsturzgelüste machen sich

breit. Persönliche Eitelkeiten drängen sich in den Vordergrund; man bestürmt die Tribune, um leere Phrasen auf die Versammlung herabzudonnern. Jeder hört am liebsten sich selbst und glaubt es seinen Wählern schuldig zu sein, wenigstens in den stenographischen Berichten als Redner zu glänzen. Man buhlt um das Zujauchzen des Pöbels auf den Straßen und steht in beständiger Verbindung mit der Straßendemokratie; man kokettirt mit Freiheit und Volkswohlfahrt und stellt sich unter den Terrorismus aufgewühlter Volksmassen und vernichtet durch unsinnige Beschlüsse jede Volkswohlfahrt.

„Zu solchen Beschlüssen gehörte unter andern", fuhr der Graf im Eifer fort, „am 8. Juni der Behrend'sche Antrag, die Versammlung wolle erklären, daß die Berliner Märzkämpfer sich um das Vaterland wohlverdient gemacht haben. Was will das mehr sagen, als die Revolution in Permanenz erklären und die Anarchie gesetzlich zu sanctioniren?"

„Wohin soll das führen in seinen Consequenzen? wohin sonst als zu einer rothen Republik? Ha, wahrlich, das Volk ist in seinen Vertretern furchtbar getäuscht worden, und die urtheilslose Menge, die sich durch einige Phrasen und communistische Schlagwörter der Demokraten, Radicalen und Demagogen so leicht verblenden läßt über seine wahren Interessen, jauchzte

diesen falschen Freunden, die seinen Wohlstand zerrütten, noch obenein Beifall zu.

„Das werden, wenn nicht bald Einhalt geschieht, die sauern Früchte einer Nationalversammlung sein, die von vornherein ihre Mission verkannt hatte und immer übermüthiger werdend, keine Ruhe und keinen Frieden, keine gesetzliche Ordnung und keine vernünftige Verfassung aufkommen läßt; die in wahnsinniger Verblendung gegen den Willen des gesunden Kerns des Volks Anarchie und Pöbelherrschaft fördert und damit die rothe Republik in Aussicht stellt."

„So ist es fast überall in den deutschen Nationalversammlungen," fuhr er fort, „in den Einzelstaaten, wie in Frankfurt in der Reichsversammlung, und es wird damit noch immer schlimmer werden. Die Herrschsucht, einmal geweckt, steigert sich zur Leidenschaft und diese verhöhnt jede gesunde Vernunft.

„Zacharias' Wort: „„Der Deutsche hat kein Geschick für die Gesetzgebung,"" welches die preußische Gesetzrevisionscommission bereits seit 33 Jahren zur Wahrheit gemacht hatte, bestätigt sich auch hier aufs Neue in großartigster Weise."

„Und was werden die Folgen davon sein? In den Provinzen Wühlereien und Aufstände, in Berlin Verarmung und Anarchie. Eine geordnete Regierung und besonnenes Fortschreiten zu gesetzlicher Feststellung der

sogenannten Errungenschaften, wird Unmöglichkeit werden bei dem ewigen Ministerwechsel, wozu jene verblendeten Volksvertreter so rastlos drängen. Aller Credit, aller Handel und Wandel liegen darnieder und werden noch tiefer sinken, wenn nicht bald ein Neptun mit seinem Dreizack dreinschlägt, um die tobenden Wellen zu ebenen.

Der Zustand in Berlin ist unerträglich geworden. Zahllose Miethwohnungen stehen leer. Miethen und Kapitalzinsen werden nicht mehr bezahlt; Bankerotte häufen sich in schreckbarer Weise. Ueberall geht der Wohlstand zu Grunde; die redlichsten Familienväter werden Bummler, Säufer und Spieler. Die politischen Versammlungen, selbst der Dienst der Bürgerwehr, wirken dahin, indem sie jede geordnete Thätigkeit stören, und am Ende selbst die Neigung dazu auslöschen; aller Frieden weicht aus dem damit zerrütteten Familienleben; die Kinder läßt man aufwachsen ohne Aufsicht; sie lernen nichts als Straßentumulte, Katzenmusiken, Fenstereinwerfen und Soldaten und Schutzmänner verhöhnen. Unsere Zeit erzieht eine Generation von Revolutionären für die Zukunft. Und das Alles geht nicht aus dem gesunden Kerne des wahren Volkslebens hervor, sondern aus der Aufregung der urtheilslosen Menge, durch Demokraten und Demagogen. Und was sind das für Leute, die sich zu

Volksführern und Volksverführern aufwerfen? — oft die schlechtesten Subjecte, die unter geordneten Zuständen nur der tiefsten Verachtung anheimfallen, die ihr Leben kaum anders als mit Schande und Verbrechen fristen konnten, die bei einer Revolution nur zu gewinnen, nichts zu verlieren haben.

Wir sehen da unter diesen Volksrednern, denen die Menge Beifall zujauchzt, relegirte Studenten, unfähige Literaten, fortgejagte Handlungsdiener, bankerotte Kaufleute, von der Festung entlassene Demagogen; cassirte Beamte, gaunerhafte Privatschreiber, sogar bestrafte Verbrecher der widerwärtigsten Art*), ohne die Unzahl von gemeinen liederlichen Subjecten zu rechnen, die jetzt mit großen vollwüchsigen Bärten, als demokratische Wühler ein verächtliches Schmarotzerleben führen.

Und auf solchen demokratischen Auswurf der civilisirten Welt wähnt das Volk seine Freiheitsbäume zu pflanzen, und die Volksvertreter von der äußersten Linken stützen sich auf solche jämmerliche Koryphäen der Umsturzpartei, von denen es nur noch in Frage steht, ob ihr Maul oder ihre Frechheit größer ist, ob sie ver-

---

*) Vater Karbe mit dem ehrwürdigen weißen Bart, einer der gefeiertsten Volksredner, der neuerlich wegen Theilnahme am Zeughaussturme verurtheilt wurde, wobei sich herausstellte, daß er ein schon öfter, zuletzt wegen der schändlichsten Unsittlichkeit schon dreimal bestrafter Verbrecher war.

ächtlicher oder lächerlicher sind; — mit einem Worte, ob man sie anspeien oder auslachen soll.

Wehe dem Staate, der solche faulende, stinkende Elemente in sich duldet. Mit Feuer und Schwert müssen sie von der Erde vertilgt werden. Sie sind der Krankheitsstoff im Staatsleben, der ausgetrieben werden muß mit dem Messer oder dem Glüheisen, wenn der Staatskörper gesunden soll.

Wenn wir verlangen, daß der Staat dieses Ungeziefer einer falschen Demokratie von sich abschüttle und zurückkehre zur gesetzlichen Ordnung, sind wir dann Reactionäre? — Ha, wahrlich! wenn Gesetz und Ordnung zu fordern reactionär ist, so können wir stolz darauf sein diesen Titel zu führen.

Im andern Sinne giebt es keine Reactionäre mehr; denn völlig zurückkehren zu den alten Privilegien, unter denen die bevorzugten Stände sich wohlbefanden, das ist bei den Bewegungen der Neuzeit zur Unmöglichkeit geworden.

Achtes Buch.

Mysterien im Hause des Fräulein von Hackbret. — Die Marquise und der Lieutenant von Taile. — Heirathsspeculation. — Zeughaussturm. — Demokratenunwesen.

„Mein Freund, wo Menschen sind, da sind auch Uebel.
Mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmerniß,
Und ach, gleich anfangs waren, laut der Bibel,
Schon ihrer Zwei zu viel für's Paradies."

Blumauer.

1.

Allmälig wurde Clara, durch die Güte ihrer Herrin, aus den Verhältnissen einer Dienerin in die einer Gesellschafterin versetzt. Ihr feines Gefühl und eine ungemeine Bildungsfähigkeit erleichterten eine Metamorphose, welche Frau von Hackbret noch durch freigebige Geschenke an einfach eleganten Kleidern und andern Toilettengegenständen unterstützte.

Gegen zwölf Uhr Morgens kam meistens Besuch. Dieser bestand theils aus ältern Herren, deren Haltung und Bildung, und nicht selten die glänzenden Equipagen, worin sie vorgefahren kamen, einen vornehmen Rang

in der Gesellschaft oder Reichthum bezeichneten, theils aus gebildeten jungen Damen, Frauen und Mädchen, die ebenfalls der höheren Gesellschaft angehörten; die Unterhaltung war meistens pikant und geistig belebt. Theater, Concerte, Militär und aristokratische chronique scandaleuse bildeten den Mittelpunkt einer höchst animirten Conversation. Der Ton war leicht, graziös und frei, fast zu frei, wenn man den Maßstab eines spießbürgerlichen Anstandes hier anlegen wollte. Mehr als einmal wurde dem sittenreinen jungen Mädchen aus dem Voigtlande eine fliegende Röthe über die Wangen gejagt. Und doch ging Alles so leicht und anmuthig vorüber, daß Niemand hätte behaupten können, daß er sich in schlechter Gesellschaft befinde.

Diese Morgenbesuche schienen überhaupt mehr den Zweck zu haben, Bekanntschaften, neue Verbindungen anzuknüpfen, als die Früchte derselben zu genießen. Als Clara darüber gegen Frau von Hackbret einige Bedenklichkeiten äußerte, sagte diese: „„Darin eben erkennst Du meine Humanität. In dieser Zeit der Abneigung gegen jede eheliche Verbindung, wo eine solche mehr als sociale Speculation, wie als Bedürfniß des Familienlebens betrachtet wird, gebe ich mein Haus zum Brennpunkt der Annäherung zwischen meistens älteren reichen Hagestolzen und heirathslustigen jungen Mädchen und Wittwen her, um die Eingehung christ=

licher Ehebündnisse zu fördern. Auch Dir, meine Clara, wird auf diesem Wege Dein Theil werden. Schon haben sich der hagere lederhäutige Geheimrath Leblos und der dicke Major von Pruski*) beide mit lebhaftem Interesse nach Dir erkundigt. Beide machen Dir mit großer Aufmerksamkeit den Hof und werden es an reichen Geschenken nicht fehlen lassen, wenn Du nur ihren Galanterien ein wenig freundlicher entgegen kommen wolltest."

„Niemals, nie!" rief Clara mit dem Ausdruck von Entrüstung, „ich bin ja, wie Sie wissen gnädige Frau, verlobt, und nur darüber unglücklich, daß alle Verbindung zwischen meinem Bräutigam und mir wie abgeschnitten ist."

„Muß auch abgeschnitten bleiben," entgegnete Frau von Hackbret, „welch ein Unsinn, eine Verplemperung mit einem Manne, der kaum in zehn Jahren im Stande sein wird eine Frau zu ernähren. Dann heißt es: Ade! Schönheit! — Ade Liebe! — und die unglückliche Ehe, in der beide Theile aus langer Weile sterben, ist von vornherein fertig."

„O mein Gott, sprach Clara, die gnädige Frau haben wohl noch nie eine Ahnung davon gehabt, was wahre Liebe ist und bedeutet?"

---

*) S. den Roman: „So war es."

Frau von Hackbret umging eine genügende Erklärung und sagte blos: „Das ist Alles Phantasterei, mein Engel; in der Welt, wie sie wirklich ist, gewährt die Liebe nur Reiz, wenn sie von kurzer Dauer ist. Nur der Wechsel des Gegenstandes giebt ihr noch ein gewisses pikantes Relief, sonst ist Liebe die allerlangweiligste Frau Base, die jemals am Strickstrumpfe eingeschlafen ist."

Das reine Gemüth des jungen Mädchens schauderte zusammen vor solcher leichtfertigen Bemerkung; doch hatte sie nichts entgegen zu setzen, als Frau von Hackbret fortfuhr: „Dir fehlt nur noch Bekanntschaft mit der großen Welt, wie sie wirklich ist. Du wirst daher von heute an meine gesellschaftlichen Soireen besuchen, die nicht Politik, sondern dem geselligen Vergnügen geweihet sind, und dann wirst Du bald anderes Sinnes werden."

„Das gebe Gott nicht!" seufzte Clara vor sich hin.

Am Abend kam ihr doch Manches sonderbar vor. Man sah dort Herren und Damen, die Clara zum Theil schon bei ihren Morgenbesuchen bemerkt hatte und viele Andere noch; aber die jungen Damen erschienen ohne Mütter, Tanten oder männliche Begleitung. Auch jüngere Herren mit blassen, oft verlebten Gesichtern und schwachen Bärten, fehlten nicht. Dennoch herrschte hier kein so recht heiteres Jugendleben.

Die auf Silber und kostbarem Porzellan servirte

Bewirthung bestand aus dünnem Thee mit Butterbrodschnittchen und etwas Backwerk. Dann wurde ein Getränk herumgereicht, das Cardinal genannt wurde. Es war aber ein etwas versüßter mit Wasser getaufter Rothwein, den man eher eine schwache süßliche Limonade hätte nennen sollen. Eine solche hungerleiderische Theewasserpartie hatte in Berlin nichts Auffallendes. Sie gehört dort zum guten Tone. Man muß sich daran gewöhnen in solchen Familien, die ein gutes Haus machen, d. h. an bestimmten Wochentagen ihre Soireen geben zum Empfang Derer, die einmal als Gast eingeführt sind.

In andern Familien, die solche Soireen geben, pflegt man sich wohl mit Tanz oder Gesang, Musik, Vorlesungen oder geistreicher Unterhaltung zu amusiren, während die älteren Herrschaften ein ehrbares Whist oder Boston spielen. Davon aber war hier keine Rede. Die Unterhaltung bestand in scherzhaften, nicht selten etwas leichtfertigen Gesprächen, die oft durch lautes Lachen gewürzt wurden, theils im geheimen Hazardspiel am grünen Tische in einem besondern Salon, der von der Reihe glänzender Gesellschaftszimmer durch eine Tapetenthüre abgeschlossen werden konnte und noch einen heimlichen Ausgang durch eine Hinterthür hatte, um, im Fall polizeilicher Ueberraschung entfliehen zu können.

Der Bankhalter war der den Lesern des Romans:

„So war es“ *) schon bekannte pensionirte Major, ein großer starker Mann mit zusammengewachsenem Schnurr- und Backenbart, der jedoch das Kinn und den untern Theil des Gesichts frei ließ. Dann ein runder eleganter Abbé, der intime Freund der emancipirten Madame Waston, die ebenfalls zugegen war. Ferner eine junge Amerikanerin, Wittwe eines amerikanischen Großhändlers, die den in Amerika nicht seltenen Generalstitel, von der Miliz, führte. Was aber mehr galt, war der Titel einer Marquise von Bellefleur, denn sie stammte von einer altadligen französischen Familie aus Neu-Orleans ab, deren Namen sie nach dem Tode ihres reichen, aber bürgerlichen Gemahls wieder angenommen hatte. In ihrer Begleitung befand sich stets ein junger Lieutenant von Taille, der als ihr Führer an allen öffentlichen Orten erschien. Man behauptete, der an Schulden reichlich gesegnete junge Baron speculire auf die Hand der jungen Creolin, welche für fabelhaft reich galt. Das Wahre an der Sache war indeß, daß Beide an eine ernstliche Verbindung nicht dachten. Die Marquise fand ihn hübsch genug, um ihm die Vorrechte eines Cicisbeo einzuräumen, aber weder so reich, noch so angesehen, um es für angemessen zu finden, sich mit einem simplen Herrn „Von“, der nur Seconde-

---

*) S. 105.

Lieutenant in einem Linienregiment war, zu vermählne. Sie hatte allerdings Heirathsprojecte in ihrem schönen intriguanten Köpfchen gebildet; allein diese stiegen höher. Auf ihren Wunsch hatte der Lieutenant von Taille seinen Freund, noch vom Cadettenhause her, den Grafen Arnold von Padden-Triton in den Soireen der Frau von Hackbret eingeführt, und die schöne Frau aus der Fremde spannte jetzt alle Segel der feinsten Kokettterie auf, um diesen reichen Erben großer Besitzungen und Sprößling einer alten und vornehmen Adelsfamilie zu capern.

Ihrem bisher begüngstigten Anbeter war die Anwartschaft auf die Stelle und Rechte eines Hausfreundes bei dieser jedenfalls glänzenden Partie zugesagt worden und da er wußte, daß das Vermögen der Marquise vorzüglich in spanischen Papieren angelegt war, die fast allen Cours verloren hatten, so lag es auch in seinem eigenen Interesse, wenn seine Freundin eine reiche Partie machte; denn nicht selten kam er durch das unbequeme Andrängen von Gläubigern oder durch nothwendige Ausgaben für irgend ein Vergnügen, in die Verlegenheit, von der oft verschwenderischen Freigebigkeit derselben Gebrauch machen zu müssen.

Graf Arnold von Padden-Triton war ein junger Mann von so stolzem Selbstgefühl und so kaltem Wesen, daß er noch nie ein Verhältniß gehabt hatte.

zu stolz und auch zu sittlich, um unter seinen Rang herabzusteigen und vorübergehende Inclinationen zu hegen, hielt er eine standesmäßige Vermählung für eine Angelegenheit der Convenienz, die er lediglich dem Arrangement des Familienhauptes, also seinem Vater überlassen zu müssen glaubte.

So war es allerdings nicht leicht für eine wenn auch noch so gewandte Dame, wie diese amerikanische Abenteurerin war, einen jungen Mann von seinem Charakter und seiner Stellung in der Gesellschaft zu erobern und wahrscheinlich würde ihr dieses nie gelungen sein, wäre ihr nicht gerade die edle Gesinnung, die Unerfahrenheit und sittliche Reinheit des Grafen Arnold zu statten gekommen. Selbst ohne Arg und Falschheit und immer gewohnt, sich in höchst gebildeten Kreisen zu bewegen, hatte er keine Ahnung davon, daß er hier in das Haus einer vornehmen Prostitution eingeführt war. Arglos gab er sich den Eindrücken einer höchst angenehmen und oft geistig belebten Unterhaltung, besonders der ungemein liebenswürdigen Persönlichkeit dieser schönen und hochgebildeten Fremden hin, die besonders durch ihre großen dunkelblauen Augen von seltenem Feuer eine wahrhaft bezaubernde Macht über ihn zu gewinnen wußte.

Dabei hatte die Marquise von Bellefleur die feine Beobachtungsgabe hochgebildeter Frauen, der so leicht

keine Falte in dem Herzen eines Mannes, dessen Eroberung sie einmal beschlossen haben, entgeht. Sie wußte sehr schnell dem jungen Manne die schwache Seite abzulauschen und ging mit Gewandtheit in seine Ideen ein.

Wir wissen schon, worin diese Ideen bestanden. Die Frau Marquise erschien daher bald dem jungen Grafen als eine Aristokratin von den höchsten Ansprüchen, die im Geburtsadel eine höhere von Gott bevorrechtete Menschenrace sah, gleichsam das Vollblut des menschlichen Geschlechts. Sie sprach mit Haß und Verachtung von der Demokratie, verhöhnte die Märzrevolution, die sie in keiner Weise anerkannte. Ihr galten die gefallenen Barrikadenhelden als Hochverräther, welche Gott gerichtet habe. Ueber die Nationalversammlung sprach sie sich mit Bitterkeit aus. „„Seht,““ rief sie, „„wie sie absichtlich die Regierung beleidigt, wie wenig Ernst es ihr ist, die Verfassung, das Nothwendigste, was das Volk bedarf, zu vereinbaren, da sie so viel Zeit darüber verliert. Ueberhaupt, in Berlin herrscht Anarchie, wir müssen strenge Gesetze haben, sonst geht Alles drüber und drunter.““ Dann kam sie auf die Diäten der Nationalversammlung zu sprechen. Der Staat verschwende allein für jede Stunde der Sitzung über 100 Thaler. Jeder Tag koste an 1200 Thaler Diäten für die Männer aus dem Volke, die dafür im Wohlleben schwelgten und anstatt gute Gesetze zu berathen,

der Regierung durch ewige Interpellationen Verlegenheit bereiteten und die Minister schikanirten.

Die Marquise von Bellefleur hatte förmlich bei Herrn von Kater Unterricht genommen, um die reactionären und aristokratischen Gesinnungen und Schlagworte kennen zu lernen, denn im Grunde des Herzens war ihr die ganze politische Geschichte höchst gleichgültig. Aber sie erreichte doch ihren Zweck damit, den reichen Grafen für sich zu interessiren.

Ihr junger Freund, der Lieutenant, Baron von Taille, der sich immermehr auch bei dem Grafen zu insinuiren wußte, indem er dessen Neigungen, Meinungen und Weltansichten, sowie seiner Eitelkeit schmeichelte, trug planmäßig dazu bei, die Neigung des Grafen für die schöne Fremde zu erhöhen, indem er die tugendhaftesten und liebenswürdigsten Charakterzüge von ihr rühmte. Auch Herr von Kater war ein eifriger Förderer dieser Partie, indem er vorgab, die Vermögens- und Familienverhältnisse derselben genau ermittelt und sehr befriedigend gefunden zu haben. Er legte dem alten Grafen den Stammbaum ihrer Familie vor, der bis auf Karl Martel und Karl den Großen zurückgeführt war. Die Montmorencys waren der Familie nahe verwandt. Die Blüthe des altfranzösischen Adels glänzte auf den grünen Blättern des Stammbaums als Vermählte mit den Töchtern des erlauchten Hauses

Die durch den Tod gelöste Mesaillance mit einem Kaufmanne bürgerlichen Standes wurde dabei gänzlich ignorirt, da von daher der unermeßliche Reichthum der Marquise stammen sollte. Indem Herr von Kater diese Intrigue unterstützte, hatte er seine Rückhaltsgedanken; es war eine Art von Malice, womit er sich an dem jungen Grafen rächen wollte, der ihn bisweilen im Kreise seiner Standesgenossen auf eine verletzende Weise ignorirte; überhaupt seinen Absichten auf die Hand seiner Schwester, die Comteß Adelaide im Wege zu stehen schien.

Die Marquise selbst wußte durch Benehmen und Aeußerungen dem jungen Grafen die Ueberzeugung zu geben, daß sie die tugendhafteste Person auf Gottes Erdboden sei und die nobelsten Gesinnungen hege. Und so kam es denn, daß der junge Graf in die Marquise von Bellefleur sterblich verliebt wurde. Der alte Graf holte sie persönlich nach Potsdam ab, um sie seiner Familie vorzustellen. Auch dort wußte sich die intriguante Frau so höchst liebenswürdig zu machen, daß man sich glücklich schätzte, einen solchen Juwel einer reichen und hochadligen Frau in die gräfliche Familie aufnehmen zu können. Herr von Kater erhielt den persönlichen Auftrag, die Präliminarien zu dieser Verbindung einzuleiten. Nachdem die Marquise ihm vorläufig zugesichert hatte, daß sie im Fall einer ernstlichen Bewer-

bung des Grafen ihr Jawort ertheilen werde, schrieb dieser an sie und bat um ihre Hand. Die feierliche Verlobung wurde in Potsdam im engern Familienkreise geschlossen, wo denn auch die Ehepacten aufgenommen wurden. Die Marquise setzte ihren künftigen Gemahl und auf allen Fall die mit ihm zu erwartenden Kinder zu Erben ihres ganzen Vermögens ein und ihr wurde ein schönes Landgut als Wittwensitz zugeschrieben.

So weit war Alles in Ordnung. Das geschah noch vor der bereits erzählten Katastrophe der Bewerbung des Herrn von Kater um Adelaides Hand und der Entweichung Jenny's aus dem gräflichen Hause.

Diese, mit ihrem scharfen Verstande und feiner Menschenkenntniß, ließ sich indeß durch das einschmeichelnde Wesen der Marquise nicht blenden. Eine innere Stimme erfüllte sie mit einem Gefühl von Mißtrauen gegen diese Abenteurerin; doch konnte sie auch dafür keine genügende Gründe angeben, um abmahnend dazwischenzutreten.

Anders war es mit Roger. Dieser junge Mann kannte, durch Mittheilungen von Kameraden, den üblen Ruf, worin die Soireen der Frau von Hackbret standen; selbst das Verhältniß der Marquise zu dem Lieutenant von Taille und andere Galanterien der schönen Frau waren ihm nicht im günstigsten Lichte geschildert worden. Er nahm sich vor, mit seinem Bruder offen

darüber zu reden und ihn zu warnen, sich mit einer Person von so zweideutigem Rufe nicht zu verbinden. Aber wie das gewöhnlich geht, der Warner fand bei dem bereits völlig verblendeten und stolzen jungen Manne weder Dank noch Gehör. Die Vermählung wurde beschlossen; da man aber diese Verbindung am Hofe und in höheren militärischen Kreisen nicht gern zu sehen schien, weil doch immer, besonders unter den Damen, einige Zweifel am guten Rufe dieser räthselhaften Fremden laut wurden, und man ihre, wenn auch kurze eheliche Verbindung mit einem bürgerlichen Kaufmanne, einigermaßen als einen Flecken auf dem adligen Wappenschilde der Familie dieser Dame betrachtete; so wurde dem Grafen von dem Commandeur seines Regiments erklärt, daß er höheren Orts die Ertheilung des Consenses zu dieser Vermählung nicht würde bevorworten können, ehe nicht auf diplomatischem Wege ganz bestimmte Erhebungen über das Vermögen und die Reinheit des Adels der Familie der Marquise erlangt sein würden. Graf Arnold aber war schon zu sehr verliebt in seine schöne Verlobte, um nicht durch solche allerdings vernünftige Bedenken sich verletzt zu fühlen. Da ohnehin die großen Güter der Familie des Grafen durch stete Abwesenheit der Herrschaft unter treulosen Beamten sehr an Ertrag verloren hatten, und es daher nothwendig war, daß eine starke Hand die Verwaltung

derselben übernahm, so war es nur übereinstimmend mit den Wünschen des alten Grafen, als Graf Arnold ihm erklärte, daß er alle Hindernisse seiner Vermählung dadurch abzuschneiden wünschte, daß er seinen Abschied vom Militär nehmen und sich ganz der Verwaltung der ihm einst zufallenden Herrschaft annehmen wolle. Es war damit die Uebernahme eines landräthlichen Amts verbunden, und um sich darauf vorzubereiten, beschloß Graf Arnold, unter dem Titel eines Regierungsreferendars als Freiwilliger bei der Königl. Regierung in Potsdam einzutreten. Er kam daher um seinen Abschied im Gardeducorps ein und erwartete dessen Genehmigung noch an dem Tage, als der Zeughaussturm in Berlin losbrach.

So standen die Angelegenheiten des gräflichen Hauses, der flüchtig gewordenen Jenny und der armen Clara in jener bewegten Zeit. Die Letztere hatte endlich erkannt, daß sie sich in keinen guten Händen befand, als am 14. Juni der Zeughaussturm in Berlin wie ein politisches Gewitter in diese Verhältnisse einschlug.

2.

„Heute Abend geht es los!“ rief ein bewaffneter, vollbärtiger Student, der die grüne Blouse, den Calabreserhut mit hinten überwallender rother Feder und den Schleppsäbel der nach Schleswig-Holstein ausge-

zogenen Freischaaren trug, indem er, ohne anzuklopfen, in ein Zimmer stürzte, in welchem im tiefsten Negligé einer Unterhose und auf der Brust offenem Hemde ein gelbhäutig blasser Mensch mit dunklen Augen und schwarzem Haar saß, der auf dem Tische Barrikadenpläne und den Grundriß von Berlin vor sich liegen hatte; ein Haufen Geld lag daneben. Ein hübsches, junges Frauenzimmer, ebenfalls im tiefsten Negligé, ordnete vor dem kleinen Wandspiegel ihr schönes, schwarzes Haar, dessen lange Flechten sie aufgelöst hatte.

Durch das rasche Eintreten des Studenten war weder Schreck noch Ueberraschung in diese zerfahrene Wirthschaft gekommen und bald stellte es sich heraus, daß der am Tische sitzende Mann ein französischer Emissär der republikanischen Propaganda in Paris war, der sich Saulier nannte, eigentlich aber ein Deutscher, Namens Solger war. Die höchst ungenirte junge Dame, die es nicht einmal für nöthig fand, ein Tuch um ihre ziemlich nackten Brüste zu werfen, war seine Mätresse, eine geborene Französin. Indeß hob Saulier den Kopf und erkannte, angenehm überrascht, den Eintretenden.

„Ah, sieh da, Herr Feenburg," rief er ihm in gutem Französisch zu, „schon zurück aus Schleswig? Nun, die Herrlichkeit mit den deutschen Freischaaren hat nicht lange gedauert."

Es war der bekannte Republikaner, Student Feen-

bung, der eigentlich Bacunin hieß und ein geborener Russe war.

„Ich erhielt“, antwortete er, „Nachricht von unsern Freunden, daß in den demokratischen Clubs Alles zum Sturm auf das Zeughaus vorbereitet sei. Man hat planmäßig die Arbeiter gegen die Bürgerwehr aufgeregt. Als diese bewaffneten Weißbierphilister neulich mit gefälltem Bajonnett einen Haufen Katzenmusikanten von der ärgsten Bummlersorte auseinander getrieben hatten, sammelte sich die flüchtige Menge wieder vor Kranzler's Conditorei und Graf Banco, von der äußersten Linken der Nationalversammlung, stieg auf einen Eckstein und rief ihnen zu: „„Seht Ihr, das habt Ihr nun von Eurer glorreichen Revolution! Ihr habt Sie gemacht und nun habt Ihr nicht einmal Waffen, um Euch gegen die dickthuerige Bürgerwehr zu vertheidigen.““

„Andere Volksführer gingen unter der Menge umher und sprachen, daß es nothwendig sei, sich täglich in Massen vor dem Zeughause zu versammeln, um zu verhindern, daß die Reactionäre die Waffen entführten und damit die Feinde der Freiheit: die Teltower Bauern, die fremde Bürgerwehr und die Soldateska gegen das Volk wehrhaft zu machen. Schon habe das Volk versucht, Kähne mit Waffen und Munition, die von hier nach Spandau gebracht werden sollten, auf der Spree anzuhalten; aber schon wieder sei dieses durch eine zahl-

reiche Aufstellung der verhaßten Bürgerwehr an der Brücke der Louisenstraße verhindert worden. Auch hat die Menge schon einige mit Waffen beladene abgehende Wagen geplündert und eine Kanone entführt. Mit diesen Erfolgen aber wuchs der Muth und Uebermuth des Volks. Der Beschluß der verschiedenen Clubs, um jeden Preis die Massen zu bewaffnen, fand allgemeinen Anklang in der tobenden Menge. Alle demokratischen Vereine und Clubs haben ein Comité gebildet, um den auf heute bevorstehenden Zeughaussturm zu organisiren und zu leiten. Aber es wird noch Geld kosten, heilloses Geld!"

„Daran soll es nicht fehlen; aber Sie selbst müssen sich persönlich verpflichten, dafür zu sorgen, daß einige jener mysteriösen Zündnadelgewehre, die im Kriege mit Frankreich Preußen ein so bedeutendes Uebergewicht geben werden, in die Hände unsres Gesandten kommen. Dieses preußische Staatsgeheimniß kann der französischen Militärmacht zu gefährlich werden. Es soll keine Summe gespart werden, um unsere Regierung in den Besitz desselben zu setzen. Vertheilen Sie Geld mit vollen Händen, aber verschaffen Sie uns Zündnadelgewehre, womit wir die Deutschen massacriren können, wenn es zum Kriege kommt.

Der Russe versprach, dafür zu sorgen, was er um so sicherer verheißen könne, als ihm vom Comité, das

in der Leipzigerstraße im Clubhause seine Sitzung halte, das Obercommando bei dem Zeughaussturm anvertraut sei. Darauf empfing er ungezählt einige Hände voll Silbergeld, mit der Anweisung, sich, wenn er mehr gebrauche, an den Haupcommissär, der im Hotel de France wohne, zu wenden, bei dem die Hauptanführer der Volksbewegung aus- und eingingen, um ihre Verhaltungsmaßregeln und Geld, die Judas-Silberlinge, von ihm zu holen.

So hatten sich ein landesverrätherischer Deutscher und ein entnationalisirter Russe verbunden, unter dem Vorgeben, die Freiheit des Volks zu fördern, die wichtigsten Interessen Preußens an dessen Feinde zu verrathen.

So sehr man auch später in demokratischen Schriften sich bemühte, den Zeughaussturm als eine nur zufällige Volksbewegung darzustellen, so wird es doch dem aufmerksamen Beobachter jener Zeit nicht entgangen sein, daß Alles mit schlauer Berechnung vorbereitet war. Ja, man behauptet, daß im Hintergrunde der Bewegung der alte Plan lag, das Volk zu bewaffnen, die gesetzliche Macht über den Haufen zu stürzen und eine provisorische Regierung einzuführen.

Man hat zwar keine directen Beweise dafür; aber zahllose Züge, die sich dem Beobachter aufdrängten, lassen kaum einen Zweifel dagegen aufkommen.

Auffallend war es wenigstens, daß vor und wäh-

rend des Zeughaussturms wahre Lumpe von Demokraten alle Taschen voll Geld hatten und an öffentlichen Orten mehr Champagner als Bier tranken, und daß nach dem Zeughaussturm diese Geldquelle plötzlich versiegt war und viele Demokraten, die sich in den Tagen der Aufregung an eine verschwenderische Lebensweise gewöhnt hatten, eine wahrhaft bettelhafte Noth zur Schau trugen.

Ueberall erkannte man die leitende Hand. Vormittags, am 14. Juni, erschien eine Deputation im Zeughause, um, wie sie sagte, zur Beruhigung des Volks nachzusehen, ob wirklich nicht mehr Soldaten als bisher im Zeughause steckten; in der That aber, um auszukundschaften, wo eigentlich die Waffenkisten, die Pulvervorräthe und ganz besonders die Zündnadelgewehre steckten.

So mußte der Zeughaussturm zweien Herren dienen: einer staatsfeindlichen fremden Diplomatie, um das wichtigste und gefährlichste Staatsgeheimniß zu erforschen, und den Berliner Republikanern und fremden Emissären, um eine neue Revolution und damit Erhebung der Republik zu bewirken.

Als die Behörden sich bei dieser Aufregung schwach und unthätig zeigten, wuchs der Uebermuth der Revolutionäre immer mehr. Am Morgen desselben Tages sollten die eisernen Gitter eingehängt werden, wodurch die verschiedenen Schloßportale Nachts gegen einen Ue-

berfall gesichert werden sollten. Da hieß es: die Reactionäre und Camarilla wollten Soldaten dahinter stecken, um mit Sicherheit auf das Volk schießen zu können. Durch solche Reden wurde die Menge so aufgeregt, daß sie einen dieser schweren, eisernen Thorflügel über das Geländer in die Spree warf, einen anderen nach der Universität schleppte und in die Aula der Studenten in Verwahrung gab.

Der demokratische Club hielt Sitzungen und blieb durch Boten, die kamen und gingen, in steter Verbindung mit andern Clubs und der immer brausender anschwellenden Volksbewegung. Die Schweizer Studenten hielten eine Versammlung unter Salis und beschlossen, daß die Demokratie der Studirenden in der Aula der Universität sich auf jeden Ruf bereit halten sollte.

Geflissentlich hatte man das unwahre Gerücht verbreitet, daß in Potsdam Alles drunter und drüber gehe, daß der König verjagt und dort die Republik proclamirt sei. Die leichtgläubige Menge hielt die abenteuerlichsten Gerüchte für wahr, die man ihr einzureden wußte.

Das Comité in der Leipziger Straße bestand aus den bekannten Demokraten: Korn, Levysohn, Schaßler, Braß, Urban, Stein und Sigrist. Herr von Kater behauptete, es genau zu wissen, daß gegen Abend ein

Brief von diesem Comité an den jüngern Dortu*) in Potsdam abgegangen sei, worin dieser aufgefordert werde, die Aufreißung der Eisenbahnschienen und einen Volkstumult am Schlosse zu veranlassen. Was Wahres daran war, hat die Zeit gelehrt.

In der Leipziger Straße kam es zum ersten Zusammenstoß mit der Bürgerwehr. Es hatte sich unter Saulier's Anleitung eine Deputation gebildet, um vom Kriegsminister allgemeine Volksbewaffnung zu fordern. Eine Masse von etwa 1000 Köpfen hatte sich vor dem neuen prächtigen Ministerhotel auf der Leipziger Straße gesammelt und diese wurde durch Bürgerwehr auseinander gesprengt. Auch an andere Behörden waren in diesem Sinne Deputationen ergangen, in keiner andern Absicht, als um sagen zu können: „Ihr wollt dem Volke trotz aller Bitten, die verheißene Bewaffnung nicht geben; darum hat es das Recht, sich die Waffen selbst zu holen.“

Diese Idee fand Eingang unter der Menge. Immer dichter wurde das Gedränge einer unermeßlichen Volksmenge, die sich besonders in dem Kastanienwäldchen vor dem Zeughause sammelte.

Je tiefer der Abend sank, desto mehr schwoll der

---

*) Der bekanntlich nach der Unterdrückung des Aufstandes in Baden standrechtlich erschossen wurde.

D. V.

Volksauflauf an. Da hatte von der Leipziger Straße her, wo die Bürgerwehr die Demonstration von einigen Tausend Menschen auseinander getrieben hatte, sich die gährende und tobende Masse nach den Linden und dann weiter hinunter nach dem Kastanienwäldchen an der Seite des Zeughauses gezogen. Vor diesem und in der engen Straße hinter dem Gießhause standen drei Mann hoch, Gewehr am Fuß, Bürgerwehrmänner aus allen Ständen, von jedem Alter und jedem Gewerbe, die sich im Herzen tausend Meilen hinwegwünschten von dieser, wie ein heraufziehendes Gewitter immer finsterer grollenden Menschenwolke. In der Nähe, in der Singacademie, war der Sitzungssaal der Nationalversammlung, die noch dort tagte.

Wie ein Meer wogte die Bewegung durch die Straßen von Berlin. Die großen Massen bestanden aber mehr aus Neugierigen, die einander zuriefen: „Heute Abend wird es losgehen; wir wollen doch den Spaß auch 'mal mit ansehen!" als aus wirklich Theilnehmenden an der hin und wieder verbreiteten Absicht, eine allgemeine Volksbewaffnung zu erzwingen. Den ganzen Nachmittag und Abend rasselte die Alarmtrommel und bließen die Signalhörner. Bürgerwehrmänner, auch uniformirte Schützen eilten mit Bajonnettgewehr oder Büchse nach den Sammelplätzen. Ueberall sah man Aufstellungen derselben, aber selten nur thätiges Ein=

schreiten, um irgend einen Pöbelexceß zu stören. Die Bürgerwehr stand, Gewehr am Fuß, dabei und hinderte es nicht, als die Massen herandrängten, wie sie das Hausrecht des königlichen Schlosses verletzten und die eisernen Gitterthore aushängten. Die Bürgerwehr, dicht an die Mauer des Zeughauses gedrängt, ließ es sich ruhig gefallen, daß sie von der Avantgarde des Pöbels, den Gassenbuben verhöhnt, geneckt und mit Koth oder Steinen geworfen wurde; sie rührte sich nicht, als wild aussehende Männer aus dem Volke in Blousen und mit aufgekrämpten Hemdeärmeln, oder dazwischen fein gekleidete Volksführer ihre Gewehre und Patrontaschen untersuchten, ob sie auch geladen hätten oder Munition bei sich führten. In verschiedenen Theilen der Stadt standen Bataillone der tapfern Bürgerwehr aufgestellt. Es würde ihnen ein Leichtes gewesen sein, durch ein langsames Vorgehen mit gefälltem Bajonnett die mehr neugierige, als revolutionäre Volksmenge auseinander zu treiben; aber es erfolgte kein Befehl zum Angriff, obgleich die Stimmung in den meisten Bataillonen und Compagnien der Herstellung der Ordnung günstig war.

Brave Männer, die mit dem Gewehr am Fuß in Reihe und Glied stehen und den ärgsten Unfug mit ansehen und dulden, mußten mit den Zähnen knirschen und sprachen: „Der neue Commandeur der Bürgerwehr

muß den Kopf verloren haben." „Wenn es nicht Aergeres mit ihm ist," sprach ein Anderer. „Alles läßt glauben, daß er im Solde einer Camarilla und der Reaction steht. Diese hat den Plan gemacht, die Bürgerwehr unthätig zu machen, damit die ärgsten Pöbelexcesse geschehen und man alsdann den Ministern und dem Könige sagen könne: „„Seht Ihr wohl, wie wenig man sich auf diese großmäulige Bürgerwehr verlassen kann; ein Bataillon Soldaten hätte hingereicht, die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen,"" und man wird uns Soldaten schicken, die Volksemeute zu unterdrücken."

„Warum geschieht das nicht jetzt schon?" sprach der dicke Weißbierbrauer und Stadtverordnete Herr Faulbach, und stampfte ärgerlich mit dem Kolben seines Gewehrs auf das Straßenpflaster, „ich wenigstens verlange Ruhe um jeden Preis; das ist jetzt eine von Gott verdammte Zeit. Kaum hat der friedliche Bürger die Schlafmütze übers Ohr gezogen und will sich ehrbar neben seine Ehehälfte ins Bett legen, so rasselt schon wieder die verdammte Alarmtrommel durch die Straßen und man muß 'raus mit dem Kuhfuß und sich in dunkler Nacht den Magen erkälten. Der Teufel hole alle Emeuten!"

„Meine Freunde," sprach ein langer, magerer Professor der Universität mit doctrinärer Weisheit, indem er mit dem Gewehr im Arm aus dem Gliede trat,

„allerdings sind solche Pöbelexcesse die Nachgeburt der Revolution und als solche tief zu beklagen. Man muß das Volk belehren, daß nicht jede Versammlung, jeder bunte Haufen sich einbilden dürfe, den souveränen Volkswillen zu repräsentiren. Daß es nur ein kleiner Theil und zwar nicht der beste der Nation sei, welcher sich etwas anmaße, was ihm nicht gebühre.“

Bei solchen Volksaufständen rief eine politische Bemerkung schon die andere hervor und überall wuchsen Volksredner wie Pilze aus dem moorigen Boden der Straßenemeute hervor. Einer derselben, den wir zufällig kennen, denn es war unser Republikaner, Fritz Ohnesorge vom Voigtlande, schwang sich auf die Schultern eines starkknochigen Arbeiters und redete, auf den Professor deutend, mit erhobener Stimme zum Volke:

„Man wird uns nicht zumuthen, solche erbärmliche Spitzfindigkeiten, wie sie nur das vertrocknete Gehirn eines Gelehrten, eines Professors ausbrüten konnte, zu widerlegen. Der gesunde Sinn des Volks lebt auch in jedem Theile desselben und trifft stets das Rechte. Wie wäre anders das Wort: Vox populi, vox Dei zu deuten? Solche Straßentumulte, wie der gegenwärtige, sind daher weder zu tadeln, noch zu unterdrücken. Im Gegentheil muß eine Behörde, welche die Freiheit anerkennt, sie dulden. Wie das Ungeziefer ein Zeichen der Gesundheit des Körpers ist, so sind

auch Pöbelexcesse das einzige charakteristische Merkmal einer gesunden Verfassung des Staatskörpers. Ein Abgeordneter, der durch Worte oder That vom Volke insultirt wird, hat dieses als eine wohlverdiente Zurechtweisung zu betrachten und einen andern als den bisherigen Weg einzuschlagen. Wer wollte dem sturmbewegten Meere einen Vorwurf machen, wenn das Schaumspritzen seiner Wogen ihn ins Gesicht trifft. Das souveräne Volk hat Macht und Recht über Ehre und Leben des Einzelnen, denn alles Recht, alle Gewalt und alles Ansehen stammt von ihm; deshalb ist auch das souveräne Volk in seinem Rechte, wenn es einen Mißliebigen erschlägt. Nur Reactionäre nennen dieses Meuchelmord; der echte Mann der Freiheit nennt es Volks- oder Lynchjustiz."

An einer andern Stelle hörte man von einem in einer Droschke stehenden Volksredner nur einzelne hervorgebrüllte Worte, welche der Wind aus dem Volksgewühl herübertrug. Es waren sogenannte Schlag- oder Stichworte der Revolutionsmänner, die der Redner mit besonderer Kraft betonte, als: „Jetzt oder nie!" „Die Revolution klopft aufs Neue an die Pforte!" „Heute fallen die Würfel!" „Das Volk muß Waffen haben, wie ihm verheißen ist, oder es muß sich zertreten lassen, wie ein Wurm!" „Brüder, rüstet Euch!" „Es lebe die Freiheit!" „Nieder mit der Reaction!" „Tod

den Verräthern!" „Die Weltgeschichte sieht auf uns!" „Die Nachwelt wird uns richten!"

Jedem Redesatz folgte ein donnerndes „Bravo und Hurrah!" Vorwaltend bei diesem Beifallsgeschrei des souveränen Volks waren die hellen Knabenstimmen der kleinen fliegenden Buchhändler, der Radieschenausschreier und der zügellosen Race der Gassenbuben von Berlin.

Mehrere bekannte Demokraten, die doch am Ende in ihrer bürgerlichen Stellung compromittirt zu werden fürchteten, gaben sich das Ansehen, als ob sie die Volksleidenschaften oft da, wo sie noch gar nicht rege waren, beruhigen wollten. Sie ermahnten hier und da, das Volk möge ruhig nach Hause gehen und erwarten, bis es der Behörde gefallen würde, seine längst gemachten Versprechungen einer allgemeinen Volksbewaffnung zu erfüllen.

„Wenn aber", fuhr so Einer dann mit erhobener Stimme fort, „das so oft schon getäuschte Volk nicht länger von den katzenpfötigen Leisetretern einer schleichenden Camarilla sich an der Nase herum führen lassen will; wenn es mit männlichem Ernst denkt: „„Selbst ist der Mann,"" oder: „„Hilf Dir selber, so wird Gott Dir helfen;"" wenn es da vor sich liegen sieht das Arsenal der Waffenvorräthe, womit das ganze souveräne Volk wehrhaft gemacht werden konnte; wenn es empört darüber, daß allnächtlich ganze Schiffsladungen

voll entführt werden, um die Soldateska der Reaction gegen uns zu bewaffnen; wenn es erbittert darüber, daß eine von den Hofintriguanten verführte Bürgerwehr, diese Weißbier vertilgenden, entarteten Söhne des Vaterlandes, den souveränen Lindenclub an Kranzler's Straßenecke aus einander zu jagen sich erfrechen, und sogar feile Häscher einer Verknechtungsassecuranz, die sogenannten Constabler, sich an den geheiligten, unverletzlichen Personen der Volksvertreter von der Linken vergreifen, die sich das große Verdienst um die Förderung der Emeute erwarben, die Berliner Straßenjungen zu Steinwürfen gegen jenes neubelebte Skelett eines vermoderten Polizeistaats aufzuhetzen; genug, wenn das Volk entschlossen ist, sich von den Schergen des Absolutismus nicht länger mit Füßen treten zu lassen und zu den Waffen zu greifen, die dort im Zeughause ebenso gefährlich als nutzlos für das Volk aufgehäuft liegen, dann, o meine Freunde ..... doch, ich habe geendet. Sie werden mich verstanden haben!"

Das Hurrah- und Bravorufen der Menge verbreitete es weithin, daß da und dort im dicht gedrängten Volkshaufen ein Volksredner mit stürmischem Beifall gesprochen hatte.

Die große Kanone im Kastanienwäldchen am Zeughause, von der in der Nationalversammlung der bekannte Abgeordnete Jung von der äußersten Linken

durch eine Interpellation an den Kriegsminister zuvor ermittelt gehabt hatte, daß sie nicht geladen sei, wurde zur Rednerbühne. Doch war es immer, als wollten die Volksleidenschaften sich nicht so recht aufregen lassen. Bärtige Bummler, bestrafte Diebe, entlassene Züchtlinge und die schon seit Friedrich dem Großen berühmten Straßenbuben bildeten noch immer den Vortrab der Volksbewegung und übten ihren Muthwillen durch Einwerfen der Fenster des Zeughauses und Neckereien der Bürgerwehr, die sich dabei völlig passiv verhalten mußte. Herren und Damen aus den gebildeten Ständen sah man Arm in Arm durch die Gruppen einer neugierigen Menge wandeln. Hier und da hörte man von neu Herbeikommenden die Frage: „Was giebt es denn hier? Was ist das?" und die Antwort: „Das Volk will Waffen haben!" „Nicht mehr wie billig!" hieß es dann und Andere sagten wieder: „Soll mich doch wundern, wo das hinaus will!" „Sie werden doch nicht schießen?" fragte eine Dame in schwarzer Sammetmantille und lorgnettirte nach der Gegend des Zeughauses hin. „Warum schießen? es sind ja keine Soldaten da!"

Plötzlich aber ertönten dennoch zwei Schüsse.

„Die Bürgerwehr schießt!" riefen Mehrere und liefen davon, Andere, die muthiger waren, stürmten nach der Gegend hin, wo die Schüsse gefallen waren.

„Seht da, die reactionäre Bürgerwehr massacrirt

das souveräne Volk! Jetzt Volk, hilf Dir selber, dann wird Gott Dir helfen!"

So rief ein junger Mann, der eine rothe Fahne schwang. Es war unser Republikaner Fritz Ohnesorge.

Es fielen darauf noch mehrere Schüsse aus den Reihen der Bürgerwehr. Diese aber tödteten zwei Menschen; einen Arbeiter und eine alte Frau. Die ersten beiden Schüsse waren von zwei Männern in Blousen, die hinter der Wehrmannschaft standen, gefallen.

Eine verwundete alte Frau wurde auf einem Schubkarren durch die Straßen gefahren. Man tauchte weiße Tücher in das Blut der Gefallenen und die Ultrademokraten hatten nun erreicht, was sie wollten: Blut und Wuth.

Auf der Niederwallstraße waren aus zwei Todten schon sieben gemacht und weiterhin schon dreizehn. Man trug die Todten, von welchen Einer ein mehrmals schon bestrafter Dieb war, durch die Stadt, schwang die rothe Fahne und proclamirte die Republik. Kurz, man ließ kein Mittel unversucht, in der ganzen Stadt nach einem vorher in den Clubs wohlüberlegten Plane den Aufruhr zu verbreiten. Aber es gelang nicht, einen neuen 18. März herauf zu beschwören. Beherzte Bürgerwehrmänner sprangen in die Haufen tobender Bummler, Straßenjungen und aufregender Demagogen hinein, entrissen den Trägern die rothen Fahnen und entließen

Andere mit einer tüchtigen Tracht Schläge. Es wäre so leicht gewesen, das Ganze mit ein paar geschlossenen Bataillonen der Bürgerwehr auseinander zu treiben, während diese an verschiedenen Orten aufmarschirt standen und nicht einschreiten durften, weil der Commandirende, Herr Blesson, den Befehl dazu nicht gab.

Nur an zwei Stellen zeigte sich der Uebermuth einer rohen Menge und ihrer Führer und Verführer.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Bürgerwehrmajor Benda, aus dessen Bataillon am Zeughause die Schüsse gefallen waren, habe Feuer commandirt. Obwohl sich dieses Gerücht später als falsch erwies, indem Herr Benda nicht einmal zugegen gewesen war, so zog doch eine wüthende Pöbelrotte vor dessen Wohnung in der Münzstraße, zertrümmerte die zugemachten Fensterladen und drang in die Benda'sche Wohnung im untern Stock, wo sie alle die kostbaren Meubles, Spiegel, Porzellan und Geräthschaften zertrümmerte. Zum Glück rückte eine Bürgerwehrcompagnie vor das Haus, die entschlossener als manche Andere in die Zimmer drang und die dort überraschten Tumultuanten nicht eher entließ, als bis sie mit der flachen Klinge eine tüchtige Tracht Schläge empfangen hatten.

---

*) Vier der dort Betroffenen sind später gerichtlich zu achtmonatlicher und zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Ueber das Schießen war ein großer Theil der Bürgerwehr selbst erschrocken. Mehrere Compagnien liefen auseinander. Unser tapferer Stadtverordneter und Weißbierbrauer, der wohlbeleibte Herr Faulbach war einer der ersten Bürgerwehroffiziere, der seinen Schleppsäbel in die Scheide stieß, in eine Droschke stieg, und davon fuhr, indem er durch das Schwenken eines weißen Tuches den mit Steinen ihm nachwerfenden Gassenbuben anzeigte, daß er ein Freund des Volks sei.

Seinem glorreichen Beispiel hatte der pensionirte Major von Pruski, ein Ueberbleibsel aus der alten Zopf- und Kamaschenzeit, den Muth unter zehntausend: Schockschwernothdonnerwettern zu folgen und zu ihm in die Droschke stieg sein ebenso tapferer Freund, der hagere Geheimrath Leblos, der um das Bajonnett seines Gewehrs ein weißes Tuch wickelte, zum Zeichen, daß er nichts Feindliches gegen das von ihm verwünschte und vermaledeite souveräne Volk im Schilde führe.

Da nun nur wenige Compagnien am Zeughause stehen geblieben waren, so konnten diese an die Vertheidigung desselben gar nicht denken und da der Avantgarde der Tumultuanten jede Zügellosigkeit frei ausging, so schwoll den Bummlern der Kamm und sie glaubten nun, unter steter Aufhetzung von Seiten der Ultrademokraten, Alles wagen zu können.

Das Innere des Zeughauses war von einer Com-

pagnie des 24. Regiments, unter dem Commando des Hauptmanns von Natzmer besetzt.

Gleich nachdem vor dem Zeughause geschossen worden war, erschienen im Centralbureau der Bürgerwehr verschiedene Deputationen, theils aus dem Volke, theils von der Bürgerwehr selbst und besonders vom Handwerkervereine. Dieser letztere erbot sich das Zeughaus zu besetzen und forderte stürmisch die Zurückziehung des Militärs aus dem Innern des Gebäudes. Der Commandeur der Bürgerwehr, Herr Blesson erklärte, daß er darüber keinen Bescheid geben könne; man müsse sich deshalb an den Kriegsminister wenden. Dieser verweigerte jedoch später die Erlaubniß.

Dennoch gab Blesson in der großen Verwirrung, worin er sich befand, die schriftliche Ordre, daß das Studentencorps und der Handwerkerverein gemeinschaftlich die untern Räume des Zeughauses besetzen sollte. Dieser Befehl wurde jedoch von Herrn von Natzmer mit Recht nicht respectirt und die Studenten kehrten auf die Universität zurück.

Mehr Erfolg hatte der Handwerkerverein. Dr. Große, der Commandeur desselben, erhielt nach einigen Unterhandlungen die Oeffnung der Thüren und die Mannschaften zogen ein.

Indeß hatten einzelne Männer aus dem Volke in feurigen Reden zum Angriff auf das Zeughaus auf-

gefordert. Unter Andern nennt man unter den Aufwieglern den weißbärtigen Conditor Karbe. Die bekannten Demokraten Korn und der Arbeiter Sigrist waren auf die Kanonen im Kastanienwäldchen gestiegen und hatten dem Volke zugerufen: „„Jetzt oder nie ist der große Augenblick gekommen die Volksbewaffnung zu erlangen.

In Folge dessen wurde mit einer von einer Rinnsteinbrücke aufgerissenen Bohle eine andere Thüre des Zeughauses eingestoßen; Gassenbuben zertrümmerten die unteren Fenster und stiegen ungehindert hinein. Das große Portal wurde von Innen geöffnet und nun fluthete die Menge massenhaft in das Innere dieses großartigen Arsenals der preußischen Waffen.

Sofort begann die Vertheilung der Musketen, Büchsen, Säbel, Hirschfänger, sowie der Munition an Blei und gegossenen Kugeln. Alles wurde in großen Massen hinausgeschleppt und Viele der ärgsten Bummler und Polizeiobservaten verkauften für wenige Groschen ihre leicht gemachte Beute an wohlgekleidete Personen, die sich damit auf- und davonmachten, und drangen dann selbst wieder in das Innere des Zeughauses. Einige hatten Fackeln geholt, oder auch von den dort liegenden Vorräthen angezündet und so erleuchteten grelle Streiflichter die dunklen Räume, in welchen eine wogende Volksmenge mitten unter den Trophäen des

preußischen Waffenruhmes, unter Fahnen, Kanonen, Waffen- und Kugelpyramiden sich mit einer ameisenartigen Thätigkeit bewegten. Die massenhaften Schlagschatten und die dunkel gebliebenen Räume, in welchen sich kaum zu erkennen gewesene Schattengestalten von Menschen wie ein infernalisches Gewürm bewegten, dabei eine gräulich stille Geschäftigkeit, bewußt in diesen dem Ruhme Preußens geweihten Hallen mit räuberischer Hand hochverrätherisch eingebrochen zu sein, eine Stille, die doch wieder geisterhaft belebt wurde durch das Krachen der erbrochenen Gewehrkisten und der zertrümmerten kostbaren Modelle; es war wie das Hämmern der Engel des jüngsten Gerichts auf die Särge der Todten.

Der Handwerkerverein versuchte zwar anfänglich dieses räuberische Treiben zu hindern, allein er war zu schwach und mußte sich zurückziehen.

Nun führten die demokratischen Volksführer einen Meisterstreich aus, der dem Lügengeiste Asmodi's Ehre gemacht haben würde.

Das Militär, eine Compagnie Soldaten, wurde von seinen Führern für zu schwach gehalten, gegen die meistens unbewaffnet eindringende Menge die ihm zur Bewachung anvertrauten Schätze zu vertheidigen. Es zog sich daher aus den untern Räumen in die obern zurück und hob die hinaufführende Treppe hinter sich

aus. So war in den gewölbten feuerfesten Räumen die militärische Besatzung des Zeughauses gegen jeder Angriff von Seiten des Volks gesichert; noch mehr, sie war auf zwei Tage mit Lebensbedürfnissen versehen und dennoch ließ Herr von Natzmer sich durch die glattzüngigen Lügen von Demagogen, unter welchen man die Demokraten Eichler, Korn und Levysohn nannte, verleiten, seinen Fahneneid zu brechen und den ihm anvertrauten Posten zu verlassen.

Jene Männer begaben sich an den abgebrochenen Aufgang zur oberen Etage und erklärten dem nur zu leichtgläubigen Commandeur des Militärs, welches die obere Etage besetzt hielt, ganz Potsdam sei in Aufruhr, der König und die königliche Familie wären vertrieben und flüchtig geworden und dort, wie in Berlin, sei die Republik proclamirt.

Herr von Natzmer erklärte anfangs mit Entschiedenheit, daß er Befehl habe, die obere Etage bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Dem wurde entgegnet, das sei ein völlig nutzloses Blutvergießen, wofür er den höheren Mächten des Himmels wie dem souveränen Volke verantwortlich sein werde; denn alles Militär sei schon aus der Stadt gezogen. Jeder Widerstand würde vergebens sein und nur mit der Vernichtung der ganzen Compagnie endigen.

Da nun schon die Brandfackel an das Holzwerk

der Fenster gelegt wurde, so zog sich der Hauptmann von Natzmer auf einige Augenblicke zurück, um mit den übrigen Offizieren seiner Compagnie eine kurze Berathung zu halten.

Nach einigen Minuten kehrte Herr von Natzmer zurück und erklärte den demokratischen Lügengeistern, die ihn durch Unwahrheiten bethört hatten: „Ich weiß wohl, daß ich wegen Verlassung des mir anvertrauten Postens militärisch verdammt werden würde; da ich aber auf verschiedene, mit der Bitte um Verhaltungsbefehle an den Commandanten abgesendete Meldungen, ganz ohne Antwort geblieben bin und daher der Nachricht glauben muß, daß das Militär die Stadt verlassen habe, so will ich lieber mich selbst zum Opfer bringen, als durch Anwendung der Waffen Ereignisse herbeiführen, deren Folgen unberechenbar sind. Ich bin bereit, mit der Compagnie abzuziehen, wenn mir ein freier ehrenvoller Abzug gewährt wird."

Herr Eichler, der sich zum Anführer des Volks aufgeworfen hatte, gestand diese Bedingung zu und führte etwa um 10¼ Uhr die Compagnie an der Seite ihres unglücklichen Hauptmannes gehend, nicht ohne eigene Gefahr, durch das anfangs erbitterte Volk am Kupfergraben entlang nach der Kaserne.

Man erzählt sich, daß über dieses unsoldatische Benehmen die Entrüstung im Militär so groß gewesen sei,

daß, als ihm ein nach dem Zeughause eilendes Bataillon im Geschwindschritt entgegen kam, und er an der Spitze seiner Compagnie, umgeben von Demokraten, dem Bataillonscommandanten entgegentrat, ihm dieser im tiefsten Gefühl des Unwillens über diese schmachvolle Verletzung der altpreußischen Kriegesehre zurief: „Gehen Sie weg, oder ich speie Ihnen ins Gesicht!“

Es ist bekannt, daß der tiefbeschämte und jetzt wie ein Ehrloser behandelte irregeleitete Militär die Folgen seiner menschlichen Schwachheit nach einem kriegsrechtlichen Urtheil noch heute durch vieljährige Festungshaft büßen muß, aber die Schmach war auch eine nie wieder auszutilgende, und die Folgen seines kraftlosen Benehmens waren nie wieder gut zu machen.

So waren durch Charakterschwäche und Haltlosigkeit von zwei Männern, denen die wichtigsten Staatsinteressen anvertraut waren, dem Bürgergeneral Blesson und dem Hauptmann Natzmer, die Waffenvorräthe des Staats, die Wehrgeheimnisse desselben, die kostbaren unersetzlichen Modelle, und die unschätzbaren historischen Reliquien, Prachtwaffen, Siegestrophäen und Fahnen der Plünderung und Zerstörungswuth eines durch phantastische schwindelnde Demokraten aufgewiegelten zügellosen Pöbels preisgegeben. Der Ehre Berlins war ein unvertilgbarer Schandfleck angehängt. Alle besonnenen Vaterlandsfreunde erkannten, daß diese Pöbelherrschaft

zum Untergange alles Wohlstandes, alles gewerblichen Verkehrs, alles Credits führen müsse, daß eine wohlgeordnete Regierung damit nicht möglich sei.

Die Reaction rieb sich vergnügt die Hände. Sie hatte durch den schwindelnden Unverstand der Demokratie einen großen Sieg errungen; denn die öffentliche Meinung aller vernünftigen und besonnenen Vaterlandsfreunde, die nicht länger unter einer, die wahre Freiheit terrorisirenden Pöbelherrschaft leben wollten, hatte sich ihr zugewendet. Und einer Contrerevolution war damit die erste Hinterthür geöffnet worden.

So hatte die Demokratie durch ihren scheinbaren Sieg im Zeughaussturm die erste schwere Niederlage erlitten.

Und das war um so schmählicher, je mehr die Feigheit ihrer zügellosen Vorkämpfer hervortrat. Kaum waren einige Bürgerwehrbataillone, die in der Nähe standen, empört darüber, daß ihr Commando sie im Stiche ließ und die Schätze des Staats der Plünderung preisgab, auf eigne Faust gegen das Zeughaus vorgerückt, kaum rückte ein Bataillon Soldaten heran, um die Schmach, welche der unglückliche Hauptman über das preußische Militär gebracht hatte, zu tilgen, so sprangen die Plünderer des Zeughauses aus allen Fenstern und liefen davon, und Die auf den Straßen

mit geraubten Waffen betroffen waren, ließen ohne Widerstand sich ihren Raub wieder abnehmen.

So wurde die Feigheit dieser Helden nur durch die Größe ihrer Frechheit übertroffen.

Indeß, den französischen Emissären war es gelungen, einige der so wirksamen Zündnadelgewehre zu erlangen und durch den französischen Gesandten nach Frankreich zu senden.

Und der Hochverrath am Vaterlande war durch demokratische Schwindelei vollendet.

Neuntes Buch.

Die beiden Reactionäre. — Herr v. Kater speculirt auf Clara. — Beide im Volkstumulte. — Demokratische Musterreden. — Dr. Rubow und Clara. — Graf Roger und Jenny. — Mordanfall. — Zeughaussturm. — Graf Arnold und die Marquise von Bellefleur. — Mysterien aus der großen Welt.

„Es handelt sich jetzt um eine schlechte Partei, die um jeden Preis Anarchie will.“

Guizot.

1.

Dieser Tag der Bewegung war es auch, der in den uns näher bekannten Familien- und persönlichen Verhältnissen eine tiefe in das Leben der Einzelnen eingreifende Bewegung hervorbrachte.

Am Mittage desselben Tages stand der Baron von Kater auf der Brücke, welche von dem Opernplatze nach dem Lustgarten, dem königlichen Schlosse gegenüber führt. Mit einem tiefen Grimm sah er die Entweihung des königlichen Schlosses, durch Aushängung der neu angebrachten Gitterthore an den Schloßportalen, und doch, wenn er an die Folgen dieser von der Bürger-

wehr nicht gehinderten Pöbelexcesse dachte, so rieb er sich vergnügt die Hände und sprach vor sich hin: „Das ist gut, sehr gut, je toller je besser, desto eher wird unser königlicher Herr die Ueberzeugung gewinnen, daß mit der Revolution kein dauernder Frieden zu schließen ist, daß daher mit Waffengewalt eingeschritten werden müsse, um die Anarchie einer zügellosen Pöbelherrschaft mit Gewalt zu unterdrücken.“

Ebenso äußerte er sich gegen einen älteren Herrn, von hohem Wuchs und voller Gestalt, der an ihn herantrat und ihn mit den Worten auf die Schultern tippte: „Guten Morgen, liebster Baron, aber was sagen Sie zu diesen scheußlichen Excessen des Pöbels, und solche vandalische Horden wagen es, sich das souveräne Volk zu nennen.“

„Ich bin unendlich vergnügt darüber, lieber Graf,“ entgegnete Herr von Kater, und entwickelte ihm nun seine vorher schon im Selbstgespräch geäußerten Ansichten.

„Sie sind ein Meister in der Politik,“ rief ihm der Graf von Padden-Triton zu, „um desto schmerzlicher habe ich es zu beklagen, daß sich der Gewährung von Wünschen, die Sie als den Lohn für Ihre loyalen Gesinnungen zu betrachten haben würden, immer noch einige, doch hoffentlich noch zu überwindende Hindernisse entgegenstellen.“

„Doch nicht . . . .“

„Ja, leider, was die Hand meiner Tochter betrifft. Sonst ein gehorsames Kind, aber in diesem Punkte der unbeugsamste Eigensinn.“

„Sie erschrecken mich, Herr Graf, eine Weigerung . . . .“

„Die mir ganz unerklärlich ist. Eine gute Erziehung hat meine Tochter gelehrt, daß in hochadligen Familien allein der Wille des Familienhauptes über die Hand der Töchter des Hauses zu entscheiden habe. Dieses Princip hat sie stets anerkannt, und nun, denken Sie sich den Horreur, hat sich dieses irregeleitete Kind sogar mit Philosophie gewaffnet. Sie sagt mit Schiller:

„„Eine Grenze hat Tyrannenmacht!““

Damit aber meint sie unverholen die Macht des Vaters in Vermählungsangelegenheiten seiner Kinder. „„Hier,““ spricht sie mit unbegreiflicher Entschiedenheit, „„hat jede fremde Willensbestimmung ein Ende. Es ist ein unveräußerliches Urrecht der Menschheit,““ was der Dichter so ausdrückt:

„„Drum prüfe wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!““

Solche Gedanken aber kommen nicht aus ihrem Kopfe. Meine Frau und ich, wir haben ihre Gesellschafterin Fräulein Jenny stark im Verdachte, ihr solche revolutionäre Ideen in den Kopf gesetzt zu haben. Deshalb soll mir die Person morgen aus dem Hause.

Noch mehr, um meine väterliche Autorität geltend zu machen, habe ich Adelaiden mit dem Kloster gedroht und ihr nur die Wahl gelassen, entweder Ihre Hand anzunehmen oder den Schleier; da fiel das unsinnige Mädchen auf die Kniee und rief in Thränen ausbrechend: „„O Dank, Dank, lieber Vater, Sie retten mich! lieber würde ich in den Tod gehen, als““ .... Sie entschuldigen, lieber Baron, daß ich das Weitere verschweige.“

„Ah, gehorsamer Diener! es wahr ohne Zweifel sehr schmeichelhaft für mich, was die gnädige Comtesse beliebte über mich zu äußern. Indeß junge Damen, wenn sie schön sind, haben ihre kleinen Capricen, wer verdenkt ihnen das? Solche Launen sind jedoch vorübergehend. Ich billige vollkommen die Entfernung der Miß Jenny aus Ihrem Hause, und stimme alsdann für ein kluges Temporisiren. Auf sich allein angewiesen, wird die Caprice bald ihre kleine Spitze verlieren, und damit wird sie ganz von selbst der gesunden Vernunft und einer besseren Ueberlegung wiedergewonnen werden. Das Kloster in Perspective, wird schon dazu beitragen, die junge Comtesse zur Räson zu bringen. Nur nichts übereilt, mein werther Herr Graf, Geduld, Beharrlichkeit und Zeit und die Sache wird sich am Ende von selbst machen.“

. . . .

Als der Graf sich entfernt hatte, sprach der Baron zufrieden vor sich hin: „Bon, so werde ich meine Freiheit noch eine Zeitlang genießen können, ehe ich mich in den Despotismus eines säuerlichsüßen Ehejochs begebe. Denken wir jetzt ernstlich daran, die kleine Liäson mit der allerliebsten Voigtländerin endlich zur Wahrheit zu machen."

Er begab sich gegen Abend in das Haus des Fräulein von Hackbret, machte ihr ein Cadeau mit einem Funfzigthalerschein der Seehandlung, den er, wie aus Versehen, auf dem Tische liegen ließ und äußerte alsdann den Wunsch, Fräulein Clara allein zu sprechen.

„Mit Vergnügen," entgegnete das Fräulein, „indeß werden Sie Ihre Noth damit haben. Es ist ein kleiner Teufel an Sprödigkeit; weder Geld, noch Diamanten blenden sie. Denken Sie sich, dem reichen Banquier Goldfisch hat sie Sottisen unter die Augen gesagt, wie man sie nicht an den Spiegel zu stecken pflegt. Noch mehr, den alten hagern, ledernen Geheimrath Leblos, der im Vertrauen auf die 50 Ducaten, die er ihr auf den Tisch hinzählte, allerdings etwas zu täppisch wurde, hat sie sans facon in die Visage geschlagen, daß ihm die Nase blutete. Horreur das! Ich habe sie aber auch dafür eingeschlossen in ihr Zimmer und werde sie so lange als Gefangene behandeln, bis es ihrem Trotzköpfchen beliebt Räson anzunehmen."

„Gnädige Frau, Sie irren in Ihren Voraussetzungen," sprach Herr von Kater mit heuchlerischem Niederschlagen der Augen und Falten der Hände, „ich finde die tugendhafte Gesinnung dieses jungen Mädchens nur höchst achtungswerth. Ich hatte diese, meine Schutzbefohlene, mit einem wahrhaft väterlichen Wohlwollen in ihr Haus und unter Ihre Obhut gebracht. Da ich aber jezt sehe, daß ihre Tugend Gefahren ausgesetzt ist, welche ich nie würde vor Gott und meinem Gewissen verantworten können, so bin ich entschlossen, sie aus Ihrem Hause zurückzunehmen und anderweit in ein ehrbares Haus unterzubringen."

„Hahaha, das ist köstlich, Herr von Kater ist ein solider frommer Mann geworden, er will das Delicateßhäppchen für sich allein behalten, verdenke es ihm nicht, man ist sich selbst der Nächste. Und ich muß gestehen, daß mich ihre Widerspenstigkeit bei meinen Freunden gewissermaßen compromittirt. Ich will deshalb froh sein, wenn ich sie nur erst mit guter Manier los werde, d. h. nach Erstattung der hundert Ducaten, die ich auf die Toilette und Ausbildung dieser kleinen undankbaren Creatur verwendet habe."

„Gnädige Frau," sprach Herr von Kater höflich, „es giebt Verhältnisse in der Welt, in denen man von der Kunst zu rechnen keinen Gebrauch macht. Hier sind

hundert Ducaten, nun aber ersuche ich Sie, mir Ihre kleine Gefangene zu übergeben."

Frau von Hackbret schloß Clara's Zimmer auf. Herr von Kater fand sie in Thränen.

In einer solchen Stimmung findet der Schein wohlwollender Theilnahme leicht Eingang in ein bekümmertes Herz.

Herr von Kater, der mit ihr allein war, verstand es, sein Bedauern zu äußern, daß man ihn in Hinsicht des Rufes dieses Hauses getäuscht habe. Er sehe leider ein, daß hier nicht Alles so sei, wie sich für die Ehre und den Ruf eines jungen Mädchens wünschen lasse. Fräulein Hackbret empfange, wie er erfahren habe, zwar nur Gesellschaft aus den reichen und höheren Ständen bei sich, aber für diese sei sie eine Gelegenheitsmacherin, die nichts Anderes beabsichtige, als mit der Tugend ehrbarer junger Mädchen, die sie in ihr Haus locke, Handel zu treiben. Fräulein Clara würde es nicht verkennen, daß er sich ihrer väterlich und in reinster Absicht angenommen habe, indem er sie in ihrer Hülflosigkeit hierher geführt; deshalb aber verkenne er auch nicht seine Verpflichtung, sie aus diesem Sodom und Gomorra wieder zu retten, wohin er sie, ohne die Folgen zu ahnen, gebracht habe. Für jetzt könne er ihr kein anderes Asyl anbieten, als sein eigenes Haus unter der Obhut einer ehrbaren alten Haushälterin.

Wenn sie ihm dorthin folgen wolle, so würde er sogleich ihren Bräutigam, den Doctor Rubow, aufsuchen und mit ihm vereint, sich bemühen, ihr ein anderes Unterkommen zu verschaffen.

Mit Freuden nahm Clara diesen Vorschlag an. Herr von Kater empfahl ihr, ihren Koffer zu packen, indem er versicherte, die ganze Toilette, welche sie von dem Fräulein von Hackbret empfangen habe, sei derselben bezahlt und ihr freies Eigenthum. Sie möge sich daher nur gegen 7 Uhr Abends bereit halten; dann würde er mit einer Droschke vorfahren und sie mit ihren Effecten abholen.

Herr von Kater sprach dabei in einer so würdigen Haltung, daß Clara nicht das geringste Mißtrauen hegte. Zudem war ihre Lage hier im Hause eine so verzweiflungsvolle, daß ihr keine andere Rettung blieb, als ihrem väterlichen Freunde, wie er sich nannte, zu vertrauen, um aus Verhältnissen befreit zu werden, die sie jetzt als jedes sittliche Gefühl verletzend erkannt hatte.

Es war die Zeit, als am Brandenburger Thore ein großer Volksauflauf entstanden war, weil die Bürgerwehr von der Thorwache den republikanischgesinnten Rehberger Arbeitern den Einzug mit einer rothen Fahne verwehrt hatte. Die Menge wogte die Linden hinauf. Inmitten derselben fuhr eine Droschke mit einem Pferde. Immer dichter wurden dort die Menschen-

haufen, je näher man der Gegend an der Ecke der langen Friedrichsstraße vor Kranzler's Conditorei kam, wo sich um verschiedene Volksredner eine große Volksmasse, der sogenannte Lindenclub, versammelt hatte.

Mühsam fuhr die Droschke vorwärts, doch endlich war es nicht mehr möglich durchzudringen und mitten im Volkshaufen wurde das Pferd aufgehalten. Man konnte weder vor, noch zurück sich von der Stelle bewegen.

Im Wagen saß ein ältlicher, langer, hagerer Herr und eine junge Dame, die ihren farbigen Halbschleier vor das Gesicht heruntergezogen hatte. Das waren Clara und der Baron von Kater. Auf dem Rücksitze standen ein Koffer, ein Carton und ein verhüllter messingener Vogelbauer mit einem Kanarienvogel. Die Commode, das einzige Meuble, welches dem jungen Mädchen als elterliches Erbstück lieb und theuer war, hatte Herr von Kater versprochen am folgenden Tage abholen zu lassen.

Aber eine Droschke in einer Volksversammlung gilt den Volksführern sogleich als eine ambulante Rednertribune. Es dauerte auch nicht lange, so zogen mehrere kräftige Hände den Kutscher vom Bocke herunter und ein junger Mann, mit einer rothen Feder am aufgeschlagenen Calabreserhute, wurde von seinen Freunden hinaufgehoben und die Menge schrie ihm zu: „Rede halten, Rede halten!“

Der junge Mann in der grünen Blouse eines Freischärlers mit dem feinen magern und blassen Antlitze und dem dünnen Schnurr- und Backenbarte nahm das Wort, ohne sich nach den in den Wagen sitzenden Personen umzusehen. Mit einem fast freudigen Schreck erkannte Clara ihren wunderlichen republikanischen Freund aus dem Voigtlande, Fritz Ohnesorge.

Diesesmal war seine demokratische Meisterrede gegen die dem Volke so verhaßten Constabler gerichtet, welche jetzt die Veranlassung dazu gaben, indem sie sich bemühten, die Zusammenrottung des Lindenclubs auseinanderzutreiben und dabei selbst einige Deputirte der Linken, die sich unter den Aufwieglern befanden, festnahmen, worauf diese jedoch sich mit unerhörter Frechheit auf ihre Unverletzlichkeit als Deputirte gegen die Polizeihaft schützten. Der Redner war von einer so compacten Masse kräftiger Arbeiter und Proletarier umgeben, daß die Constabler wohl seine Schmähungen hören, aber nicht ihn ergreifen konnten.

Diese unsinnige Ultrademokratenrede lautete wörtlich *) im Wesentlichen, wie folgt:

„Deutsche Männer, Söhne des Vaterlandes! Gewiß ist keiner unter Euch, der nicht schaudernd den Abgrund sähe, an den die sogenannten Räthe der Krone das

---

*) S. J. Stadike: Lehrbuch der Demagogie S. 82.

Vaterland gebracht. Blicken wir um uns, was haben wir gewonnen?

„Eine Schaar lauernder Polizeispione, feiler Despotenknechte, die sich warnende Stimme des Gesetzes nennt, umspäht uns; eine Denunciantenrotte verfolgt uns, wenn wir bemüht sind, das Volk über seine wahren Menschenrechte, über Bedürfnisse der Zeit aufzuklären, verkümmert uns das gewährte freie Vereinigungsrecht. Dem gescheuchten Wilde gleich müssen wir uns hetzen lassen von den servilen Spürhunden, die uns durch rohe Gewalt in den heiligsten Aeußerungen des Volksbewußtseins stören. Was hat das Volk für Mittel, seine Souveränetät, seinen kategorischen Willen kund zu geben, als jene politischen Serenaden, jene demokratischen Notturnos, welche vulgo Katzenmusiken oder besser „„musikalische Mißtrauensvoten““ genannt werden.

„Einiger elenden Pflastersteine, einiger lumpiger Fensterscheiben willen wagt man es, der Majestät des Volks in frechem Uebermuth die Spitze zu bieten.

„In der Nationalversammlung erzählt man der Nation von den „„zusammengekrachten Trümmern des Absolutismus““, von dem „„vermoderten Skelett des Polizeistaats““, von den „„breiten demokratischen Grundlagen““, von dem „„aus dem Feudalschlamm herrlich emporblühenden Baume der Völkerfreiheit““ und was

dergleichen bloßes Constitutionsgewäsch mehr ist, und dennoch schämt man sich nicht, schon wieder neue Sclavenketten aus der Rumpelkammer des Absolutismus hervorzusuchen; dennoch trachtet man, den erwachten, sich mächtig regenden Geist wieder einzupferchen."

Nun ergoß er sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Minister. Er nannte sie: „in der Hochschule der Reaction ergraute Sünder," „den Auskehricht des bureaukratischen Augiasstalles," „eine Bande, die sich nicht entblöde, durch ihre feilen Häscher eine Verknechtungsassecuranz zu organisiren," „die faulende Leiche der Hermandad aus blutgetränkter Erde heraus zu wühlen, um sie als Vogelscheuche der Freiheit zu gebrauchen" u. s. w.

„Sie glauben," fuhr er fort, „durch ein Institut, das so vormärzlich, so abgetragen, so zertreten, so morsch, so verrottet ist, als das der Gensdarmen, wenn sie ihnen nur einen neuen Rock anziehen, der Freiheit ein Schnippchen zu schlagen, die eigentlichen Inhaber der Kraft zu terrorisiren!

„Meine Freunde, darum haben wir nicht auf den Barrikaden geblutet, daß die schnöde Meute der Rückwärtsler uns nun zerfleischen dürfe, daß die volksfeindliche Camarilla unsere glorreiche Errungenschaft antasten dürfe, daß die Sbirren in blauen Röcken uns durch

Rippenstöße von der Höhe des Jahrhunderts in die Jauche der Knechtschaft stoßen dürfen!

„Oder ist hier Einer unter Euch, eine juchtenduftige, knutensüchtige Sclavenseele, der in seinem Hundesinn sich unter ein so haarsträubendes Joch beugen möchte? Nein, es ist kein solch serviler Schleicher unter Euch, es wäre Verrath an der Würde dieser hohen Versammlung, nur für möglich zu halten, daß eine solche niedrige Hundeseele unter uns umher wandelte.

„Wohlan denn, Freunde, deutsche Männer, hier gilt es Entschlossenheit, schaart Euch um die scharf blickenden Hüter der Volksrechte, um die Männer des Volksvertrauens und rüstet Euch zum Kampfe. An allen Ecken und Enden flackert aufs Neue die Feuersbrunst der Revolution empor; die Ereignisse überstürzen sich lawinenhaft. Laßt uns die Heilung tausendjähriger Gebrechen vollenden. Fern sei uns jede verächtliche Halbheit, die Lammsgeduld der Impotenz; die entscheidende Schlacht muß geliefert werden. Umgürtet Euch mit dem ganzen Stolz der Volkssouveränetät; schließt Eure Reihen, haltet fest zusammen und stürzet die Schergen des Polizeistaats!“

„Nieder mit den Polizeibestien!“

Diese, man kann wohl sagen wahnsinnige Rede, verfehlte ihren Eindruck auf den ebenso wahnsinnigen Pöbel.

Es entstand ein furchtbares Gedränge, begleitet von einem wilden Hurrah! Man sah hier und dort die Säbel der Constabler blitzen; eine Waffe, die der Pöbel wenig fürchtete, weil er wußte, daß die so angefeindeten Schutzmänner Ordre hatten, davon nur im äußersten Nothfall und so schonend als möglich Gebrauch zu machen.

Schon rissen Gassenbuben das Straßenpflaster an den Rinnsteinen auf und schleuderten Steine in dichtgedrängte Schaaren der Polizeimannschaft, die langsam vorrückte. Hinter diesen blitzten Bajonnette der Bürgerwehr; eine schon mehr gefürchtete Waffe, vor der man sich zurückgezogen haben würde, hätte man nicht die Bürgerwehr bei vielen Gelegenheiten eines Straßentumults schwach und schwankend gesehen.

Schon riefen mehrere Stimmen: „Barrikaden bauen!“ „Droschke umwerfen!“ „Heraus mit den Aristokraten, die in Droschken fahren, während das souveräne Volk zu Fuß laufen muß!“ „Tretet den Reactionär und die Aristokratin unter die Füße!“ „Heraus mit dem Camarillageschmeiß!“

Vergebens protestirte Herr von Kater, daß er ein guter Demokrat sei, und seine Begleiterin eine Tochter aus dem Volke. Schon hatte man das Pferd ausgespannt und nervige Fäuste hatten von beiden Seiten die Thüren aufgerissen und zerrten am Palletot des

geängstigten Reactionärs; da erblickte Clara noch einmal Fritz Ohnesorge, der, vom Bock des Wagens herabgesprungen, sich geschäftig und überall aufregend unter die tobende Volksmenge gemischt hatte. Sie rief ihn an, daß er doch hier helfen und retten möge. Dabei hatte sie ihren Schleier zurückgeschlagen und wurde von dem jungen Republikaner gehört und erkannt.

Mit freudigem Ausruf auf sie zuspringen, ihr die Hand reichen und drücken, das Volk zurückweisen mit den Worten: „Die laßt nur zufrieden, das ist meine liebe Freundin aus dem Voigtlande," das war das Werk eines Augenblicks.

Im nächsten Augenblick aber erkannte Fritz ihren Begleiter.

„Sie, Herr von Kater, hier?" rief er ihm zu, „und unter ihrem Schutz dieses junge Mädchen? Gut, daß ich Sie hier treffe; ich werde Sie nach dem Lynchgesetz in bester Form Rechtens todt prügeln lassen. Sie sind entlarvt! Unter der Maske eines Demokraten verbergen Sie die Gesinnungen eines elenden, heuchlerischen Reactionärs. Sie sind ein politischer Jesuit, der zehnmal den Tod verdient hat, und dazu sind Sie ein hinterlistiger, niederträchtiger Lüstling. Unter dem Vorwand, dieses unschuldige, junge Mächen aus einer drückenden Lage zu befreien, haben Sie es in ein übelberüchtigtes Haus, zu einer vornehmen Kupplerin gebracht und dort

hat man mir und dem Doctor Rubow den Zutritt versagt.“

„Aber, mein Herr,“ sprach Herr von Kater ängstlich, „was den letzten Vorwurf betrifft, so war ich selbst ein Getäuschter. Erst heute erfuhr ich, was dort vorging und habe mich beeilt, sie aus diesen Verhältnissen zu retten. Ich war im Begriff, sie in mein Haus aufzunehmen, bis sich eine anderweite anständige Versorgung für Sie finden würde; war's nicht so, Fräulein Clara? Habe ich nicht stets Sie anständig behandelt und die reinsten Gesinnungen gegen Sie bewiesen?“

„Ich kann über Herrn von Kater nicht klagen und glaube Ursache zu haben, ihm Dank schuldig zu sein.“

„Gestehen Sie, Fräulein Clara, daß ich Ihnen aus freien Stücken versprochen habe, daß Sie Herrn Ohnesorge und Ihren Verlobten, den Dr. Rubow, dort sprechen könnten.“

„Versprochen? Ja, das ist wahr!“

„Aber dieser aristokratische Lüstling würde dieses Versprechen nicht gehalten haben!“ rief Fritz mit Lebhaftigkeit. „Sie dürfen nicht zu ihm ziehen, Clara, bei Gott nicht; man kennt jetzt seine heimlichen Ausschweifungen. In allen Häusern der Prostitution hinter der Königsmauer, wie in den vornehmen Absteigequartieren ist er bekannt und verrufen. Dieser Elende ist gewissenlos genug, um durch eine Intrigue Sie auf immer

von Ihrem Geliebten zu trennen, Sie durch betäubende Mittel zu verführen und geradezu herausgesagt, Sie in Gnaden zu seiner Mätresse zu erheben. Sie dürfen bei ihm nicht bleiben."

„Aber wohin in dieser hülflosen Lage, dieser furchtbaren Volksbewegung? Wenn ich nur wüßte, wo Rubow wohnte, wenn mich nur Jemand dorthin führen wollte."

„Gerettet müssen Sie werden, Clara. Ich werde mich opfern, um Sie zu retten. Dort, in einiger Entfernung, steht Bürgerwehr. Ich habe den Dr. Rubow als Führer einer Abtheilung derselben gesehen. Zu ihm werde ich mich schon durchschlagen, um ihm zu verkündigen, daß seine Braut hier in Gefahr sich befinde. Nehmen mich die edlen Constabler fest, was ich Ihnen gerade nicht verdenken kann, so werde ich von der Freiheit träumen, wenn ich sie nicht selbst mehr genießen kann. Ihr aber, mein Freund, werdet mir hier diese holde Schöne bewachen, daß ihr kein Leid widerfahre. Sie aber, schwarzweißer Kater, werden mich begleiten. Ließe ich Sie hier inmitten des souveränen Volks zurück, so würde man Sie todtschlagen und in Stücken zerreißen. Einem Volksführer steht Großmuth wohl an. Edel sei die Rache eines rothen Republikaners. Nun marsch vorwärts; ich werde diesem verknechteten Hofthiere den Rücken decken."

„Lassen Sie mich mit Ihnen gehen, Herr Fritz, der kürzeste Weg zur Rettung ist der beste.“

„Und Ihren Kanarienvogel preisgeben? Gott behüte gegen solche Grausamkeit! Rubow wird Sie hier schon abholen; giebt's dabei Keile, desto besser, eine Emeute ohne Kampf kommt mir vor, wie die Nachtmütze des deutschen Michels; nein, Blut muß fließen, rothes warmes Menschenblut, denn durch Blut führt der Weg zur Freiheit!“

Mit diesen Worten entfernte sich der wunderliche Republikaner, indem er den Reactionär mit einigen Faustştößen in den Rücken vor sich hintrieb. Er hatte Mühe, denselben vor weiteren Mißhandlungen zu schützen. So war denn endlich die aufgeregte Volksmenge durchbrochen und man kam in das Bereich der Constabler, welche sogleich den jungen Volksredner, der sie so entsetzlich geschmäht hatte, festnahmen.

Dieser aber wickelte schnell ein weißes Taschentuch um den linken Arm und sagte: „Ich bin Parlamentär, führt mich zu dem Anführer der dort stehenden Abtheilung der Bürgerwehr Dr. Rubow, ich werde mit ihm unterhandeln, wegen eines ehrenvollen Rückzuges des souveränen Lindenclubs.“

Das geschah und Fritz sagte dem Dr. Rubow, was er wissen mußte. Dieser war hoch erfreut durch die Hoffnung, seine Geliebte endlich wieder zu finden und sie

aus großer Gefahr befreien zu können. Ohne diese Absicht zu verrathen, ließ er sogleich seine Compagnie in geschlossener Colonne vorrücken. Er hatte den Bürgerwehrmännern ein eigenes Angriffsmanövre für Emeuten empfohlen, das weniger gefährlich, aber doch ebenso wirksam war, als ein Bajonnettangriff. Er ließ nämlich im geschlossenen Fortschreiten die Gewehrkolben auf das Straßenpflaster stampfen, so daß Diejenigen, die nicht wichen, schmerzhafte Stöße auf die Füße empfingen. Das half; die Vordersten drängten die Folgenden zurück und so trieb die geschlossene Mannschaft vor sich hin, ohne daß nur eine Verwundung erfolgte. Bald war die Droschke erreicht, in welcher Clara noch saß, verlassen von ihren Vertheidigern.

Der Moment des Wiedersehens war von beiden Seiten ein freudiger, nur gestatteten jetzt die Verhältnisse nicht, daß sie sich dieser Freude so ganz hingaben. Ein Handdruck, ein paar Worte der Begrüßung war Alles, was sie sich in Gegenwart von mehr als hundert Zeugen und bei den zu beachtenden dienstlichen Verhältnissen erlauben durften.

Rubow übergab sogleich das Commando einem Freunde und die Bürgerwehr, die sich nach diesem ersten Erfolge verstärkt hatte, trieb die Volksmenge auseinander, die sich darauf nach dem Zeughause hinwälzte, um dort den Tumult zu vermehren. Rubow aber war

so glücklich, den Droschquier mit seinem Droschkenpferde wieder aufzufinden. Dieser spannte das Pferd wieder an und Rubow stieg zu seiner Geliebten in den Wagen und gebot dem Kutscher, vor das Hotel de Rom zu fahren.

Herr von Kater hatte sich unbemerkt entfernt. Auch dem jungen Republikaner war es gelungen, den „Schergen des Polizeistaats", wie er die Constabler nannte, zu entkommen und im vollen Trabe eilte dieser nun nach dem Zeughause, wo der Sturm schon ausgebrochen war; dort glaubte er sich für die große Volkssache noch nützlicher machen zu können, als wenn er als Märtyrer der Freiheit das Stadtvogteigefängniß bezog.

Als aber die Droschke sich in Bewegung gesetzt hatte und aus dem Volksgewühl erlöst war, gaben Rubow und Clara ihren Gefühlen Worte. Das sittenreine, junge Mädchen ließ nur errathen, welchen Gefahren sie entgangen war. Rubow war darüber außer sich.

„Der gute Ruf meiner Braut", sprach er, „ist das Heiligste, was ich kenne. Um diesen zu bewahren, kann ich mich nicht entschließen, Dich in meine Privatwohnung einzuführen. Es ist ein Chambregarni, deren Wirthin, eine ehrbare Wittwe, mit Argusaugen den guten Ruf ihres Hauses und damit die Sittlichkeit ihres Chambregarnisten überwacht. In Berlin aber passiren so viele Mysterien, daß man es der braven Frau nicht

hätte verdenken können, wenn sie bei dem Uebernachten eines jungen Mädchens in meiner Wohnung sich das Aergste gedacht hätte."

Das war der Beweggrund, weshalb Dr. Rubow seine Braut nach dem Hotel de Rom fuhr und sich dort, wo so viele Fremde verkehrten, daß es Niemandem einfiel, in die Privatverhältnisse der Gäste eindringen zu wollen, ein Zimmer geben ließ.

Hier erst, als Beide allein waren, gaben sie sich dem vollen Erguß ihrer Zärtlichkeit hin.

Nun erzählten sie einander ihre Schicksale. Rubow schilderte, wie er von Fritz Ohnesorge erfahren habe, wo sie sich aufgehalten, wie es ihm aber unmöglich gemacht worden sei, sie zu sehen. Man habe zuletzt, als er mit der Polizei gedroht, versichert, die Clara sei heimlich aus dem Dienst entwichen. Der alte Bediente habe ihn sogar eines Tages mit der scheinbar größten Treuherzigkeit von der Welt in angeblich allen Gemächern des Hauses umher geführt, zuletzt auch in ein kleines Stübchen, worin er sogleich ihren Kanarienvogel und ihre geschweifte Commode von Nußbaumholz erkannt habe; aber sie, die er suchte, sei nicht dagewesen.

Als sich Clara näher nach der Zeit dieses Besuchs erkundigte, ergab es sich, daß es gerade ein Nachmittag gewesen, an welchem sie mit ihrer Gebieterin eine

Spazierfahrt nach Charlottenburg gemacht hatte. So hatte das Schicksal mit ihnen gespielt. Nun aber waren sie wieder vereinigt und Rubow versicherte, daß nichts auf der Welt wieder sie trennen sollte.

Aber da fingen sie an zu rechnen, ob sie wohl bei bescheidenen Ansprüchen ein selbstständiges Familienleben begründen könnten und es zeigte sich, daß Rubow's ungewisses Einkommen nicht einmal genüge, ihn ganz allein kümmerlich durchzubringen, um so weniger eine Frau an seiner Seite zu ernähren. Gehalt bezog er nicht von der Universität; ein Collegium, das er las, war wenig von zahlenden Studenten besucht, wobei es jedoch an Hospitanten nicht fehlte. Schriftstellerische Arbeiten an wissenschaftlichen Journalen wurden sehr gering honorirt. Diese kleine Einnahme, welche seit den Märzereignissen noch abgenommen hatte, reichte kaum hin, nur die nothwendigsten Bedürfnisse an Miethe, Mittagstisch, Holz und Torf zu decken. Seine medicinische Praxis bestand in der Behandlung von armen Kranken, die natürlich nicht zahlen konnten.

„Aber es leben ja jetzt so Viele von der Demokratie," sprach Clara, die in ihrer Unschuld die ganze Demokratie als ein gutes Geschäft betrachtete und damit so unrecht nicht hatte.

„Das ist eben das Schändliche und Abscheuliche," rief Rubow mit empörtem Gefühl, „daß so viele elende

Subjecte, die, weil sie nichts Gründliches gelernt haben, und zum Arbeiten weder Geschick, noch Beharrlichkeit haben, sich als Volksredner an die Spitze der Bewegung stellen, von den fremden Emissären der Propaganda sich bezahlen lassen, durch aufregende Placate oder schlechte Witze in Bummlerzeitungen Geld verdienen, bei jedem Krawall an der Spitze stehen, Clubs und Volksversammlungen begründen und für wohlthätige oder liberale Zwecke Sammlungen veranstalten und das Geld in die Tasche stecken; daß solche Subjecte, denen die urtheilslose Menge wie eine Hammelheerde dem Leithammel folgt, nicht selten in den Polizeilisten als Observaten, bestrafte Diebe und Betrüger, entlassene Züchtlinge und Vigilanten verzeichnet stehen, die sich, wenn sie Hunger und Durst haben, selbst dem Denunciantenclub verdingen; daß andere Demokraten hirnlose Schwärmer, Ideologen sind, die, was wir namentlich in der Frankfurter und der Berliner Linken beobachten, unhaltbare, unausführbare, in der Luft schwebende Ideen über Volkswirthschaft, Staatsleben, deutsche Grundrechte und deutsche Einheit auf der Tribune von sich blasen. Oder es sind auch solche unter den Demokraten und das ist die Mehrzahl, die nur die Mode mit machen; die aus Eitelkeit und um sich Anhang zu verschaffen, einige demokratische Schlagwörter auswendig lernen, dann damit reichlich ausgestatteten Unsinn als

langbärtige Volksredner in die Welt hinein donnern. O, wahrlich! die Demokratie ist tief gefallen, durch ihre eigenen eifrigsten Anhänger. Ist auch der große Gedanke der Demokratie, daß das ganze Volk als vernünftige und würdige Männer damit berufen ist, ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten in der Familie, in der Gemeinde, wie im Staate selbst zu ordnen, ein schöner, großer und erhebender, aber nur in der Idee, so tritt damit in der Wirklichkeit die Unwissenheit, Phantasterei, moralische Versunkenheit, Selbstsucht und Eitelkeit so vieler Menschen, die als Demokraten den Staat beherrschen wollen, in so schroffe Widersprüche, daß die Demokratie, wie sie sich wirklich gestaltet hat, zu einer hohlen und leeren Phrase herabgesunken ist; welche, da sie ihr geistiges Gewicht verloren hat, keine andere Waffe mehr zu führen weiß, als Anarchie und Pöbelherrschaft, womit sie alle Vernünftigen und Besonnenen, alle wahren Volks- und Vaterlandsfreunde, und alle Besitzenden von sich abwendet. Ja wahrlich, hätte seit den Märztagen die wahre und edle Demokratie die Herrschaft und Anerkennung, die sie durch den Umschwung der Ideen des Zeitgeistes selbst auf dem Boden der Revolution errungen hatte, mit Vernunft, Besonnenheit, geregelter Kraft und Mäßigung benutzt, so würden jetzt schon die Nationalversammlungen, anstatt mit deutscher Professorenweisheit ein weitläufiges und

bodenloses Theoriengewebe eines nie fertig werdenden Verfassungswerkes zusammen zu leimen, uns längst schon in wenigen, stark ausgeprägten Zügen eine Grundverfassung gegeben haben, die, indem sie die Freiheiten der Märzerrungenschaften dem Volke verbriefte, Ruhe, Frieden, Ordnung und Handel und Wandel wieder hergestellt hätte. Wie aber die Angelegenheiten jetzt stehen, so hat die Demokratie ihre eigene Sache in die Luft verpufft. Ich habe geschwärmt für die Demokratie in ihrer höchsten und edelsten Bedeutung, aber ich schwärme nicht mehr dafür; ich begreife, daß ihre Ideale in der so gebrechlichen Wirklichkeit nicht ausführbar sind, und um noch zu retten, was zu retten ist, vertraue ich dem Könige, daß er seine Verheißungen redlich erfülle und will eine starke Regierung, welche die Macht haben muß, alle die Ausartungen einer mißverstandenen, irregeleiteten Demokratie und sei es mit der Spitze der Bajonnette zu unterdrücken. Darum aber bin ich noch nicht Reactionär; denn eine Rückkehr zu dem alten und veralteten Militär-, Polizei-, Beamten- und Aristokratenstaat wäre ein Unglück für Volk und Land. So ist auch die politische Gesinnung meines Freundes, Graf Roger in Potsdam; morgen wollen wir hinüber fahren, vielleicht gelingt es ihm, meiner holden Clara in seiner Familie Aufnahme zu verschaffen."

Dieser Beschluß wurde gefaßt, als draußen auf der Flur eine Diversion erfolgte, die wir später erzählen wollen.

2.

An demselben Mittage, nachdem in den Schloßportalen von den unruhigen Volksmassen die neuen eisernen Gitterthorflügel ausgehoben waren, zog sich der Gardelieutenant, Graf Roger von Padden-Triton, der voll Entrüstung diese Entweihung des Burgfriedens des Königshauses durch einen zügellosen Pöbel mit angesehen hatte, zurück. Für den Abend ließ die große Bewegung in den Volksmassen, die Alarmirung der Bürgerwehr und das Consigniren des Militärs in die Kasernen noch ärgere Volkstumulte erwarten.

Er kehrte so eben in voller Uniform mit dem Spitzhelm, dessen in Silber geprägter Adler das Vorderschild bildete und im Waffenrock mit dem Degen an der Seite aus dem prachtvollen, neuen Hotel des Kriegsministeriums auf der Leipziger Straße zurück. Der Kriegsminister hatte ihn hart angelassen wegen seiner demokratischen Gesinnungen und ihm die seines Vaters und Bruders zum Muster gestellt. Da sein erneuertes Gesuch, nach Schleswig zur activen Armee versetzt zu werden, abgeschlagen war, so hielt er es jetzt für Ehrensache, nochmals seinen Abschied zu fordern. Er er-

hielt denselben ziemlich in Ungnaden, also ohne das Recht, die Armeeuniform ferner tragen zu dürfen. Damit war nun Roger frei, frei wie ein Vogel in der Luft; denn selbst von dem Familiendespotismus seines Vaters konnte er sich erlöst fühlen, wegen der Erbschaft, die ihm von einem Oheim zugefallen war. Und so hatte er denn nur noch einen Gedanken, der ihn glücklich machte, trotz aller Widersprüche seiner Familie, sich mit seiner geliebten Jenny, wenn es nicht anders möglich sei, im Auslande heimlich zu vermählen, da in Preußen die Gesetze eine Ehe eines Edelmanns mit einer Person geringeren Standes als Mesalliance für ungültig erklären.

Gestützt auf seine nunmehr freie Stellung, glaubte er endlich den bisherigen Widerstand des tugendhaften Mädchens überwinden zu können und fuhr mit dem Eisenbahnzuge zurück nach Potsdam.

Von dieser Hoffnung belebt, betrat er um 6 Uhr Abends das elterliche Haus vor dem Jägerthore bei Potsdam, wo er ein freundliches Stübchen bewohnte. Da überreichte ihm sein Bedienter das Schreiben Jenny's und sagte dabei, Fräulein Jenny sei ausgegangen; man wisse nicht wohin.

Roger zog sich zurück und las. Nichts gleicht seinem Erstaunen und Schreck, seinem Schmerz und seiner Entrüstung. Im ersten Augenblick rief er aus: „O

Weiber, Weiber! auch sie hat mich getäuscht; sie liebte heimlich jenen furchtbaren, leidenschaftlichen Italiener, der schon lange der Schrecken des Hauses ist, während mir ihr Blick Liebe log! o schrecklich, schrecklich! Diese Täuschung überlebe ich nicht!"

Doch bald gewann ein besseres Gefühl in seiner Seele die Oberhand. „Es ist unmöglich," sprach er zu sich selbst, „dieser himmlische Engel an Reinheit und Herzensgüte ist einer solchen Täuschung nicht fähig. In ihrer Seele, die von den höchsten und erhabensten Gefühlen durchdrungen ist, kann eine solche Gemeinheit nicht aufkommen. Es muß ein anderer Grund sie dazu bewogen haben, und wenn mich nicht mein eigenes Gefühl täuscht, so kann es nur ein edler Zug ihres Charakters, der Gedanke sein, mich zu veranlassen, sie aufzugeben, um nicht, wie sie schon öfter angedeutet hat, Vertrauen und Wohlwollen mit Undankbarkeit vergelten zu müssen."

Durch diesen Gedanken schon etwas mehr beruhigt, ging er zu seiner Schwester, die er zum Glück allein traf, nachdem die Familie eben nach Glienicke zurückgekehrt war. Er fand sie ebenso betrübt über Jenny's Verschwinden. Ihr Brief lag geöffnet vor ihr auf dem Nähtisch. Bald verständigten sich die Geschwister daüber. Sie waren einerlei Meinung, daß Jenny nur aus den edelsten Beweggründen so gehandelt haben konnte.

Nun zweifelte Roger keinen Augenblick mehr, daß sie noch diesen Abend und zwar, wie die Umstände ergaben, mit dem Fünf-Uhr-Zuge nach Berlin gefahren sei. Sogleich entschloß er sich, selbst dahin zu eilen. Das konnte aber nicht früher, als mit dem um sieben Uhr abgehenden Zuge geschehen. Er eilte auf sein Zimmer zurück und vertauschte seine Uniform mit einer bürgerlichen Kleidung. Dann aber fiel es ihm schwer aufs Herz, daß es unmöglich sein werde, in dem großen Berlin die Entflohene zu finden. Doch rechnete er auf das Glück der Liebe. Da er im elterlichen Hause an eine freie Selbstständigkeit gewöhnt war, so brauchte er von seinem Vorhaben, wovon er jedoch seine Schwester unterrichtete, seinen Eltern nichts zu sagen; er ging also etwa Dreiviertel auf sieben Uhr durch das Jägerthor, die Lindenstraße mit den schönen schattigen Bäumen entlang und über die Brandenburgerstraße nach der Waisenstraße, wo vor dem schönen Gebäude des Casino Droschken einen Standplatz hatten. Hier bestieg er eine derselben und fuhr nach dem Bahnhof.

Er glaubte, daß seine Abreise unbemerkt geschehe; aber dem war nicht so. Das Argusauge der lauernden Eifersucht hatte ihn beobachtet. Es war Birboni, der bereits früher seine Angelegenheiten geordnet, vom Grafen und der Gräfin seinen Abschied genommen, seine Sachen auf die Eisenbahn geschickt hatte und nun in

jedem Augenblick zur Abreise bereit war. Er folgte dem jungen Grafen, sah, wie er in eine Droschke stieg und vom Casinogebäude aus in der Richtung nach dem Bahnhof hin davonfuhr.

Da er nicht zweifelte, daß Jenny mit dem Fünf-Uhr-Bahnzuge schon nach Berlin abgefahren sei, so hielt er es allerdings für unwahrscheinlich, daß der ihr jetzt nachfolgende junge Graf sie in Berlin auffinden werde. Indeß ein Gefühl von Unruhe und Eifersucht trieb ihn an, dem Grafen zu folgen, um ihn ferner beobachten zu können. So bestieg auch er eine Droschke, kam aber später auf dem Perron des Bahnhofs an, wo der Graf nicht mehr zu sehen war. Um selbst nicht von ihm bemerkt zu werden, setzte er sich rasch in einen der letzten Wagen dritter Classe und verschwand dort unter der Menge der Mitfahrenden aus den unteren und mittleren Ständen.

Birboni ahnete nicht, was vorgefallen war. Ein Zufall, oder, wenn wir wollen, ein diesem unnatürlichen Verhältnisse feindseliges Geschick hatte es gefügt, daß Jenny einige Minuten nach fünf Uhr auf dem Bahnhof ankam und eben aus dem Wagen stieg, um ein Billet zu lösen, als die schrillende Dampfpfeife der Locomotive ertönte und mit schnaubenden Nüstern das glühende Ungeheuer mit dem gestreckten Schlangenleibe einer langen Wagenreihe davonfuhr.

So blieb denn dem jungen Mädchen mit seinen schwer gepreßten Gefühlen nichts übrig, als sich in einen Winkel eines der Empfangzimmer in dem mit so vielem Luxus erbauten neuen Empfangsgebäude zu setzen, den grünen Schleier über das Gesicht herabfallen zu lassen und die in solcher Lage unendlich langen zwei Stunden bis zur nächsten Fahrt um sieben Uhr abzuwarten.

Jenny wurde in dieser Zeit weder bemerkt, noch beobachtet. Eine Fieberhitze durchglühte ihre Adern und trocknete ihre Zunge. Sie ließ sich ein Glas Zuckerwasser geben; aber diese Erfrischung vermochte ihr weder Kühlung, noch Linderung zu bringen.

So kam endlich der entscheidende Augenblick heran, der sie von Allem, was sie auf Erden noch liebte, trennen sollte. Sie schrak zusammen, als der Klingelzug ertönte, der den nahen Abgang des Wagenzuges verkündete.

Um auf dieser Fahrt möglichst ungestört zu sein, hatte sie ein Billet für ein Coupé erster Classe gelöst und äußerte gegen den die Thüre öffnenden Wagenmeister den Wunsch, allein zu bleiben.

„Das wird nicht möglich sein," entgegnete dieser, „wenn Sie nicht das ganze Coupé für sich allein gemiethet haben und dieses noch an der Casse zu bewerkstelligen, wird es an Zeit fehlen. Ich werde Sie indeß gegen Herren Besucher ziemlich sicher stellen, durch

ein Mittel, das die Rauchliebhaber, und das sind die Meisten, zurückschreckt." Er hing eine Tafel an die Einsteigethür, worauf die Worte standen: „Für Nichtraucher!"

Nun glaubte sich Jenny sicher gegen jede Störung. Sie ließ sich nieder auf dem letzten der drei mit üppiger Elasticität gepolsterten Sessel, die den drei großen Spiegelscheiben der Fenster in diesem vordern Coupé sich gegenüber befinden. Die Thür wurde zugemacht; Jenny ließ noch das grünseidene Rouleau herab und überließ sich endlich, in wohlthuende Thränen ausbrechend, ihren schmerzlichen Träumereien über ein so entsetzlich feindliches Geschick. Die erste Classe wird wenig befahren, da Minister und Generale sich der ebenso eleganten und bequemen Einrichtung der zweiten Classe zu bedienen pflegen, und so wurde sie denn wahrhaft überrascht und erschreckt, als kurz vor der Abfahrt des Zuges noch einmal die Thür des Coupé geöffnet wurde und ein Herr in Civilkleidung hereintrat, der, die darin sitzende Dame höflich und fremd grüßend, sich in den ersten Sessel zunächst der Thür niederließ.

Ungestüm klopfte ihr Herz, als sie ihn erkannte, den ihr das Schicksal im rettenden Augenblick zugeführt hatte; es war Graf Roger, der Geliebte ihres Herzens, dessen Nähe sie im Pflichtgefühl ihres starken Charakters floh. Jetzt galt es Vorsicht und Festigkeit zu beobachten.

Ein Augenblick Schwäche oder Unvorsichtigkeit konnte Alles verrathen. Sie hob den Schleier nicht, der ihre schönen, kummervollen Züge und ihre Thränen verbarg und wendete den Kopf nach der anderen Seite.

Graf Roger war viel zu tief versunken in seinen Gedanken, welche die heiligsten Gefühle seines Innern in die schmerzlichste Aufregung brachten, um weiter das ihm vermeintlich fremde Frauenzimmer in seiner Nähe zu beachten.

Die Locomotive pfiff und der Zug setzte sich in Bewegung. Das langsame Puck, Puck, Puck der Maschine wurde immer schneller; Roger bat um Erlaubniß, das Rouleau aufziehen und das Fenster öffnen zu dürfen, und Jenny gewährte mit einem schweigenden Kopfnicken diese höfliche Bitte.

Noch einmal warf sie einen Blick auf die reizend jenseits der Havel belegene Stadt und die herrliche Wasserperspective, die sich am prinzlichen Park auf dem Babertsberge bis nach Klein-Glinicke hinaufzog und wie ein schmerzlicher Stich durch das Herz traf sie der Gedanke, daß sie nun für immer diese schöne Gegend verlassen sollte, wo sie in harmloser Unschuld die glücklichsten Tage ihres Daseins verlebt hatte, bis die unglücklichste aller Leidenschaften, eine hoffnungslose Liebe, über sie gekommen war. Ein tiefer Seufzer entwand

sich ihrer Brust und schweigend ertrug sie den ungeheuren Schmerz.

So kamen unsere Reisenden schweigend bis Zahlendorf, etwas über die Hälfte der vier Meilen von Potsdam nach Berlin. Hier ging der Zug langsamer, dann hielt er still, um einige Fahrgäste abzusetzen, die von Potsdam bis dahin mitgefahren waren.

Das waren ein paar lange peinliche Minuten. Der Wind hatte sich etwas aufgemacht und blies den Rauch von der nicht gar weit entfernten Locomotive in das offene Fenster. „Darf ich das Fenster schließen?“ fragte er die junge Dame höflich, „ich besorge, daß Zugluft und Rauch Sie incommodiren.“

Jenny erschrak heftig bei dieser unerwarteten Anrede. Die Furcht, sich zu verrathen, machte ihr eine Antwort unmöglich. Selbst nicht einmal durch eine Neigung ihres Kopfes ihm ihre Zustimmung zu erkennen zu geben, wagte sie, weil es dabei unvermeidlich gewesen wäre, ihr Gesicht ihm zuzuwenden.

Dieses Benehmen mußte dem Grafen auffallen. Er hielt es für eine sehr unzeitige Prüderie und wiederholte seine Frage in etwas gereizter Stimmung mit dem Zusatz: „Wenn es vielleicht der gnädigen Dame genehm wäre, mich einer kleinen Antwort zu würdigen.“

In der Furcht entdeckt zu werden, griff Jenny an ihren Schleier, den der Wind lüftete, vielleicht etwas

zu heftig für das zarte Bändchen, das ihn am Hut befestigte. Unter der krampfhaft zuckenden Bewegung ihrer Hand riß das Bändchen, der Schleier fiel und Roger erkannte die feinen, jetzt todtblassen Gesichtszüge seines geliebten Mädchens.

„Jenny! um Gott Jenny! geliebte Jenny! Sie hier in meiner Nähe?“ rief er aus und indem er seinen Sessel verließ und sich an ihrer Seite niedersetzte, ergriff er ihre Hand, die er mit lebhafter Wärme an seine Lippen zog.

„So entkommen Sie nicht; Gottes Fügung, der unsere Trennung nicht will, hat uns wieder zusammengefügt. Ich bin frei, wie der Vogel in der Luft, jetzt müssen Sie die Meinige werden.“

„O, ich bitte, beschwöre Sie, Herr Graf, verschonen Sie mich. Sie wissen ja, meine Hand ist nicht mehr frei, ich bin gebunden; ob es verhaßte, unglückselige Bande sind oder nicht, die ich aus Pflichtgefühl schloß, das bleibt sich gleich; meine Pflicht trennt uns auf ewig und übergiebt mich dem Gatten, dem ich mich verlobte.“

„Jenny, Sie haben es vergeblich versucht, mir Zweifel an der Reinheit ihrer Gesinnung einzuflößen. Ich erkenne, daß es die edelsten Beweggründe waren, die Sie vermochten, die Hand dieses gefährlichen Bösewichts anzunehmen, der sich in die Gunst meines Va-

ters einzuschmeicheln gewußt hatte. Ihm das Wort zu brechen, ist kein Unrecht; denn Sie gaben es mit innerem Widerstreben, ohne die Stimme des Herzens zu hören. Noch einmal, sein Sie die Meinige, ich bin jetzt mein eigener Herr, ein freier Mann, der Wille meines Vaters hat keine Macht mehr über mich.“

Jenny dachte einen Augenblick nach. Dann hob sie ihren schönen Kopf und schaute ihm mit ihren seelenvollen Augen in die seinigen. Es war die Ruhe des festen Entschlusses einer starken Seele über sie gekommen und sie sprach:

„Hören Sie mich, Graf Roger, mein Entschluß ist gefaßt, ich werde ihn dem Freunde mittheilen; denn mehr dürfen Sie mir jetzt nicht sein. Da Sie im Vertrauen auf meine edlere Gesinnung sich selbst vom Scheine des Gegentheils nicht täuschen ließen, so würde meine Opferung durch eine Verbindung, die mich unglücklich machen würde, nicht den Zweck erreichen, Sie von Ihrer unglücklichen Leidenschaft zu heilen. Ich bin daher entschlossen, eine Verbindung abzubrechen, die schon darum eine unmoralische ist, weil sie eine Lüge sein würde. Der Förster Birboni wird sich darüber nicht beschweren können; denn er muß sich selbst sagen, daß er nur durch Bedrohung Ihres Lebens meine Einwilligung erzwang. Ja, mein Freund, Ihr Leben ist bedroht von diesem leidenschaftlichen, eifersüchtigen Ita-

liener, hüten Sie sich also vor Meuchelmord, und könnten Sie mir ein anständiges Asyl der Zurückgezogenheit verschaffen, wo ich mein Leben in möglichster Einsamkeit verbringen kann — ohne Sie wieder zu sehen, oder auch nur in brieflicher Verbindung mit Ihnen zu bleiben, so würden Sie mich zum Danke verpflichten. Wäre ich Katholikin, mir würde in der Stille eines Klosters bald geholfen sein, aber als Protestantin . . ."

„Liebe, theuere Jenny, Sie machen mich glücklich, indem Sie mir den Schmerz der Entsagung bringen. Ihre Verbindung mit jenem Unwürdigen hätte ich nicht überlebt, wenigstens einer von uns Beiden müßte sterben; aber die Trennung, die, wie ich hoffe, keine ewige sein wird, werde ich mit der Resignation zu ertragen wissen, von der Sie mir ein so schönes Vorbild geben. Ich achte und ehre die edlen Gesinnungen, welche die Richtschnur Ihres Handelns sind, und werde für ein Asyl sorgen, in welchem keine Leidenschaft von Außen her Sie beunruhigen soll."

Unter solchen Gesprächen, die, weil ein Entschluß einmal gefaßt war, immer mehr die Gemüther der Liebenden beunruhigten, wurde Berlin erreicht.

Das Getümmel der Aussteigenden auf dem Perron schien sie gegen jede Beobachtung zu schützen. Aber der Verfolger dieser Liebenden war aufmerksam und schnell. Vertrauend hing sich Jenny an Roger's Arm.

Es gereichte ihr zur Beruhigung, daß sie von einem beschützenden Freunde geführt wurde. Sie sagte ihm, daß sie Birboni versprochen habe, seiner im Hotel de Russie zu warten; deshalb entschied der junge Graf für das Hotel de Rom. Unangefochten hatten sie eine Droschke bestiegen. Sie ahnten nicht, daß der Italiener unmittelbar hinter ihnen eine andere Droschke bestiegen und dem Kutscher einen Thaler geboten hatte, wenn er jene Droschke nicht aus den Augen lassen würde.

So fuhren sie denn die Leipziger Straße hinauf und wurden zuerst aufgehalten durch den bedeutenden Auflauf, der vor dem neuen großartigen Hotel des Kriegsministeriums auf Entscheidung wegen der Volksbewaffnung harrenden Volksmenge stattfand.

3.

In dem Wagen, der dicht hinter der Droschke, in welcher sich der Graf und Jenny befanden, fuhr, saß der Jäger schäumend vor Wuth und mit den Zähnen knirschend. Er zog den Hirschfänger, den er trug, aus der Scheide und versuchte die Spitze und Schneide desselben; beide waren haarscharf, denn Birboni hatte seinem Groll nachhängend seit einigen Tagen die Klinge desselben geschliffen. In einer besondern Abtheilung der Scheide steckte noch ein Waidmesser, ein scharfes dolchartiges Messer mit scharfem Rücken, dessen sich die Jäger

auf der Jagd bedienen, um einem angeschossenen Wilde vollends das Garaus zu machen. Birboni war mit der Untersuchung der Brauchbarkeit seiner Waffen sehr zufrieden und sprach: „Jetzt könnte ichs vollbringen. Im Volkstumulte entkäme ich am leichtesten und wenn ich auch gefangen und als Meuchelmörder hingerichtet würde, was wäre daran verloren? ein Leben ohne Werth für mich, wenn ich dieses Mädchen, das ich mit glühender Leidenschaft liebe, nicht besitzen soll.

Mit diesen Mordgedanken stieg er aus dem Wagen und schlich sich heran an die von Menschen umdrängte Droschke. Thüren und Fenster derselben waren zugemacht. Der Kutscher schlug auf das Pferd, um durch die dichte Volksmenge zu dringen. Aber mit Geschrei und Zuruf: „Still halten!" fiel man dem Pferde in die Zügel. Einen schwachen Lichtschein warf die Laterne vor dem Ministerhotel auf die bewegte Volksmenge, auch auf die braunbärtigen Züge des Mörders, der mit krampfhafter Wuth den Griff seines Hirschfängers umkrallte.

So stand er lange zögernd, endlich entschlossen, riß er die Wagenthür auf und zog wuthentflammt mit Blicken, die keinen Zweifel in seiner Absicht ließen, seinen Hirschfänger aus der Scheide.

„Habe ich endlich den Entführer meiner Braut auf der That ertappt?" grollte er zwischen den Zähnen, „nun stirb, Elender!"

Mit diesen Worten zuckte er den Stahl gegen den Wehrlosen, noch einen Augenblick und er war verloren; da packte eine kräftige Faust seinen Arm und ein bleicher junger Mann, der diesen Griff gethan hatte, sprach mehr freundlich als zürnend: „Sie scheinen im Irrthum zu sein, Herr Kamerad, es ist kein Fürst und kein König, den Sie ermorden wollen; nur in diesem Falle würden sie die Republik gefördert und sich ein Verdienst um das Volk erworben haben. Als gemeiner Mörder aber gehören Sie auf das Schaffott, kommen Sie zum Staatsanwalt, das ist ein prächtiger Popanz, um die Mörder und Diebe zu schrecken."

Mit diesen Worten hatte er durch einen mehr gewandten als kraftvollen Griff dem erschrockenen Italiener den Hirschfänger entrissen und übergab ihn den Arbeitern, über die er einen Oberbefehl zu führen schien.

Das war wieder der Republikaner Fritz vom Voigtlande, der überall zu finden war, wo es nur immer in Berlin einen Straßenkrawall gab.

Jetzt blickte der junge Mann in den Wagen und sagte, indem er höflich seinen Calabreserhut mit der rothen Feder abnahm: „Es wird sehr nützlich sein, daß die Herrschaften nur eiligst sich verziehen, ehe die Volksjustiz aufwacht und eine Lynch-Keilerei die in Droschken fahrenden Aristokraten für ihren Hochmuth bezahlt.

Wo wollen sie hin, ich werde Ihnen als Sauvegarde dienen."

Graf Roger dankte dem so wild und doch dabei gutmüthig aussehenden jungen Manne und sagte, daß sie nach dem Hotel de Rom zu fahren wünschten.

„Das ist freilich weit von hier, indeß ich bringe Sie hin, es giebt noch mehrere Straßenemeuten, die wir auf diesem Wege zu passiren haben."

Die Bürgerwehr rückt an, riefen mehrere Stimmen hinter ihnen.

„Platz da, die Bürgerwehr," schrie Fritz Ohnesorge, indem er den Wagen schloß; „wer Courage hat, laufe was er kann."

Damit entriß er dem wie versteinert auf dem Bocke sitzenden Droschkenkutscher die Peitsche, schwang sich auf das knickebeinige Roß, ließ die Peitsche knallen über die Köpfe der Bummler und Straßenbuben und rief: „Platz da, souveränes Volk! Ich bringe gefangene Aristokraten, welche die ersten sein werden, die morgen nach der Proclamation der Republik im Lustgarten guillotinirt werden sollen."

Es lag ebenso viel Humor als Ernst in diesem Zurufe, und unmöglich hat Don Quixote auf seiner Rosinante einen komischeren Anblick gewährt, als hier der junge Republikaner in seiner Freischaarenblouse, mit dem Calabreserhute und dem Schleppsäbel.

Der Pöbel wich und das Droschkenpferd durch Peitsche und Hacken zugleich getrieben, setzte sich in möglichst beschleunigten Trab.

„Gott sei gedankt, unser Leben ist gerettet," sprach Jenny, indem sie die Hand ihres Geliebten drückte.

„Nur das meinige war in Gefahr," sprach der Graf, wobei er die liebe Hand küßte.

„Und ich hätte Ihren Tod nicht überlebt," entgegnete Jenny durch das Ereigniß erschüttert, sie war so ergriffen, daß sie mit einer Anwandlung von Ohnmacht kämpfte und macht= und willenlos an seine Brust sank. Ebenso macht= und willenlos ließ sie sich von ihm küssen. Sie befand sich wie in einem Traumleben. Jeder Gedanke an Widerstand war von ihr gewichen; es war ein süßer, von Wonne durchschauerter Moment, in welchem Sie jedoch wie einen Stich durchs Herz fühlte bei dem Gedanken, es ist ja doch Alles unmöglich, wir müssen — wir müssen uns trennen!"

Indem sie weiter fuhren, hatten sie keine Ahnung davon, daß der Schreckliche ihnen auf dem Fuße folgte. Im Getümmel, das durch die andringende Bürgerwehr veranlaßt war, entkam er den Leuten, die ihn festgehalten hatten, zwar ohne Mütze und Hirschfänger, aber die Scheide desselben hielt er noch in der Hand und in dieser steckte das scharf und spitz geschliffene Waid=

messer; das genügte dieser italienischen Banditennatur, um die entsetzliche That zu vollenden.

So sah er unbemerkt, wie Graf Roger und Jenny vor dem Hotel de Rom ausstiegen und von dem goldbetreßten Portier in das Innere des Gasthauses über den erleuchteten Hausflur geführt und dort dem Oberkellner übergeben wurden, der es übernommen hatte, den vornehmen Gästen, wovon er den Grafen erkannte, denn dessen Familie pflegte dort abzusteigen, wenn sie nach Berlin kam, ihr Logis anzuweisen. Er führte sie die breite Treppe hinauf durch einen langen Corridor, der in der bereits eingetretenen Abenddämmerung noch nicht erleuchtet war.

Ungehindert folgte ihnen der Jäger. Man ließ ihn überall passiren, weil er noch die bekannte Livree des gräflichen Hauses trug und das Defecte seines Anzuges nicht bemerkt wurde. Eben war der Oberkellner beschäftigt, die Thür des den Fremden bestimmten Logirzimmers aufzuschließen, da sprang der entsetzliche Mensch vor und führte einen wüthenden Stoß mit dem dolchartigen Messer gegen Roger's Brust; aber Jenny hatte diesen Anfall zuerst bemerkt, sie sah in der Abenddämmerung das blitzende Messer in der geschwungenen Faust des heranspringenden Banditen blitzen. Seine Augen glühten wie feurige Kohlen und mit dem Ausrufe: „Hülfe! Mörder!“ riß sie den geliebten Freund

am Arme zurück. Und dennoch traf der Stoß, das Messer drang ihm bis ans Heft ins Fleisch, zum Glück nur in Folge der durch Jenny veranlaßten raschen Bewegung durch das Muskelfleisch des linken Oberarmes, ohne die Pulsader zu durchschneiden. Rasch zog Roger das blutige Messer aus der Wunde und rief dem betroffenen Mörder zu, indem er es gegen ihn zuckte: „Rühre Dich nicht vom Flecke oder Du bist des Todes, Verbrecher!“

Diese geräuschvolle Scene hatte Hülfe herbeigerufen, ehe Graf Roger in Folge des Blutverlustes in Ohnmacht sank. Die nächste Thür öffnete sich und heraustrat Doctor Rubow, gefolgt von Clara, die ihn zurückhalten wollte. Rubow erkannte augenblicklich den Freund, ahnete, was geschehen war, ergriff den jetzt fliehenden Mörder. Auch der Kellner sprang herbei und hielt ihn fest. Rubow übergab ihn den von allen Seiten herbeistürzenden Kellnern, Hausknechten und Fremden und empfahl ihm die Hände auf den Rücken zu binden und ihn der Polizei zu übergeben; dann eilte er wieder zu dem Verwundeten zurück. Dieser war indeß in der Anwandlung einer Ohnmacht nur noch von den beiden jungen Mädchen aufrecht erhalten.

Rubow trug ihn in das geöffnete Zimmer und legte ihn auf dem Sopha nieder. Schnell wurde der Aermel des Rocks und der mit Blut getränkte des Hemdes

aufgeschnitten und der junge Arzt überzeugte sich bald, daß hier keine Gefahr sei, wenn nur die Blutung gestillt werden könne; das geschah durch eine angelegte Compresse und Roger erholte sich wieder nach der Anwendung von Riechsalz.

Das Wiedererkennen der beiden Freunde unter solchen Umständen gab eine rührende Scene. Jenny's Thränen und Clara's Mitgefühl harmonirten mit dem Erguß der Herzen, die sich im warmen Dankgefühl zu Gott erhoben über die wunderbare Rettung aus einer schrecklichen Lebensgefahr. Dann besprachen sie das Ereigniß, und Rubow stellte seinem Freunde seine geliebte Braut vor. So auch Graf Roger die seinige. Nach solchen Ereignissen vermochte auch Jenny keine Zurückhaltung mehr zu beobachten. Sie gab sich ganz dem Gefühl der Liebe hin, welches ihr ganzes Seelenleben durchwehte, und sprach nun, aber mit der Entschiedenheit eines Entschlusses, der weder Widerspruch, noch Abänderung zuließ: „Es würde über menschliche Macht gehen, meine Gefühle jetzt noch verleugnen zu wollen, aber ein Anderes ist es, sich davon hinreißen zu lassen. Ich gestehe offen, daß ich meinen theuren Freund, Graf Roger, über Alles liebe, aber seine Gattin kann ich nie werden, ohne die Einwilligung seiner Familie."

Unbemerkt war in die halboffene Thür ein hochge=

wachsener junger Mann in eleganter Civilkleidung getreten. Kaum ließ sich in der Dämmerung noch erkennen, daß er einen feinen blonden Schnurrbart und blaue Augen in den feinen, fast mädchenhaft zarten, aristokratischen Gesichtszügen trug.

Es war der Rittmeister Graf Arnold von Padden-Triton, der unbemerkt die letzten Worte Jenny's gehört hatte. Auch er war mit demselben Eisenbahnzuge von Potsdam gekommen, wenn auch in anderer Absicht, wie wir später erfahren werden. Ihm war es in Potsdam nicht unbekannt geblieben, daß Jenny entflohen war. Auch hatte er bemerkt, daß sein Bruder in einem mehr vorn in der Nähe der Locomotive stehenden Waggon ein Coupé bestieg. Er zweifelte nicht, daß es auf eine Entführung Jenny's abgesehen war und glaubte sich berufen, einen Familienscandal abzuwenden. Das war der Grund, weshalb er, ehe er sich zu seiner Braut, die Marquise, begab, nach dem Absteigequartier der Familie, dem Hotel de Rom fuhr. Dort auf dem Hausflur brachte man ihm den Italiener gebunden entgegen und dort erfuhr er dessen versuchten Mordanfall gegen seinen Bruder. Er ließ sich nach dessen Zimmer führen, wo die Thür noch halb offen stand und hörte Jenny's Erklärung, die ihm Alles deutlich machte.

Jetzt trat er vor und sprach:

„Auf diese Einwilligung, Fräulein Jenny, würden

Sie vergebens warten. Der fleckenreine Stammbaum der gräflichen Familie von Padden-Triton wird nie den Eclat einer Mesaillance dulden. Ihre Gesinnungen weiß ich zu ehren und um Ihre eigenen Wünsche zu erfüllen und meinen Bruder vor Uebereilungen, deren Folgen sich nie wieder gut machen ließen, zu sichern, bin ich bereit, Ihnen ein Asyl zu vermitteln, wo sie davor sicher sein werden in der Ruhe einer schönen Resignation nie wieder durch unbesonnene Leidenschaft eines erlauchten Sprößlings des Hauses von Padden-Triton gestört zu werden. So rede ich", schloß er mit dem vollen Aplomb des Bewußtseins einer hohen Stellung, „als künftiges Haupt dieser Familie und ich hoffe, daß solche Worte, welche auch die Gesinnung meines Herrn Vaters und meiner gnädigen Frau Mama aussprechen, Beachtung finden werden."

„Keineswegs, mein Bruder," entgegnete Roger, indem er sich in einer sitzenden Stellung aufrichtete, während die Blässe seiner edlen Gesichtszüge in ein dunkles Roth des Unwillens übergingen; „die Zeiten eines feudalen Familiendespotismus sind vorüber, ich werde mich ihm nie wieder fügen. Der Geist einer neuen Zeit hat dem Adel seine blasonnirten Privilegien genommen und ihm dafür die ewigen Urrechte der Menschheit wiedergegeben. Es giebt keine Mißheirathen mehr, denn aufgehoben sind alle Standesvorrechte eines ver-

kommenen Adels. Jetzt bin ich selbstständig in jeder Hinsicht, majorenn, verabschiedet auf meinen Wunsch vom Militär und Herr eines unabhängigen Vermögens. Für meine Braut werde ich schon selbst sorgen und, sobald es mein Befinden erlaubt, meinem Vater und meiner Mutter offen und ohne Scheu meine Absichten und Ansichten erklären. Warum sollte ich damit zurückhalten, sind es doch Gesinnungen, die, im Lichte der Zeit geboren, die Berechtigung der gesunden Vernunft für sich haben. Ich fordere daher, mein Bruder, von Dir, daß Du Dich in meine Angelegenheiten nicht einmischest, wie ich mich in die Deinigen nicht einmischen werde, wie wenig ich auch Deine vorhabende Verbindung zu billigen vermag, die ich für ein moralisches Mißbündniß halte!"

„Bruder!"

„Drohe Du nur; ich bin Mann genug, mich dadurch nicht einschüchtern zu lassen. Ich würde diese Angelegenheit nicht berührt haben, hättest Du Dir nicht eine Einmischung in die meinige erlaubt."

Der Eintritt von Polizeibeamten unterbrach diese unangenehme Unterredung. Roger und Jenny wurden über den Vorfall vernommen; Graf Arnold entfernte sich. Birboni saß in Ketten gelegt im Hausvoigteigefängnisse.

4.

Die Creolin, Marquise von Bellefleur, hatte überlegt, daß sie ihr ganzes Verhältniß zu dem reichen, jungen Grafen aufs Spiel setzen würde, wenn sie länger in den allerdings zweideutigen Verhältnissen in Berlin bleiben würde. Schon hatte Graf Arnold sie gebeten, sich von dem Abendzirkel des Fräulein von Hackbret zurückzuziehen, da, wie er erst neuerlich von einigen Kameraden gehört habe, das Haus dieser Dame nicht im besten Rufe stehe. Wie leicht konnte er mehr entdecken und dann war bei einem Manne von seinem Range und seinem Stolze Alles verloren. Sie benutzte daher die Schrecken des Tages, um dem Grafen durch ein Billet, das sie durch einen Bedienten um 2 Uhr mit der Eisenbahn nach Potsdam absendete, dem Grafen zu melden, daß sie sich in Berlin nicht mehr sicher fühle und daher wünschen müsse, nach Potsdam ziehen zu können und das um so lieber, als dort die Familie wohne, welcher sie künftig anzugehören die Ehre haben würde. Sie bitte ihn daher, wenn seine Eltern nichts dagegen haben würden, ihr sogleich eine angenehme Wohnung wo möglich in der Nähe der ihrigen zu miethen.

Graf Arnold sprach darüber sogleich mit seiner Mutter, die Alles billigte und diesen Schritt der Marquise bei ihrem Gemahl, der sich in Berlin befand,

vertreten zu wollen erklärte. Ein angenehmes Landhaus, in welchem eine reizend belegene herrschaftliche Wohnung offen stand, war vor dem Jägerthore bald gefunden. Arnold ließ durch den Meublehändler Gärtner und den kunstsinnigen Decorateur Bongé die geschmackvolle Einrichtung derselben besorgen und eilte selbst nach Berlin, um noch an demselben Abend seine Braut in ihr neues Logis einzuführen.

Bei der Marquise befand sich der Lieutenant von Taille mit ihr in einem einsamen tête à tête. Er saß neben ihr in ungenirter Stellung auf dem Sopha; ihre Hand lag in der seinigen. Sie sprachen über die beabsichtigte Verlegung ihres Wohnsitzes nach Potsdam und der Lieutenant von Taille war ganz damit übereinstimmend.

„Nur dadurch," sprach er, „kann Ihre Vermählung mit dem reichen Grafen beschleunigt werden und das thut Noth, ehe Intriguen und Störungen durch nachtheilige Gerüchte entgegentreten."

„Und werden Sie nicht eifersüchtig, lieber Freund, wenn ich mich vermähle?"

„Im Gegentheil, erst die verheirathete Frau ist wahrhaft frei, ihren geheimen Neigungen zu folgen und wenn ich das Glück habe, als Hausfreund in Ihren Hofstaat eingeführt zu werden, so kann ich froh sein, wenn der Herr Gemahl nicht eifersüchtig wird. Ich

selbst habe dazu keine Veranlassung; denn das ist in der großen Welt ganz in der Ordnung, daß bei einer schönen Frau der Freund mehr gilt, als der gestrenge Herr Ehegemahl. Ich traue zudem meinem Freunde, Graf Arnold, Welt genug zu, um sich nicht ein Ridicul zu geben durch Eifersucht wegen einer kleinen Liäson seiner Gemahlin. Die Spanierin hat ihren cavaliere servente, ohne daß die Welt oder der gute Narr von Gemahl Arges dabei findet; so auch die Italienerin ihren Cicisbeo; der Franzose hat Welt genug, bei den kleinen Galanterien seiner Frau ein Auge zuzudrücken; nur der deutsche Michel ist Philister genug, um allzu lächerlich im Ehestande Treue der Frau zu prätendiren. Zum Glück ist die Crême der Gesellschaft über solche spießbürgerliche Gesinnungen erhaben und deshalb hoffe ich, wird unser zärtliches Verhältniß, holde Melanie, ohne Störung des Hausfriedens fortdauern können. Ich habe Hoffnung, nach Potsdam versetzt zu werden und während der Herr Gemahl auf der Regierung über den Acten brütet, für die Unterhaltung der jungen Frau sorgen zu dürfen."

„Sie malen mit dem Pinsel eines Dichters, mein geliebter Freund, geben wir uns der süßen Hoffnung hin, daß unsere Freundschaft durch nichts gestört werde."

In diesem Augenblick öffnete sich rasch eine Seitenthür und die vertraute Kammerfrau trat ein, indem sie

sprach: „Der gnädige Herr Graf Arnold sind eben vorgefahren und legen schon im Vorzimmer den Palletot ab.“

„Um Gott,“ rief die Marquise, „setzen wir nicht Alles aufs Spiel. Sie müssen sich zurückziehen, liebster Lieutenant.“

Das geschah durch eben diese Seitenthür und bald darauf trat Graf Arnold durch die Mittelthür ein.

Nach einer herzlichen Begrüßung von seiner Seite, welche sie mehr höflich als mit Wärme aufnahm, kam das Gespräch auf die Ereignisse des Tages, die ihm die Marquise mit den lebhaftesten Verwünschungen der Demokraten erzählte.

„Es ist empörend,“ rief Graf Arnold mit dem vollen Gewicht eines Reactionärs, der keine andern Gedanken hat, als die alte Herrlichkeit eines übermüthigen Feudaladels wiederherzustellen; „so weit aber hat der revolutionäre Wahnsinn jene Demokraten jetzt getrieben, daß wir zu den Hochbegünstigten, die sich in der unmittelbaren Umgebung des Königs befinden, jetzt sprechen dürfen: „„Auf wen wollen Sie denn nun noch bauen, auf uns oder auf das Volk?““ Des Volkes Gunst ist wandelbar und deshalb könnte es ihm einmal einfallen, es mit der Republik zu versuchen. Wir aber sind sichere Leute; denn durch den Hof haben wir ja Sinecurenstellen mit gutem Gehalt ohne Arbeit, Pensionen, Orden, Titel und Glanz. Wir aber sind wahrlich

nicht ohnmächtig; denn wir umspinnen das ganze Land. Wir bilden die Collegien, die Bureaus, wir sind die Offiziere der Armee. Was soll aber daraus werden, wenn die Prätensionen einer haltlosen Volksfreiheit so voranschreiten? Man ruinirt uns durch Aufhebung der Jagd, der Feudallasten, durch Gleichstellung der Grundsteuer, die Aemter werden spärlicher, die Besetzung streng überwacht; der Hof kann auch nichts mehr für uns thun, denn jeden Groschen werden sie nachrechnen. Und nun nehmen sie uns noch dazu den Glanz, der uns umgab und vom niedern Volke unterschied: den Adel und die Orden! Jetzt oder nie muß diesem Unwesen ein Ende gemacht werden. Der Hof und die Krone hat nunmehr zu entscheiden, ob sie uns länger zu Freunden haben wollen oder nicht.“

Die Marquise stimmte ihm völlig bei und erklärte, der Staat sei nicht mehr anders zu retten, als durch Kartätschen, Spitzkugeln und Bajonnette.

Nach diesen politischen Herzensergießungen, die dem jungen Reactionär ein wahres Bedürfniß gewesen zu sein schienen, kam er auf den eigentlichen Gegenstand seines Besuchs, auf den Umzug nach Potsdam.

Die Marquise hätte gern diesen Umzug auf morgen verschoben, um ihn mit größerer Bequemlichkeit vornehmen zu können; allein plötzlich entstand unten auf der Straße Volkstumult und Geschrei. Es war ganz in

der Nähe vor dem Hause des Bürgerwehrmajors Benda, dem, weil die Menge ihn im Verdacht hatte, daß er vor dem Zeughause: „Feuer!“ commandirt habe, die Fenster eingeworfen und die kostbaren Meubeln in seiner Wohnung in der untern Etage seines Hauses zerstört wurden. Der Schreck über dieses Ereigniß entschied über ihr Bedenken. Sie war sogleich bereit, mit dem Grafen nach Potsdam zu fahren und beauftragte ihre Kammerfrau, jetzt sie zu begleiten, morgen aber nach Berlin zurückzukehren, um ihre Garderobe ihr nachzubringen; denn des Transports der Meubeln bedurfte es nicht, da sie Chambregarni wohnte. Der Bediente solle indeß die sorgfältig verschlossen zu haltende Wohnung bewachen.

Jetzt erst erzählte Graf Arnold das Ereigniß mit seinem Bruder und legte besonders unwillig Gewicht auf die Mesalliance, die derselbe beabsichtige, nachdem er sich von dem unglücklichen Zeitgeist habe fortreißen lassen durch eine Emancipation von der Autonomie des Familienhaupts, welche allen Glanz erlauchter Familien zu Grunde richten müsse.

Auch für diesen Fall wußte die kluge und gewandte Frau Rath und Hülfe.

„Vor allen Dingen“, sprach sie, „gilt es hier Verstellung anzuwenden. Gegen Leidenschaften läßt sich mit Opposition nicht operiren; wenigstens die Leiden=

schaft der Liebe ist ein gelinder Wahnsinn, keiner Vorstellung der Vernunft zugänglich. Geben wir uns daher das Ansehen, als wenn wir seine Wahl billigen und uns bemühen würden, auf die Zustimmung seiner Eltern einzuwirken. Bis dahin aber müsse Fräulein Jenny einen anständigen Zufluchtsort haben, wo sie gegen alle Wechselfälle eines bewegten Lebens gesichert sei und dazu eigne sich kein Asyl besser, als das neue großartige Krankenhaus Bethanien. Dort wird sie allmälig durch Disciplin und Gebet von den Lockungen des Weltlebens abgezogen werden und das unangenehme Verhältniß wird sich durch die religiöse Schwärmerei, in welche sie unausbleiblich versinken wird, von selbst auflösen."

„Ein herrlicher, ein köstlicher Gedanke. Aber Lüge und Intrigue halte ich der Ehre eines künftigen Oberhaupts einer erlauchten gräflichen Familie für unwürdig."

„Sie, geliebter Freund, sollen auch nur durch Schweigen zu billigen scheinen, was ich ihnen schon plausibel genug vorstellen werde. Wir haben noch Zeit genug bis zum Abgange des nächsten und letzten Eisenbahnzuges für heute Abend um zehn Uhr. Fahren wir also sogleich nach dem Hôtel de Rom; es geschehe unter dem Vorwand meiner lebhaften Theilnahme an dem Ereigniß. Ich werde dann schon das Weitere über-

nehmen und garantire für den Erfolg, wenn es Ihnen nur nicht an Connexionen fehlt, die Aufnahme der jungen Person, die sich in Ihre Familie eindrängen will, als Novize oder auch als angehende Gemüthskranke in die Irrenstation dieses Hauses zu bewirken."

„Zum Glück", entgegnete er, „ist eine der frommen, jungen Damen mit unserer Familie verwandt und befreundet, die Tochter des alten Generals von Sanscoeur und geschiedene Gattin des unwürdigen Grafen von Banco, Alwine von Sanscoeur.*) Sie ist Chanoinesse in jenem klösterlichen Krankenhause, dessen treffliche Einrichtung katholische Institutionen auf ein protestantisches Hospital mit Erfolg übergetragen hat. Man geht dort von der Idee aus, daß ohne Gottes unmittelbare Gnadenwirkung eine Heilung des siechen Leibes oder einer gemüthskranken Seele, durch menschliche Heilwissenschaft nicht möglich sei und um Gottes Beistand zu gewinnen, wäre Gebet, Bibellesen und erbauliche Betrachtungen das einzige und sicher zum Ziel führende Mittel.

Nach dieser Bemerkung bot Graf Arnold der Marquise, die sich in einen kostbaren Terneaux-Shawl gehüllt hatte, den Arm und führte sie auf die Straße. Bei dem Tumult in der Nähe war es weder rathsam,

---

*) S. den Roman des Verf.: „So war es", Thl. I. S. 153 u. Th. II. S. 256 u. flg.

noch möglich einen Wagen vorfahren zu lassen. Sie mußten daher erst wenigstens bis zu Ende der Straße zu Fuße gehen, ehe sie eine Droschke, um weiter zu fahren, besteigen konnten. Die Kammerfrau nahm Platz auf dem Rücksitz.

So erreichten sie endlich das Hotel de Rom und traten gegen 9 Uhr Abends in das Zimmer, worin sich Graf Roger mit Jenny und Rubow mit Clara noch befanden. Die beiden jungen Mädchen hatten sich bereits befreundet; ähnliche Geschicke und gleich reine Gesinnungen hatten ihre Herzen gegenseits aufgeschlossen.

Der so späte Besuch der Marquise, welche Jenny und Graf Roger bereits persönlich kannten, ohne ihr geneigt zu sein, mußte allerdings überraschen. Die Marquise aber entschuldigte diesen Besuch damit, daß ihr Verlobter der Verbindung seines Bruders mit der liebenswürdigen Jenny entgegen gewesen sei; doch sei es ihr gelungen, ihn zu überzeugen, daß in Angelegenheiten des Herzens kein Dritter ein Wort mitzureden habe und daß die Wahl einer Lebensgefährtin von so seltenen Tugenden nur eine in jeder Hinsicht glückliche zu nennen sei. Sie komme daher so spät noch in keiner andern Absicht, als um dem jungen Paare ihre und des Grafen Arnold herzliche und theilnehmende Glückwünsche darzubringen.

Graf Arnold begnügte sich, dieses mit einer ernsten Verneigung zu bestätigen.

Gutartige Menschen sind leicht von gütigen Gesinnungen Anderer zu überreden. Weniger war das bei Jenny der Fall, welche die Schläge des Geschicks schon mißtrauischer gemacht hatten, als bei dem biedern, geraden Roger. Dieser drückte dankbar seinem Bruder die Hand und ließ sich nun leicht von der Marquise überreden, daß für Jenny vorerst kein besseres Asyl gefunden werden könne, als ihre einstweilige Aufnahme bei den Canonissinnen des Krankenhauses Bethanien.

Dieser Gedanke fand Eingang. Graf Arnold erbot sich deshalb, sogleich an die geschiedene Gräfin Banco, die indeß wieder den väterlichen Familiennamen Sanscoeur, der für ihren jetzigen Seelenzustand so bezeichnend war, angenommen hatte, zu schreiben. Das geschah und es wurde beschlossen, daß am folgenden Morgen der Dr. Rubow Fräulein Jenny dort einführen sollte.

Dem Grafen Arnold und seiner Braut hatte Roger die Verlobte seines Freundes vorgestellt und den Erstern gebeten, mit seiner Schwester Adelaide zu reden, ob sie nicht bei ihrer Mutter die Aufnahme derselben an Jenny's Stelle vermitteln könne. Sogleich erbot sich die Marquise mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, Fräulein Clara in dieser Eigenschaft bei sich selbst aufzunehmen; doch Roger konnte immer noch kein volles Ver=

trauen zu dieser amerikanischen Abenteurerin fassen und lehnte mit Feinheit diesen Vorschlag ab, indem er vorgab, er sei es seiner Schwester schuldig, ihr einen guten Ersatz für die verlorene Freundin zu gewähren, die er nicht eher in die Familie wieder einführen könne, als bis sie seine Gattin sein würde. Graf Arnold bot der Marquise den Arm, um mit ihr den Wagen zu besteigen, der Beide nach dem Berlin-Potsdamer Bahnhof bringen sollte.

Im Hotel de Rom wurde für die Nacht die Anordnung getroffen, daß die beiden jungen Mädchen in dem einen Zimmer und die beiden Männer im andern übernachten sollten. Rubow wollte seinen verwundeten Freund für den Fall eines eintretenden Wundfiebers nicht verlassen.

So wurde denn der Abend unter den Liebenden, während draußen auf den belebten Straßen das Unwetter der Revolution stürmte, still und friedlich in glücklicher Liebe hingebracht und zwar in der erhöhten Seelenstimmung, welche die Lebensrettung und die Eigenthümlichkeit einer solchen Situation von selbst herbeiführen mußte. Jenny hatte nun ihren Widerstand gegen das so mächtig auf ihr reiches Gemüth eindringende Gefühl der Liebe aufgegeben. „Seinem Geschick entgeht der Mensch nicht," sprach sie, „Gott will nicht, daß wir getrennt werden für immer. Dich hat er ge-

rettet vom Mörderdolch, mich von einer Verbindung, die mir schrecklicher gewesen wäre, als der Tod. Unsere Trennung wird daher keine ewige sein. Wir werden uns wiedersehen, um uns dann für immer anzugehören. Der Gott der Liebe wacht über uns; seinem mächtigen Walten werden die Herzen Deines Vaters und Deiner Mutter nicht mehr lange Widerstand leisten können. Diese Hoffnung, diese Zuversicht sei unser Trost in der Stunde der Trennung und nun gute Nacht, lieber Roger."

Sie gab dem Verwundeten jetzt selbst den Kuß der ersten Liebe, den sie ihm früher versagt hatte. Aber Roger hielt ihre feine, weiße Hand fest, zog sie an seine Lippen und sagte: „Noch darfst Du nicht von mir gehen. Es ist kaum 10 Uhr und jetzt in dem Moment, wo das Leben in der höchsten Bedeutung, in dem Verständniß unserer liebenden Seelen aufgegangen ist, müssen wir dieses Glück noch länger genießen. Es wäre grausam, wenn Du jetzt schon Dich entferntest. Siehe, dieser Arm ist noch gesund, mit meinem rechten laß Dich umfangen und an mein Herz, an meine Lippen drücken."

„Nicht wieder," sprach sie freundlich, aber entschieden, „der erste Kuß war ein Weihekuß, der zweite würde diesen wieder entweihen. Bis unsere Verbindung durch den Segen Deines Vaters ihre volle Berechtigung ha-

ben wird, bleibe sie eine reine Seelenliebe, welche in dem Bewußtsein gegenseitiger Zuneigung eine Harmonie der Seelen findet, die allein die Kraft giebt, das menschliche Herz über alles widrige Geschick zu erheben. Nur eine solche rein geistige Liebe wird mit unseren Seelen unsterblich sein und jedes Ungemach des Lebens überdauern."

Während Jenny in der Ueberschwenglichkeit einer höheren geistigen Liebe schwärmte, waren Rubow und Clara glücklich in den süßesten und zärtlichsten Umarmungen. Diese Beiden dachten auch zuerst daran, daß der Mensch nicht von Liebe und Küssen allein leben könne. Rubow machte daher den Vorschlag, ein Abendessen zu bestellen, was auch bald servirt wurde und die beiden unter so manchen wehmüthigen Gefühlen dennoch glücklichen Paare bis gegen Mitternacht in traulicher Heiterkeit vereinigt hielt.

5.

Indeß fuhren Graf Arnold und die Marquise mit ihrer Kammerfrau, die unten im Wagen sitzen geblieben war, durch die belebten Straßen nach dem Potsdamer Bahnhof zu, in einer Richtung, wo sich die Passage am Zeughause nicht vermeiden ließ. Das geschah aber gerade im Moment des höchsten Tumults, als die Zeughausthüren erbrochen waren und ein zügelloser Pöbel Arme voll Waffen herausschleppte.

Im Gedränge konnte der Wagen nur langsam vorrücken. Manches höhnende Wort wurde den im Wagen Sitzenden zugerufen. Indeß hielt man die Pferde noch nicht auf. Das Volk hatte andere Beschäftigungen.

„Das ist empörend, das ist entsetzlich, das ist ein Sacrilegium!“ rief Graf Arnold und die Marquise stimmte ihm bei mit der Bitte, seine patriotischen Aeußerungen zu mäßigen. Solche Reden wären hier gefährlich; denn der Pöbel habe die Oberhand.

Da trat ein blasser, hochgewachsener Mann mit feinen, aber etwas verlebten und doch schönen Gesichtszügen und einem zierlich gestutzten, kleinen Kinn- und Schnurrbart, dabei fein gekleidet an den Wagen und sprach spottend: „Ha, jetzt erkenne ich Sie, Graf von Padden-Triton, nur Ihrer feinen Reactionärnase wird es ein angenehmes Parfüm sein, wenn ich Ihnen sage, daß Herr von Natzmer, der Commandeur des Militärs im Zeughause, sich vollständig hat dupiren lassen. Wir Demokraten haben ihm vorgelogen, die Republik sei proclamirt und der König aus Potsdam entflohen; und in diese grobe Falle ist er gegangen und eben im Begriff, mit seinen Soldaten abzuziehen; hahaha, das ist der eingebildete Ruhm einer volksfeindlichen Soldateska, daß sie den ihr anvertrauten uneinnehmbaren Posten ohne Schwertstreich verläßt. Hahaha!“

Damit zog er sich zurück, um noch einige Volks-

haufen, die da noch als müssige Zuschauer standen, aufzufordern, sich Waffen zu holen, „damit Ihr", setzte er hinzu, „die Schergen der Gewalt, die alsbald gegen das souveräne Volk vorrücken werden, zurücktreiben und vernichten könnt."

Auch diesen Zuruf hörte Graf Arnold noch. „Das ist entsetzlich!" rief er aus, „dieser freche Mensch ist der aus dem Adelstande ausgestoßene Graf Banco, der, eine Schande für die Nationalversammlung, als einer der Koryphäen der äußersten Linken gilt. Hier gilt es, mein Leben einzusetzen für meinen König. Haben Sie den Muth, hier einige Minuten allein zu bleiben, Melanie, so werde ich versuchen, diese ehr- und pflichtvergessenen Offiziere zu enttäuschen und sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen."

„Gehen Sie mit Gott, theurer Graf; aber ich besorge, es wird Ihnen nichts helfen und darum beschwöre ich Sie, sich nicht zu sehr zu exponiren."

„Das würde unritterlich gegen Sie sein, theure Melanie und deshalb bitte ich Sie, sein Sie ruhig. Ich werde schon vorsichtig genug einschreiten, um Sie nicht in Gefahr zu setzen, Ihren Beschützer zu verlieren."

Mit diesen Worten stieg er aus, machte die Wagenthür wieder zu und gebot dem Kutscher, hier so lange zu halten, bis er zurückkehren würde.

Dann wand er sich durch das Gedränge der oft

mit zwei bis drei Gewehren beladenen Gassenbuben und Bummler, die ihm für wenige Groschen die kostbarsten Waffen anboten. Er kaufte ein Zündnadelgewehr und ein paar kostbare türkische Pistolen für eine Kleinigkeit und zwar in keiner andern Absicht, als um sie an die Behörde zurückzuliefern; doch das sollte ihm verderblich werden. So erreichte er endlich das Innere des Zeughauses.

Hier rasselte die Trommel. Das Commandowort ertönte. Soldaten stellten sich auf. Ihr Hauptmann war von bekannten Demokraten umgeben, die immer noch fortfuhren, ihm entsetzliche Details zu erzählen über die republikanischen Bewegungen, die schon das ganze Land überzogen hätten. Alle Fürsten aus Europa wären bereits von ihren Thronen gestoßen. Das ganze Heer sei schon zum Volke übergegangen, dieses habe sich bewaffnet und mit den Soldaten fraternisirt. „Zum Zeichen der Wahrheit dieser Aussage," schloß der Demokrat, „sehen Sie hier eine rothe Fahne, die ich an meinen Stock befestigt, Ihnen vortragen werde, sobald wir ins Freie kommen." Damit zog er ein rothes seidenes Taschentuch aus seiner Tasche und befestigte es an seinen Spazierstock, indem er oben und unten Löcher hineinstieß.

Graf Arnold trat hervor und sprach mit imponirender Ruhe: „Sie kennen mich, Herr Hauptmann, ich bin

Graf Arnold von Padden-Triton, früher Rittmeister in der Garde du Corps. Und so werden Sie meinem Ehrenwort glauben, wenn ich Sie auf Cavalierparole versichere: es ist nichts als Demokratenlüge mit der Republik. Nur einige Gassenbuben haben mit einer rothen Fahne die Republik ausgerufen, sind aber dafür durch die Bürgerwehr mit einer Tracht Schläge zur Ordnung verwiesen. Der König und die königliche Familie befinden sich noch im Vollbesitze ihrer Macht in Potsdam, umgeben von einem treugesinnten Adel, und das Heer ist treu seinem Eide und seinem Könige. Nur Sie, mein Herr Hauptmann, sind ein Abtrünniger geworden, pfui, schämen Sie sich! halten Sie sich nur noch wenige Minuten hier auf Ihrem Posten, so wird ein Bataillon Soldaten anrücken und Sie befreien."

„Zu spät!" rief der Hauptmann im ausdruckvollen Schmerze, „hier, umgeben von bewaffnetem Volke, kann ich mich nicht mehr halten. Ich habe mich geopfert, um Bürgerblut zu schonen, ich sehe ein, daß ich dem Standrecht verfallen bin, mögen Sie mich erschießen, ich habe den Tod des Verbrechers verdient!"

Diese letzten Worte sprach er mit tiefem, ungeheurem Wehe und dem gedämpften Tone der Beschämung in sich hinein.

„Elender!" grollte Graf Arnold, „so übergeben Sie

mir das Commando, im Namen des Königs fordere ich Ihren Degen, ich werde wissen, gegen diesen Pöbel zu siegen oder zu sterben!"

Damit griff er zugleich nach dem Degen des Hauptmanns; doch ein ungeheurer Tumult um ihn her wurde laut.

„Ein Reactionär!" schrieen die Demokraten und Demagogen, „schlagt ihn todt, den Reactionär!"

Das Gebrüll: „Reactionär!" wurde immer heftiger, hundert Fäuste und Stöcke wurden gegen ihn gehoben. Vergebens suchte er zu entkommen; schon zerrte man ihn hin und her. Noch einen Moment und er würde zu Boden gerissen und dann von der wüthenden Menge zu Tode getreten sein, da rettete ihn noch, wenigstens von dieser Gefahr, unser republikanischer „Ueberall und Nirgends", der Exstudent: Fritz Ohnesorge. Er riß die Angreifer zurück und rief ihnen zu: „Pfui, schäme Dich, souveränes Volk, feige Mörder zu werden, beflecke nicht die heilige Sache der Freiheit durch Banditenmord! Dieser Reactionär steht unter meinem Schutze, aber er soll seiner Strafe nicht entgehen. Denn schwerere Verbrecher giebt es nicht, als diese Rückwärtser, dieser Pesthauch der Despotie, dieser gleißnerischen Zungendrescher, katzenköpfige Leisetreter, diese Fürstenmast, diese Drachensaat der alten Staatsgaukler, diese zum Himmel stinkende Gewalterschleicher, dieses

Sclavenseelengeröchel; diese Centralstandrechtspestien mit den dickwulstigen Tigerlippen, dieses Urscheusal, diese klapperbeinigen Laternenpfahlcandidaten, mit einem Worte, welches die Hölle mit allen ihren Legionen Teufel, diese Hochverräther am souveränen Volke umfaßt, diese Reactionäre!

„Ein solcher," schloß er, „steht hier vor Euch, gerichtet, wenn Ihr wollt, unter Euren Fäusten und den Absätzen der rindsledernen Schuhe des Proletariats zu sterben, aber ich beschwöre Euch, entzieht dem Henker nicht, was dem Henker gebührt, den Raben am Hochgericht nicht, was ein Rabenaas ist, Platz, da kommt Bürgerwehr!"

Alles wich zurück; während die Soldaten zum Zeughause hinausmarschirten und nur durch die Demokraten selbst und durch Bürgerwehr gegen Insulten eines aufgeregten Pöbels beschützt werden konnten, schritt ein ohne Befehl herbeigekommenes Commando Bürgerwehr ein, und fing an die Plünderer mit dem Bajonnett aus dem Zeughause zu vertreiben, und Denen, die mit Waffen herauskamen, diese wieder abzunehmen. Dieser Bürgerwehr nun führte der junge Republikaner den Grafen entgegen und rief ihnen zu: „Meine Herren! Hier ist ein Hochverräther, ein Reactionär, der, wie Sie sehen, dem souveränen Volke die von demselben eroberten Waffen gestohlen hat. Ich trage darauf an, daß er dem Staats-

anwalte zur standrechtlichen Behandlung übergeben werde, um später gehängt zu werden. Dixi et animam salvavi, sela, abgemacht!“

Mit diesen Worten machte er Kehrt, um an einem andern Orte der Bewegung seine Thätigkeit weiter fortzusetzen.

Vergeblich protestirte und remonstrirte Graf Arnold gegen die Absicht, Waffen rauben zu wollen. Er nannte sich und fügte hinzu: „Schon mein Name sollte mich gegen jeden Verdacht der Art sicherstellen. Ich gebe mein Ehrenwort darauf, daß ich die Waffen nur gekauft habe, um sie dem Staate, dessen Eigenthum sie sind, zurückzugeben.“

„Das kann Jedermann sagen,“ sprach ein dicker Schlächter, der als Bürgerwehrhauptmann fungirte, rauh, „Sie sind auf frischer That mit den geraubten Waffen in der Hand ertappt, und so werden Sie von Rechtswegen arretirt, in die Stadvoigtei gebracht und morgen dem Staatsanwalt vorgeführt ....“

„Aber mein Gott, so berücksichtigen Sie doch ...“

„Geht mich nichts an, ist Sache des Gerichts, zu urtheilen, ob Sie schuldig sind oder unschuldig.“

„Aber mein Herr, dort im Wagen sitzt eine Dame, die ich nothwendig noch erst sprechen muß, ich wollte sie nach der Potsdamer Eisenbahn führen ....“

„Machen Sie keine Umstände, Herr Graf,“ sprach

der Bürgerwehrhauptmann im gutmüthigen Tone, „wenn ich Sie jetzt freilasse, so soll mich der Teufel holen, wenn Sie das souveräne Volk nicht sans façon als einen Reactionär todtschlägt. Uebrigens ist es billig, daß jene Dame benachrichtigt werde. He! Herr Fritz, Sie übernehmen es wohl . . . .“

„Verstehe schon, werde Alles besorgen,“ sprach der junge Revolutionär, dessen blasse Züge im Volksgedränge wieder sichtbar geworden waren und der Alles mit angehört hatte, jetzt aber ebenso schnell sich im Getümmel verlor.

„Drei Mann und ein Gefreiter vortreten!“ commandirte nun der Bürgerwehrhauptmann. „Und Sie, Herr Goldschmidt,“ so wendete er sich an den Letztern, „werden auf der Hausvoigtei den Rapport zu den Acten geben, daß dieser Mann mit den Waffen in der Hand auf frischer That ertappt sei; nun, marsch fort!“

Das Volk jubelte Beifall. Niemand zweifelte, daß nun die letzte Stunde des ertappten Reactionärs geschlagen habe. Eine Menge Gassenbuben und Arbeiter begleiteten ihn; indeß machte man doch dem Gefangenentransport überall Platz, wenn der Zuruf erschallte: „Es ist ein Aristokrat, ein Reactionär! er wird ins Gefängniß gebracht!“

Jetzt versuchte der Graf die Bürgerwehr durch Vorstellungen zu bewegen, ihn in der Richtung hin, wo

der Wagen hielt, worin die Marquise sich befand, zu führen. Allein der Führer der Bürgerwehr schützte seine Ordre vor, die ihn anwies, auf nächstem Wege den Arrestanten nach dem Hausvoigteigefängnisse zu führen.

Nun drückte er dem Führer der Patrouille ein Zweithalerstück in die Hand und wiederholte seine Bitte.

„Was soll ich damit?“ fragte der Bürgerwehrmann spottend, indem er seinen Kameraden das Geldstück zeigte, „will der Herr Graf Champagner trinken und meinen, ich sei ein Kneipier von Natur? Da irren sich doch der Herr Graf gewaltig; ich bin der Banquier Goldschmidt und wenn der Herr Graf heute noch so ein zwanzig, vierzig bis sechzig Tausend Thaler bedürfen, so bin ich der Mann, der solche Kleinigkeit in jedem Augenblicke auszahlen kann, so wahr Gott mir helfe!“

Der Graf entschuldigte sich, so gut es gehen wollte, indeß wurde er ohne Weiteres nach dem Polizeigefängnisse geführt, woraus er jedoch erst am folgenden Morgen, nachdem der Beamte, der über solche Fälle zu entscheiden hat, seinen Morgenkaffee getrunken hatte, entlassen zu werden hoffen durfte.

Inmitten von Betrunkenen und Vagabonden, in einem dunklen Gemach mit verpesteter Luft, ohne Lagerstelle und fast ohne Sitzplätze verbrachte er eine schreckliche Nacht, ohne zu ahnen, wie unterdeß seine geliebte

Braut einen ähnlichen Unfall benutzte, um ihn auf das Entsetzlichste zu betrügen.

6.

Es hatte sich nämlich der wüthend aufgeregte Pöbel um den Wagen versammelt, in welchem die Marquise mit ihrer Kammerfrau saß und in ängstlicher Spannung die Rückkehr des Grafen erwartete.

Vom Spotten und Höhnen kam es zum Einschlagen der Wagenfenster und Ausspannen der Pferde. Das Wort Aristokratin setzte die Volkswuth in Flammen. Plötzlich hörte man in der Dunkelheit am festen geregelten Tritt, am Klirren der Waffen und dem weithin schallenden Commandoworte das Herannahen eines Bataillons Füsiliere, die zum Entsatz des erstürmten Zeughauses im Sturmschritt heranrückten.

„Soldaten kommen,“ schrie die Menge, „Barrikaden bauen!“

Mit diesem Rufe wurde ohne weitere Umstände der Wagen, worin die beiden Frauen saßen, von dem vor den anrückenden Soldaten fliehenden Pöbel umgestürzt und diesen blieb es überlassen, zur oberen Wagenthüre herauszusteigen. Das würde eine höchst schwierige Aufgabe gewesen sein, wäre ihnen nicht ein junger Mann beigesprungen, den wir als überall aufregend und hülfreich schon kennen, der Republikaner Fritz Ohnesorge.

Kaum war es ihm gelungen, die Marquise und ihre Kammerfrau auf festen Boden zu stellen, so sah er sich auch schon von Soldaten umringt. Uud da einige Constabler, die sich im Gefolge der Soldaten mit vorgewagt hatten, ihn der Theilnahme an der Rebellion und dem Zeughaussturme anklagten, so sollte er verhaftet werden. Vergebens bat die Marquise, indem sie sich nannte, ihren Retter zu verschonen. Indeß hatte das Bataillon hier in der Nähe eine Stellung eingenommen. Mehrere Offiziere sammelten sich schon aus Neugier um die schöne junge Dame. Doch Einer erkannte sie, ihr Galan, der Lieutenant von Taille, der denn auch nicht ohne angenehme Ueberraschung von der eleganten Amerikanerin wieder erkannt wurde. Auf ihre Fürbitte befreite er ihren jungen Retter von der ihm drohenden Verhaftung.

Sodann erbat sich der Lieutenant von seinem Commandeur Urlaub, um eine Dame von Stande, die durch die zügellose Pöbelrotte in Gefahr und Verlegenheit gebracht sei, nach Hause zu führen. Diese Bitte wurde gewährt und voll Freude kehrte der schlanke Lieutenant zu seiner Amanten zurück.

Indeß hatte ihr Fritz Ohnesorge schon gesagt, daß ein Graf von Padden-Triton, ihr Verlobter, denn er kannte die Verhältnisse, verhaftet sei, und daß er vor

morgen früh im günstigsten Falle nicht entlassen werden würde.

„Tant mieux," rief der Lieutenant, „in diesem Falle fordert es ritterliche Pflicht von mir, die junge Dame unter meinen Schutz zu nehmen."

„Dann bitte ich Sie, mich sogleich nach dem Potsdamer Bahnhofe zu führen, ich wünschte noch mit dem Zehnuhrzuge abzureisen."

„Das große Wort" sprach Fritz Ohnesorge pathetisch, „das in der Politik die Stelle der großen Nachtmütze vertritt, unter welcher der deutsche Michel und seine Tyrannen den günstigen Augenblick zum entscheidenden Handeln verschlafen, das Wort: „„Zu spät!"" findet auch hier seine Anwendung. Ja holde Dame, es ist zu spät, um heute Abend noch nach Potsdam zu fahren. Die zehnte Stunde hat bereits geschlagen."

Der Lieutenant hatte indeß durch einige Soldaten den umgestürzten Wagen wieder aufrichten lassen und bot der jungen Dame den Arm, da sich, wie er bemerkte, der Kutscher mit den Pferden aus dem Staube gemacht habe und daher erst zu Fuß eine ruhigere Gegend der Stadt erreicht werden müsse, um einen Wagen zu bekommen.

Die Kammerfrau erhielt Befehl, die Cartons, die im Wagen standen, Schachteln, Mantillen und Umschlagetücher, ohne welche keine Dame reisen kann, in Ver-

wahrung zu nehmen und sich damit am folgenden Morgen acht Uhr auf dem Potsdamer Bahnhofe einzufinden, indem man mit dem alsdann abgehenden Zuge jedenfalls abreisen wolle. Der Graf würde dann auch schon befreit sein und sich dort einfinden. — Wie sich das machen lasse unter so bedrängenden Umständen, das bekümmerte so wenig die gnädige Frau, als ihren Begleiter. Vergnügt hing sich Melanie an den Arm ihres Führers, des jungen Mannes mit der feinen Taille und dieser zog ihre kleine, mit den zartesten strohgelben Glacéhandschuhen bekleidete Hand an seine Lippe, und drückte zärtlich ihren runden schwanenweißen Arm mit dem seinigen.

„Welch ein glücklicher Zufall," rief Herr von Taille aus, „schenkt uns noch eine Nacht der freien Liebe?"

„Die Märzrevolution und ihre Folgen," entgegnete Melanie.

„Sagen Sie Ihre schönste Errungenschaft; denn welche schönere könnte es geben, als die freie Liebe einer gottvollen Nacht."

„Ich hoffe, Herr von Taille, Sie werden mich nach Hause führen."

„Wenn ich total blödsinnig wäre! Das hieße doch nichts Anderes, als unsere süßesten Geheimnisse der Indiscretion plauderhafter Lakeien und Soubretten, oder der Prüderie einer gelbhäutigen Betschwester, Ihrer

Hauswirthin preisgeben. Eine verlobte Braut darf so etwas nicht wagen. Ich, als Ihr künftiger Hausfreund, habe zudem die Verpflichtung, für die Ehre Ihres Hauses zu sorgen. Habe ich wohl wagen dürfen, eine einzige Nacht bei Ihnen zuzubrinbringen, meine süße, himmlische Melanie? Aber diese Nacht soll kein Gott und kein Teufel mir rauben. Es ist die letzte der Freiheit, die uns der Himmel selbst geschenkt hat, es ist eine Errungenschaft der Revolution, die selbst der entschiedenste Reactionär, wenn er nur nach den socialen Forderungen unserer Zeit an die freie Liebe glaubt, sich erlauben darf."

„Sie sind ein Philosoph, lieber Taille; man kann Ihnen nicht widersprechen."

„So hören Sie meinen Entschluß, zu welchem Entschlusse meine Philosophie von der Emancipation des Fleisches führt. Wir bringen diese Nacht zusammen zu, das Recht und die Möglichkeit dazu hat uns der Zeughaussturm erobert."

„Zugestanden, Sie Erzschelm! aber wo?"

„Ich führe Sie in eine Conditorei, dort wird ein lauschiges verschwiegenes Zimmer uns aufnehmen und Liebe und Punsch werden uns durchglühen bis zum hellen Morgen."

„Sie malen zum Entzücken die Freuden der Frei-

heit. Gestehen Sie nur offen, in der Liebe sind sie ein Erzdemokrat."

„Entschuldigen Sie, schöne Frau, gerade umgekehrt; in der Liebe bin ich ein absoluter Monarchist; nur in dem einen Falle wäre ich Republikaner, wenn ich als solcher Dictator werden könnte, leider aber ist der Absolutismus in der Liebe abgeschafft. Eine Kammer würde ich mir immer noch gefallen lassen, das ist die Hochzeitkammer. Verdammt! Im Uebrigen bin ich doch mehr Anhänger des Zweikammersystems des Herzens, vorausgesetzt, daß es für mich schlägt und das Ihrige ist, Melanie — aber wir sind zur Stelle, treten wir ein."

„Aber mein Himmel, ich bin doch ängstlich, wenn man uns erkennte . . . ."

„Hat nichts zu sagen, würde auch nichts schaden, denn diese Asyle der freien Liebe bleiben der treuen Gattenliebe stets ein Mysterium. Wie manche schöne Frau aus den höheren Ständen spricht hier ihren Galan, ohne daß der Herr Gemahl, der die schöne Nacht am Spieltische oder bei seiner Mätresse durchschwelgt, das Geringste davon ahnet."

„In diesem Falle wäre es eine gerechte Revange von Seiten der Frau. Wer weiß, wie mein künftiger Herr Gemahl seine freien Stunden hinbringen wird. Beten wird er gewiß nicht, wenn er sich bei schönen Mädchen befindet. Also kommen Sie."

Die Nacht wurde sehr heiter hingebracht. Von Punsch und Liebe durchglüht hatte Melanie den Einfall, daß man diese letzte freie Nacht vor ihrer Vermählung so viel als möglich genießen müsse. Ich habe Lust eine Polka zu tanzen und frage, giebt es keinen Ball hier in der Nähe, an dem man unerkannt Theil nehmen könnte.

„Im Coliseum wird diese Nacht getanzt. Masken werden zugelassen, um Diejenigen zu begünstigen, die unerkannt den Ball besuchen wollen. Aber ich sage vorher, es ist ein Ball der Prostitution. Aeußerlich wird im Tanzsaale der Anstand gewahrt, aber was in den Logen geschieht . . . .“

„Geht uns nichts an. Ich liebe es, die Mysterien des Lebens auch in den Höhlen der Ausschweifung zu belauschen. Fahren wir zu einem Maskenverleiher und dann auf den Ball.“

Das geschah und die Marquise und ihr Galan ergaben sich ganz der zügellosen Freude, überzeugt, daß sie in ihrer Verkleidung nicht erkannt werden würden.

Aber dem war nicht so. Als Beide am Büffet einen Augenblick sich demaskirt hatten, um ein Glas Champagner zu trinken, trat ein hochgewachsener Herr an sie heran und sprach auf das Freundlichste: „Ah, schönen guten Abend, meine gnädige Frau Marquise! Sie sehen

mich im höchsten Grade überrascht, über das Glück, Sie hier zu treffen."

„Herr von Kater!" rief die Marquise erschreckend, „Sie werden doch nicht ....?"

„An der schönsten aller Schönen zum Verräther werden? Soll mich Gott bewahren! — Ich würde ja dadurch die Gunst verlieren, als Vertrauter und Eingeweihter, auf einige Gegengefälligkeiten von Seiten der gnädigen Frau rechnen zu dürfen."

„Als Mitwisser eines Geheimnisses, das meine Verbindung mit dem Grafen Arnold zerreißen würde, haben Sie mich zu Ihrer Sclavin gemacht. Gebieten Sie über mich. Was soll ich thun, um Ihre Wünsche zu befriedigen?"

„Die Antwort bleibe ich vorerst schuldig; die Zeit wird indeß kommen, wo ich mich genöthigt sehen werde, Sie an Ihr gütiges Versprechen zu erinnern."

Zehntes Buch.

Folgen des Zeughaussturmes. — Der Zug nach dem Kreuzberge. — Ruge. — Charlottenburger Demokraten-Jagd. — Organisation des Aufstandes. — Dowiat. — Aufstand vor dem Ministerhotel. — Versuche die Soldaten zu verführen. Aufstand vom 7. September. — Neuer Revolutionsplan. — Wrangel's Parade. — Eine Eselei mit dem Bürgerwehrgesetze. — Dowiat's Bekenntnisse. — Arbeiteraufstand auf dem köpeniker Felde. — Leichenzug der Gefallenen. — Der demokratische Congreß am 25. October — Aufstand vor dem Schauspielhause am 31 October. — Unsinnige Beschlüsse der Nationalversammlung. — Das Ministerium Brandenburg. — Vertheidigungspläne der Demokraten. — Der passive Widerstand.

„Es scheint mir wie ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet
Und eine Welt des Irrthums sich entfaltet."
Goethe.

1.

Dem Zeughaussturme am 14. Juni folgte noch eine lange Reihe von Ausschreitungen über alles Maß gesetzlicher Ordnung, wodurch die Umsturzpartei jede geregelte Regierung unmöglich zu machen suchte, um sich selbst mit einer zügellosen Volksmenge, die urtheilslos, blind ihren Eingebungen folgte, an die Spitze der Staatsgewalt zu drängen.

In der Nationalversammlung, welche in Berlin tagte, saßen diese radicalen Landstürzer auf der äußersten Linken. Auf den Straßen, in den Clubs und in Volksversammlungen nannte sich diese Partei mit ihren Führern Demokraten und Republikaner. Die Volksvertreter der Linken gingen mit ihnen Hand in Hand und die Demokraten der Straße gaben den Demokraten der Nationalversammlung für ihre extremen Maßregeln die nöthige Unterstützung.

Die Oberleitung dieser anarchischen Volkswühlereien übernahm der demokratische Centralausschuß, welcher zur Zeit des Zeughaussturmes sich constituirt hatte. Dessen offen erklärte Aufgabe war es, die demokratische Republik einzuführen, also nichts Geringeres, als den Thron der Hohenzollern zu stürzen, und den König zu vertreiben zum Danke für die dem Volke gewährten Zugeständnisse einer vernünftigen, aber durch Gesetze gegen Mißbrauch zu schützenden Freiheit.

Geben wir ein gedrängtes Bild von jenen gesetz- und ordnungslosen Zuständen, die damals Berlin zu einem fortwährend glühenden Vulkane einer immer wieder angeblasenen Revolutionsflamme machten.

Abends unter den Linden, an Kranzler's Ecke brüllten durch Geldspenden und aufregende Reden erhitzte Pöbelrotten ihre Marseillaisen und wüsten Freiheitslieder. Von hieraus waren jene Straßenkrawalle, Katzenmusiken

und Verhöhnungen der Constabler ausgegangen, welche durch fliegende Corps von Berliner Straßenjungen, geschäftslosen Bummlern und in Zuchthäusern schon bestraft gewesenen Verbrechern ausgeführt wurden.

Und doch ging nicht Alles nach Wunsch. Die großen Massen der Ruhe liebenden Bürger waren nicht zu bewegen, sich bei einer neuen Revolution zu betheiligen. Die Demokraten in Hippel's Bierstube schimpften auf die Weißbierphilister und Fanatiker der Ruhe um jeden Preis, mit denen nichts Großes anzufangen sei und gaben am Ende der Reaction alle Schuld. Die Reactionäre sollten den Zeughaussturm und alle Straßenkrawalle heraufbeschworen haben, um dagegen mit der bewaffneten Macht einschreiten zu können.

So viel aber war richtig, daß Männer wie Herr von Kater und der Graf von Padden-Triton nebst Gesinnungsgenossen sich vergnügt die Hände rieben und sprachen: „Je toller, desto besser, desto näher ist ihnen ihr Ende!“ Die Reation hätte Recht, die Demokratie in ihrer unsinnigen Verblendung, arbeitete ihnen, ohne es zu wollen und zu wissen, in die Hände.

Da die Regierung dem anmaßlichen Beschlusse eines noch politisch haltlosen Reichsministeriums, daß am 6. August dem Reichsverweser alle deutschen Heere huldigen sollten, nicht beitrat, so wurde es Mode aus Widerspruchsgeist die deutschen Farben auf den Thron

der Demokratie zu heben. Preußische Kokarden und Fahnen wurden abgerissen, ein Huldigungszug nach dem Kreuzberge zum 6. August beschlossen, der freilich nicht den erwarteten großen Anklang fand, um als gewaltige Demonstration des souveränen Volkswillens gelten zu können. Der Präsident des souveränen Lindenclubs ließ wohl eine große schwarzrothgoldne Fahne vorantragen, und seine Garde, die Straßenbuben und Taugenichtse, die Demokraten und fliegenden kleinen Buchhändler mit tellergroßen deutschen Kokarden an den Mützen und Hüten schlossen sich ihm an; selbst Deputirte von der äußersten Linken sah man im Zuge, aber kein achtbarer Bürger betheiligte sich dabei, kaum vermochte die bekannte Berliner Neugier anständige Frauen zu bewegen, sich nur an den Fenstern zu zeigen.

Am Monumente auf dem Kreuzberge, diesem eisernen Obelisk, den dankbare Erinnerung an die Rettung Berlins von anrückenden Franzosenschaaren in dem großen Befreiungskriege gewidmet ist, hatten sich die treugesinnten Landbewohner des Teltower Bauernvereins versammelt gehabt und feierten mit patriotischen Reden und Gesängen die Treue gegen das Vaterland und den König. Doch ehe die Demokraten von Berlin, deren Zug man eben vom Berge heranwallen sah, sich näherten, entfernten sich die Teltower Bauern. Als Einer ihnen zurief: „Ihr fürchtet Euch doch nicht,“ antwor-

tete ein ehrlicher Bauer: „Ja, Nachbar, Angst haben wir auch, denn wir scheuen die Berührung dieser Republikaner, wie der Gesunde sich scheuet vor der Pest.“

„So war es wieder nichts,“ rief Fritz Ohnesorge seinen Gesinnungsgenossen zu. „Die Reactionäre sind entflohen und wir haben unseren Zweck verfehlt, ihnen das Leder zu gerben.“

. . . .

Um die Mitte des Monats August gewannen die Berliner Demokraten einen bedeutenden Zuwachs an Geist und Bart, an Arnold Ruge, der aus Frankfurt am Main hier eintraf.

Dieser verhegelte und verhagelte Ruge laborirte schon auf der Universität an der luftigen Weltverbesserungskrankheit. Seine demagogischen Umtriebe brachten ihm ein Strafurtheil auf funfzehnjährige Einsperrung; doch früher entlassen, nach sechsjähriger Haft, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem und schimpfte in den deutschen Jahrbüchern, die er mit 300 Abonnenten später in Halle herausgab, das deutsche Volk, für das er früher geschwärmt hatte: „„die niederträchtigste Nation;““ doch da seine unklaren Schriften niemals in das deutsche Volk gedrungen waren, so durfte er es wagen, zur Zeit der neuen Bewegung in Berlin wieder als demokratischer Volksredner mit den bärtigen Pöbelmassen zu coquettiren und mit Vater Karbe, dem Lindenmüller,

Ottensoser und anderen Erzdemokraten Berlins um die souveräne Gunst dieser „niederträchtigsten Nation“ zu buhlen.

In Charlottenburg hatten die dort thronenden Gebrüder Bauer, besonders Edgar Bauer durch redselige Ergüsse gegen den Prinzen von Preußen und das Haus Hohenzollern die dortigen loyalen Unterthanen erbittert. Am 20. August drangen diese darauf in die demokratische Versammlung und es kam dort zu schlagenden Demonstrationen gegen die bekanntesten demokratischen Schwadroneurs.

Natürlich brachte dieses Attentat gegen die Repräsentanten der Volkssouveränetät die ganze Demokratie in den Harnisch. Riesenplacate erschienen an Mauern und Bäumen, welche diesen Hochverrath am Volke denuncirten und zum allgemeinen Rachezuge gegen Charlottenburg aufriefen.

Und doch wurde nichts daraus. Allein der demokratische Club nahm die Charlottenburger Realinjuriensache in die Hand und erließ, da gerade auch der märkische Demokratencongreß in Berlin tagte, durch seine Sectionen eine Einladung zu einer großen Volksversammlung am 21. August vor dem Opernhause, wozu auch der Lindenmüller aufforderte.

Dort kam es zu aufregenden Reden. Die Beschlüsse des demokratischen Clubs lauteten dahin:

„Die Sectionen des demokratischen Clubs greifen

zu den Waffen, mit denen sie sich heimlich zu versehen haben und stehen in ihren Versammlungslokalen schlagfertig. Das Comité sitzt bei Waßmann (in der Bierstube) und unterhält eine fortlaufende Verbindung mit der Fraction der Linken, die bei Mylius zusammen ist."

Damit war der Aufstand förmlich organisirt.

Es hatte sich eine bedeutende Volksmasse vor dem Opernhause angesammelt. Ein in Berlin neuer demokratischer Redner war aufgetreten, der deutschkatholische Prediger Dowiat, der später in der wegen Betheiligung an diesem Aufstande geführten Untersuchung sein revolutionäres Streben dadurch charakterisirte, daß er offen erklärte: „Die deutschkatholische Mission war mir nur ein Vorwand gewesen zum Zweck meiner politischen Umtriebe und um Propaganda zu machen für die communistische (rothe) Republik. Ich habe im Leben Alles auf die Karte der Revolution gesetzt und sehe jetzt ein, daß ich verspielt habe."

. . . .

Dieser Glücksritter der Revolution unter der Heuchlerlarve eines Priesters einer neukatholischen Reformation und Edgar Bauer donnerten von der Höhe der Treppe des Opernhauses herab polternde Reden auf das aus: „Fabrikanten und Krämern", wie sie sich ausdrückten, „zusammengesetzte Ministerium"; (welches erst

gerade den Wünschen der Demokraten, die es jetzt anfeindeten, sein Dasein zu danken hatte).

Es war das Ministerium Auerswald und Kühlwetter, das an diesem Abend mit Gewalt gestürzt werden sollte.

Die Worte, welche jene beiden Volksredner als Zunder des Aufruhrs in die Menge schleuderten, fingen richtig Feuer. Etwa vierzig in der Nähe der Redner aufgestellte politische Claquers der Edgar Bauer'schen Section gaben den Ton des Beifalls, welcher in der aufgewiegelten Masse donnernden Widerhall fand. Besonders hatte der Aufruf zur Plünderung der Reichen unter der besitzlosen Menge Zustimmung gefunden.

Nun ging es fort im Sturmschritt nach den Ministerhotels. Zuerst vor das Haus des Ministers des Innern, zu Kühlwetter. Es hieß, dieser sei nicht zu Hause. Doch die wilde Rotte begnügte sich nicht mit diesem Bescheide, sondern drang ins Haus, sogar bis in das Cabinet des Ministers, der durchaus gefangen, wo möglich gehangen werden sollte. Vorerst war bestimmt, daß jene vierzig von der Edgar Bauer'schen Section die Minister in ihre Mitte nehmen und nach dem Clubhause bringen sollten. Die Abwesenheit des Ministers vereitelte diesen Plan. Sodann kam Befehl vom Comité des demokratischen Clubs, das in Waßmann's Bierstube saß, den Justizminister Märker heim-

zusuchen und die Freilassung aller politischen Gefangenen von ihm zu erpressen.

Darauf gings mit Tumult und Geschrei zu dem Minister Märker auf der schönen und breiten Wilhelmsstraße.

Auf dem Wege dorthin versuchte die aufgewiegelte Menge, unter den Linden die Eisenstangen von der Barrière loszubrechen, um sich damit gegen den Minister als demokratische Cyclopen zu bewaffnen.

Der Justizminister Märker war indeß dem Sturm entgangen, indem er sich in das gegenüber belegene Hotel des Ministerpräsidenten von Auerswald begeben hatte.

Doch zeigte der Justizminister einen ehrenwerthen Muth. Er ließ sich, auf der Auffahrt zu dem Hotel mitten unter Demokraten und bärtigen Wühlern stehend, die Wünsche des sogenannten souveränen Volks vortragen und ertheilte mit würdiger Entschlossenheit den Bescheid, daß er in diesem Verlangen nicht den gesetzlichen Ausdruck des Volkswillens erkennen könne. Dieser sei in einem constitutionellen Staate nur durch die Majorität der Nationalversammlung vertreten. An diese möge man sich wenden auf dem Wege der Petition. So nur sei es gesetzlich.

Damit ließ er die betroffenen Demokraten stehen, die er mit ihren eigenen Waffen geschlagen hatte und

ging in das Ministerhotel, wo gerade Gesellschaft war.

In den glänzend erleuchteten Salons sah man zahllose Ordensbänder, goldgestickte Uniformen und rauschende Damenkleider. Die Reaction und die Diplomatie war dort würdig vertreten, denn außer fast sämmtlichen fremden Diplomaten befanden sich dort unter Andern Herr von Kater und Graf Padden-Triton mit seiner Gemahlin und Tochter, der armen Adelaide, die sehr blaß geworden war in ihrem hoffnungslosen Liebesgram; auch der jetzige Regierungsassessor, Graf Arnold von Padden-Triton mit seiner jungen Gemahlin, der frühern Marquise von Bellefleur, war dort. Diese Verbindung war erst vor Kurzem in Potsdam in aller Stille gefeiert worden und die Neuvermählten waren erst kürzlich von der in solchen Fällen üblichen Erholungsreise nach Potsdam zurückgekehrt, von wo sie, der Einladung des Ministers folgend, herüber gekommen waren, um sich einmal wieder wohl zu fühlen in den Kreisen der haute-volée von Berlin.

Doch sollten sie dort den Kelch der demokratischen Freiheit Berlins in vollem Maße zu leeren bekommen.

Obwohl der Justizminister, der in die Gesellschaft getreten war, erzählte, was unten vorgefallen sei und wie er den rebellischen Pöbel abgefertigt habe, so herrschte doch keine geringe Aengstlichkeit in der Versammlung,

die sich vergebens das Ansehen einer vornehmen Verachtung der Pöbelmassen geben wollte. Aber erschütternd dröhnte der Volkstumult von der Straße herauf.

Dort war schon von den Führern des Aufstandes der Entschluß gefaßt worden. Die Vierzig von der Leibgarde des revolutionären Comité hatten die Eingangsthüren des Hotels besetzt. Eine Deputation sollte hinein geschickt werden, unter dem Vorwand, die Petition wegen Freilassung der politischen Gefangenen bei den dort versammelten Ministern anzubringen; doch war der eigentliche Zweck, das Local zu recognosciren, denn mit einem Pistolenschuß sollte das Signal zum Einbruch gegeben werden.

Dabei sollten die Vierzig die Avantgarde bilden; die Menge sollte nachstürzen. Das Pistol, zum Signal für den Einbruch, trug ein bekannter Demokrat für diesen Fall schon geladen bei sich. Unter den Aufwieglern wurde sogar ein Abgeordneter*) von der äußersten Linken bemerkt, der mitten in einer Volksgruppe schrie: „Greift die Kerle, greift sie!“ womit dieser ehrenwerthe Volksvertreter die Minister meinte.

Da rückten plötzlich Schutzmannschaften an. Sie

---

*) Nach W. Piersig's Mysterien der Berliner Demokratie (Berlin 1849) S. 68 u. 69 war dieser Abgeordnete der Schriftsetzer Brill aus Breslau, einer der eifrigsten Demokraten.

wurden aber mit einem Steinhagel empfangen, faßten indeß auf der Rampe der Auffahrt festen Fuß und wehrten die schon zum Einbruch in das Ministerhotel gerüsteten Rotten ab. Diese rissen nun das Straßenpflaster auf, zertrümmerten die Gaslaternen, zerbrachen das eiserne Geländer der Rampe und warfen die sämmtlichen erleuchteten Fenster des Hotels in tausend Scherben.

Oben im Saale war Alles voll Schrecken und Entsetzen. Große Steine flogen mitten in den glänzenden Damenkreis. Um von den hineinfliegenden Steinen nicht getroffen zu werden, suchte man sich hinter den Spiegelwänden zwischen den Fenstern und hinter den Pfeilern des Saals zu verbergen und die Reaction hatte abermals durch die Ausschreitungen der Demokratie die öffentliche Meinung und damit einen großen Sieg gewonnen.

Vergnügt rieb sich Herr von Kater nach gewohnter Weise die Hände und sagte zu dem Grafen von Padden-Triton: „Sehen Sie da die Diplomaten fremder Mächte, wie sie da, gleich einer Schafheerde im Gewitter, die Köpfe zusammenstecken; ich wette, sie haben sich völlig übersättigt an den Heldenthaten der Berliner Demokratie und werden schon das Ihrige beitragen, selbst die Kanonen und Bajonnette ihrer Souveräne anbieten, um dieser constitutionellen Wirthschaft ein Ende mit Schrecken zu machen.“

„Gebe nur der Himmel,“ sprach der Graf, „daß

die Ordnung der guten alten Zeit, worunter wir uns so wohl befanden, bald wiederhergestellt werde.“

„Es wird und muß geschehen und sollte es mit der russichen Knute sein, die zu Hülfe gerufen werden muß.“

„Wenn nur unser Herr bewogen werden könnte, seine liberalen Zusagen nach der Märzrevolution zurückzunehmen.“

„Solche Ereignisse wie heute und wie der Zeughaussturm“, sprach Herr von Kater mit dem Ausdruck von Zufriedenheit, „müssen ja nothwendig unserm Könige und Herrn die Ueberzeugung geben, daß sich der Staat nur mit einem bevorrechteten Adel durch die Macht von Bajonnetten, welche Edelleute als Offiziere commandiren, regieren lasse, nicht aber durch Demokraten von obscurer Geburt und diese revolutionären Volksvertreter, die zu allen Teufeln gejagt werden müßten.“

Die meisten Damen, die noch während des Steinhagels die Eingangsthüren der Salons und Staatsgemächer hatten erreichen können, entflohen durch den Garten. Unter diesen die jetzige junge Gräfin von Padden-Triton, die vormalige Marquise von Bellefleur, die ihren Gemahl dringend bat, dieses heillose Sodom und Gomorra der Revolution, dieses verbrecherische Berlin noch in dieser Nacht zu verlassen, um nie wieder hierher zurückzukehren.

Indeß war das Heer der Constabler, das sich nach

und nach unten gesammelt hatte, und von seinen Säbeln Gebrauch machte, der Bewegung Herr geworden.

Die Demokraten waren wüthend über den verfehlten Erfolg. Sie zogen sich in das Kaffeehaus von Meding zurück und schimpften weidlich auf die Schlaffheit und Lauheit der Weißbierphilister, mit denen nichts Großes anzufangen sei. Ein Schwarm von Demokraten stürzte auf die Straße und verlangte, daß alle Querstraßen, die in die Linden ausmündeten, mit Barrikaden verrammelt würden. In der Behrensstraße brachte man es auch wirklich dahin, wobei der Abgeordnete Graf Banco thätig war. Doch bald wurde diese „feste Burg der Demokratie“ von der Bürgerwehr, diesem deutschen Michel mit dem Kuhfuß, wie die Demokraten sie nannten, zerstört und damit die Ruhe wenigstens äußerlich wiederhergestellt.

Abermals war die gute Bürgerwehr unter dem Oberbefehl ihres am nämlichen Tage erwählten neuen Commandeurs, Herrn Rimpler, zu spät gekommen, nachdem der Schaden schon geschehen war; denn alle Offiziere der Bürgerwehr befanden sich an diesem Abend in Kroll's schönem Lokal im Thiergarten, mit einem Fest- und Zweckessen zu Gunsten ihres neuen Commandeurs beschäftigt, obgleich es früh genug bekannt geworden war, daß am Abend ein Aufstand, wo möglich eine neue Revolution ausbrechen werde.

Nun aber schimpften die in ihren Hoffnungen so stark getäuschten Demokraten nach Herzenslust auf das „Krämerministerium“. Es war eine Lieblingsphrase Edgar Bauer's*), wenn er sagte: „Der besitzende Bürgerstand muß erst in das tiefste Elend gestürzt werden, bevor an wahre Freiheit zu denken ist.“

Ganz im Einklange damit sprach Fritz Ohnesorge mit den Worten des Pariser rothen Republikaners Blanqui: „Das mächtige und besitzende Bürgerthum zu ruiniren, die Masse der Armuth durch planmäßige Untergrabung des Wohlstandes, durch permanente Unruhe und die daraus folgende Zerrüttung des Credits bis ins Ungeheuere zu vermehren und alsdann mit diesen Legionen des Communismus jeder bestehenden Ordnung in der Gesellschaft sowie des Staats den Vernichtungskrieg zu erklären.“

Das waren die Segnungen der Demokratie, die dem durch und durch aufgewühlten Boden des Vaterlandes bevorstanden.

Aber um dahin zu gelangen, bedurfte es noch der Durchführung großer Gedanken.

. . . .

General Wrangel war zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken ernannt worden. In der

---

*) Nach Piersig rc. S. 70.

Umgegend von Berlin waren bedeutende Truppenmassen zusammen gezogen; diese waren mit ihrer verdammten preußischen Disciplin und Soldatentreue den Demokraten Berlins sehr unbequem.

Die Demokraten beschlossen daher, ihr Benehmen gegen die Soldaten geradezu umzukehren. Mit der gehaßten „verthierten Soldateska" wurde geliebäugelt. Man versprach ihnen durch Placate goldene Berge und hielt sie in den Schenken frei. Ja, verschiedene Demokraten und Republikaner ließen sich in die Landwehr aufnehmen, um dadurch bessere Gelegenheit zu erhalten, ihre Kameraden zur Untreue zu verführen. Das aber bekam manchem dieser Sendlinge schlecht genug. Mehr als Einer von ihnen bekam schlagende Beweise von preußischer Soldatentreue zu genießen.

. . . .

Der Centralverein der Demokraten fühlte sich jetzt stark genug, einen neuen Aufstand zu unternehmen. Am 7. September sollte über die Nichtausführung des Stein-Schulzeschen Antrages, daß es allen Offizieren zur Ehrensache gemacht werden solle, aus dem Heer zu treten, wenn ihre Gesinnungen nicht mit der demokratischen Partei übereinstimmen würden, debattirt und abgestimmt werden. Durch Volksredner und Placate wurden die Volksmassen für diesen Tag in Aufregung versetzt. Der demokratische Verein der Königsstadt, der

sich kurz vorher gebildet hatte, schaffte für den 7. September rothe Fahnen an.

Die Abgeordneten der Linken trugen das Ihrige dazu bei, das Feuer der Revolution noch mehr anzufachen. Waldeck erschien im Bürgerwehrclub, wo er als künftiger Ministerpräsident honorirt wurde und erklärte: „Wenn die Linke aus der Nationalversammlung ausscheiden müsse, so möge das Volk sein Recht sich selbst holen."

Am 6. September faßten die Demokraten unter Mitwirkung mehrerer Deputirten den heimlichen Beschluß: „Am 7., dem Tage der Berathung über den Stein-Schulzeschen Antrag, sind beide Ausgänge der Singacademie," wo die Nationalversammlung damals noch tagte, „mit 100 entschlossenen Männern zu besetzen. Diese sollen dem äußern Anschein nach unbewaffnet und in friedlicher Absicht gegenwärtig sein; aber heimlich Pistolen und Dolche bei sich tragen."

Dann hieß es weiter in den Beschlüssen der Demokraten: „Fällt der Antrag durch, unterliegt die Linke, so wird von den 100 Mann sofort zur Gewalt geschritten und alle Minister werden gefangen genommen. Der Kriegsminister von Schreckenstein muß sofort den Befehl zum Abmarsch sämmtlicher in Berlin befindlicher Truppen erlassen und mit der auf die Brust gesetzten Pistole gezwungen werden, diesen Befehl zu

unterschreiben. Die fliegenden Corps besetzen das Zeughaus. Das Schloß wird unverzüglich befestigt und der Sitz der zu ernennenden provisorischen Regierung.

„Bis zur Einsetzung dieser provisorischen Regierung leitet das permanente Comite des demokratischen Clubs die ganze Bewegung. Alle öffentlichen Cassen werden von den dazu befehligten Sectionen in Beschlag genommen."

Das war keine üble Speculation für die demokratischen Habenichtse und Pöbelbeherrscher. Geld und Macht, ein lockendes Phantom für literarische Proletarier und geschäftslose Bummler!

Alles war gerüstet. Linden-Müller, der bankerotte Kaufmann, Präsident des Straßenclubs unter den Linden, hatte schon zum 7. Mittags seine Legionen eingeladen zu erscheinen und den Ausgang vor dem Versammlungslokal der Nationalversammlung abzuwarten.

Die kleinen fliegenden Buchhändler verkauften Spott- und Schmähbilder, auf welchen die Minister an Laternenpfählen hingen. Einer derselben war noch leer und die Buben gaben demselben eine empörende Bedeutung.

Wider Erwarten war der demokratische Antrag der Linken in der Nationalversammlung durchgegangen. Das Volk jubelte, anstatt sich zu erheben und abermals war der Plan der Demokratie, eine neue Revolution anzufachen, gescheitert.

Damals brachte sich Held-Ajax um den letzten Rest seiner Popularität. Im Solde der Reaction stehend, ließ er am 7. Nachmittags ein schon früher gedrucktes Riesenplacat anschlagen, worin er das „unverständige Volk“ warnte, sich jedes Blutvergießens, wobei ja auch sein eigenes Heldenblut vergossen werden konnte, zu enthalten und nur noch wenige Tage Geduld mit Vertrauen zu ihm zu haben.

Kaum waren einige Tage vergangen, so trat Ajax mit dem, was er wollte, hervor. Es war das Monstrum eines Placats mit der gloriösen Ueberschrift: „Meine Idee“.

Diese war freilich unsinnig genug; aber sie erreichte ihren Zweck: die Pläne der Demokraten zu durchkreuzen.

In Folge dieses Ereignisses dankte das Ministerium ab. Die Demokraten jubelten und beschlossen einen neuen Putsch.

. . . .

Am 20. September hielt der Oberbefehlshaber aller Truppen in den Marken, die sich auf 60,000 Mann belaufen sollten, eine Parade in Berlin.

Diese Parade betrachteten die Demokraten als eine Herausforderung. Sie wollten eine Gegendemonstration ausführen; indeß in Betracht der Schärfe der Säbel und der Spitze der Bajonnette verschoben sie diesen Aufstand bis zum 25., wo das neue Ministerium des

Generals Pfuel in der Nationalversammlung erklären sollte, ob es den Stein'schen Antrag ausführen wolle oder nicht.

Placate und Volksredner regten die Massen auf. Demokratische Sectionen waren in den Seitengassen aufgestellt. Ungewöhnlich zahlreiche Volksmassen sammelten sich vor der Singacademie. Die bekanntesten Demokraten standen zusammen und unterhielten durch Ordonnanzen ihre Verbindungen mit ihren Sectionen. Tageslügen wurden verbreitet, je unsinniger, desto besser. Da erschallte der Ruf: „Die Linke hat sich mit dem Ministerium verglichen!"

„Hol' der Teufel die Linke!" schrie Fritz.

„Hol' der Teufel das Ministerium!" rief einer der bekannten Erzdemokraten; einer von den politischen jungen Juden oder Judenjungen, die, um sich eine Partei im Volke für ihre literarische Impotenz und kritische Arroganz zu gewinnen, Demokraten und Republikaner spielten; Himmelstürmer mit dem großen Maul, die den Staat umstürzen wollen, der ihnen doch die größte Wohlthat, die Gleichstellung mit den Christen, verheißen hatte.

„Hol' der Teufel", brüllte ein riesiger Arbeiter, „die verfluchten Demokraten, die uns von einem Tage auf den andern vertrösten. Heute hat es unter jeder Be-

dingung losgehen können und nun ist es wieder die alte Geschichte!"

Andere schrieen es ihm nach. Die von nervigen Fäusten bedrohten Demokraten wußten in ihrer Angst keine andere Rettung, als daß sie riefen: „Barrikaden bauen! laßt uns Barrikaden bauen auf dem Molkenmarkt, wir führen Euch!"

Die Barrikaden, die man dort anfing zu bauen, die Drohungen, welche Pöbelrotten ausstießen, die verbissene Wuth Derer, die Scandal um jeden Preis haben wollten, Alles bewies, daß der am Morgen vorgeschützte Zweck, die Würde der Nationalversammlung aufrecht zu erhalten, nur Vorwand zum Deckmantel von Umsturzplänen war. Im Groll über die verfehlte Hoffnung wurden am Abend den sonst gefeierten Deputirten der Linken, den Parteimännern Rodbertus und von Berg in den gräulichsten Mißtönen Katzenmusiken gebracht. Man schalt sie Reactionäre, welche die Revolution nicht um der Revolution willen wollten. Die Führer der Demokratie wurden gesichtet, die räudigen Schafe ausgemerzt und als Leithammel der verführten, urtheilslosen Menge blieben zum Theil Subjecte zurück, in deren Privatleben und Verhältnisse man nicht blicken durfte, ohne zu erröthen über die Anführer einer Partei, welche nichts Geringeres beabsichtigte, als jede gesetzliche Ordnung, jedes Glück und jede Wohlfahrt im

Volke umzustürzen, oder mit eigenen Worten der Demokraten: das Volk erst unglücklich zu machen, um es reif für das Glück einer rothen Republik zu machen.

. . . .

Am 5. December sah man das berühmte Autodafé, in welchem ein Esel in Procession geführt, das Bürgerwehrgesetz, das ihm unter den Schwanz gebunden war, zum Scheiterhaufen schleppte. Diese schöne Idee soll von dem berühmten Pommer Arnold Ruge ausgegangen sein; Vater Karbe mit dem weißen Barte war unter den Heerführen dieser Eselei. Das Bürgerwehrgesetz, das die Nationalversammlung angenommen hatte, wurde öffentlich verbrannt. So wußte die Demokratie von Berlin ihre eigenen Volksvertreter zu ehren.

Wie damals die Stimmung der Demokraten Berlins gegen die Besitzenden und Ruhe, Frieden und Ordnung liebende Bürgerschaft war, möge nachstehender Auszug aus einer Vertheidigungsrede des deutschkatholischen Predigers Dowiat, als er vor Gericht stand und wegen der Emeute am 21. August zu sechs Jahr Festung verurtheilt wurde.

Er sprach wörtlich:

„Mit glühendem Haß gegen die deutsche Bourgeoisie, die eigentliche Feindin der Freiheit Deutschlands, hatte ich mein Vaterland verlassen; mit glühenderem Hasse

kehrte ich zurück. Ich war schon in Köln, in Düsseldorf und in Bielefeld gegen das Bourgeoisieministerium aufgetreten; ich kam nach Berlin. Das Volk fieberte am Abend des 21. August über die Charlottenburger Schandthaten (das Ausprügeln der Demokraten). Es hatte sich am Opernhause versammelt. Ich trat auf und sagte zu ihm: „„Die Revolution von 1848 ist eine sociale Revolution, eine Revolution des vierten Standes. Habt Ihr Männer die Revolution deswegen gemacht, damit Euer natürlicher Feind, damit die Bourgeoisie zur Herrschaft gelange? Gewiß nicht! Nun wohlan, so schlagt der Bourgeoisie eine Scharte, stürzt ihre jetzigen Repräsentanten, stürzt das Ministerium Hansemann; zwingt es zur Abdankung!““

So kam es denn durch planmäßige Aufhetzung und demokratische Wühlerei auf dem Köpeniker Felde zum Arbeiteraufstande gegen die Bürgerwehr. Diese sah sich genöthigt, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Es gab Verwundete und Todte. Die Arbeitermassen schrieen: „Verrath!“ Sie riefen nach Waffen, erstürmten und plünderten die Waffenläden, trugen die im Kampf Getödteten mit offenen Wunden durch die Straßen. Jede Lüge wurde aufgeboten, das Volk zu erhitzen und den Bruderkampf anzufachen; aber die massenhafte Entfaltung aller 23 Bataillone der Bürgerwehr unterdrückte den Aufruhr im Entstehen.

Abermals sah sich die Demokratie um den Erfolg ihrer wühlerischen Pläne gebracht.

. . . .

Ein riesenmäßiger Leichenzug sollte die Gefallenen in den Friedrichshain zur Ruhe begleiten. Die Berliner Gewerke waren aufgeboten und durch Gesellen und Lehrlinge repräsentirt. Unter Waldeck's Anführung schloß sich die äußerste Linke der Nationalversammlung einer Demonstration an, welche den im Kampfe gegen die gesetzliche Ordnung gefallenen Hochverräthern die letzte Ehre erwies. Abends wurde ein Krieg gegen das Dienstmädchen und die Meubles des Bäckermeisters Schulz eröffnet, dem nachgesagt wurde, er habe als Hauptmann einer Compagnie Bürgerwehr: „Feuer!" commandirt gegen den rebellischen Arbeiterhaufen. Waldeck und Jung, die Deputirten der Nationalversammlung, hielten Reden von den Barrikaden herab.

Als aller Aufhetzerei ohnerachtet dieses demokratische Republikanergelüste abermals keinen Erfolg hatte, predigten die Demagogen, die eben noch aufgehetzt hatten, Ruhe, Frieden und Versöhnung und beschuldigten die Reaction, daß sie das Volk aufgewiegelt hätte, um später einen Vorwand zu haben, es mit Kartätschen niederschießen zu lassen.

. . . .

So brach denn endlich der 25. October an; dieser

große Tag der Hoffnung der Berliner Demokraten, an dem der längst vorbereitete große demokratische Congreß in Berlin zusammentreten sollte. Auf diesen Congreß hatte man die in steter Aufregung erhaltenen Massen vertröstet.

„Geduld, Brüder!" hieß es, „der demokratische Congreß wird in Berlin tagen und zugleich mit ihm die Mitglieder der Linken aller deutschen Nationalversammlungen. Dann wird Alles gut werden. Der demokratische Congreß wird eine neue Revolution machen und den 18. März vollenden."

Etwa 300 Sendlinge waren zu diesem demokratisch-republikanischen Völkerfeste zusammen gekommen. Aber schon in der ersten Sitzung geriethen die verschiedenen Parteien dieser weltumstürzenden Versammlung an einander und trennten sich.

Die Regierung, im Bewußtsein ihrer Kraft, ließ sie gewähren. Immer mehr kam ein unverständiges Spielen mit haltlosen Theorien an den Tag.

So kam denn auch die große Finanzfrage der zu begründenden deutschen Republik auf die Tagesordnung. Und es ergab sich, das die Casse dieses himmelstürmenden Titanenvereins in der ungeheuern Summe von 4 Thaler 20 Silbergroschen bestand.

Und der Fluch des Lächerlichen hatte auch diese große Frage: ob Monarchie? ob Republik? für die Sache

der Ordnung entschieden, und die große Allianz der Demagogen mit den Arbeiterfäusten, um das Königthum zu stürzen, hatte am gesunden Sinne im Kern des Volks seinen Untergang gefunden.

2.

Dennoch ruhte die Demokratie nicht, trotz aller erfahrenen Niederlagen.

Gelegenheit zu neuer Erhebung sollte der Antrag des Abgeordneten Waldeck, dieses großen Demokraten im hohen Staatsdienst, darbieten, der dahin ging:

„Zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte aufzubieten,“

ein Antrag, der bei der offenbaren Unmöglichkeit der Ausführung keinen andern Zweck haben konnte, als die Volksleidenschaften aufzuregen, die Brandfackel der Anarchie in das Land zu schleudern und der Regierung neue Verlegenheiten zu bereiten.

Am 31. October gegen Abend sollte dieser Antrag in einer außerordentlichen Sitzung der nach dem Schauspielhause verlegten Nationalversammlung zur Berathung kommen.

Das war eine herrliche Gelegenheit für die Berliner Demokraten, eine neue Volksbewegung aufzuwiegeln. Eine große Demonstration vor dem Schauspielhause

sollte den Demokraten der Linken die volksthümliche Folie geben und die besonnenen Mitglieder der Rechten einschüchtern.

Die Berathung der Vertreter von 16 Millionen sollte nicht mehr frei sein, sondern unter dem Terrorismus der Berliner Straßendemokraten stehen.

Gegen Abend, als die Zeit der Abstimmung auf den Waldeck'schen Antrag kam, füllte sich der Platz vor dem Schauspielhause von Minute zu Minute mehr mit Menschen, die in Gruppen zusammen standen und eifrig mit einander sprachen.

Es waren Leute darunter, die ein wüstes, verwildertes Ansehen hatten.

Die Drohungen auf der Straße harmonirten trefflich mit dem Einschüchterungssystem im Innern des Sitzungssaals.

So donnerte Waldeck den Ministern zu: „Wenn Ihr unsere Beschlüsse nicht ausführt, so werden wir selbst dafür Sorge tragen müssen."

Und d'Ester, diese Fleisch gewordene Interpellation, dieser Meister in der Kunst, die Geschäfte der Nationalversammlung zu hemmen, die Minister zu belästigen und zu hindern und herrschsüchtige Conventsgelüste der Versammlung aufzuregen, rief der Rechten, die ihn auslachte, zu: „Sie lachen? Es wird die Zeit kommen, wo Sie nicht mehr lachen werden;" und draußen auf

der Straße äußerte Vater Karbe: „Die Linke habe deshalb ihren Antrag auf namentliche Abstimmung gestellt, damit das Volk seine Feinde kennen lerne."

Unter den Volksmassen, die sich auf dem Platz und besonders auf der Treppe vor dem Schauspielhause sammelten, sah man Leute mit neu gekauften Stricken in den Händen. Ueber die Bedeutung dieser hanfenen Colliers ließen sie keinen Zweifel. Es waren Männer von rauhem, verwildertem Ansehen, welche nach der Ehre geizten: Volkshenker zu werden und die gegen den Antrag stimmenden Abgeordneten an die Laterne zu bringen.

Um diese zu erkennen, die die Rechten waren, wurden von der nächsten Feuerwache Fackeln geraubt und als es dunkel wurde, angezündet, womit Jedem, der aus dem Schauspielhause trat, ins Gesicht geleuchtet werden sollte.

Die Demokraten wollten ihre Freunde mit Jubel empfangen; ihre Feinde bestrafen. Ein Ruf: an die Laterne! würde dann jedesmal ein Menschenleben vernichtet haben.

Damit Niemand entkomme, wurden die Thüren des Schauspielhauses von Außen vernagelt. Das Dröhnen dieser Hammerschläge tönte, wie die auf den Sarg der constitutionellen Freiheit.

Die Volkswuth steigerte sich. Sie forderte Opfer um jeden Preis. Einer der vernagelten Abgeordneten,

der mit dem belagernden Volke draußen durch das Schlüsselloch zu parlamentiren suchte und versicherte: er gehöre zur äußersten Linken, erhielt die schmeichelhafte Antwort: „Ei was, Linke oder Rechte, hier heißt's: „„Mitgefangen, mitgehangen!"""

So war die Stimmung der Straßendemokratie so bedenklich geworden, daß der Abgeordnete Berends es für rathsam hielt, aus den Fenstern des Sitzungssaals mit dem Haufen zu unterhandeln.

Ein merkwürdiger Zufall, wenn nicht Absicht, war es, daß der Commandeur der Bürgerwehr, von dem ein Wort genügt hätte, um durch die zahlreich aufgestellten Bataillone Bürgerwehr die Bummlerschaaren aus den Umgebungen des Schauspielhauses zu vertreiben und die Freiheit der Berathung der Volksvertreter wieder herzustellen, sich selbst im Innern des Hauses hatte einsperren lassen, anstatt draußen zu bleiben, wo er hin gehörte.

Jene Bataillone harrten daher Stunden lang vergebens auf den Befehl vorzurücken von Seiten ihres Commandeurs. Da er zahlreich bewaffnete Mannschaft bei sich hatte, so würde es ein Leichtes gewesen sein, eine der nach Innen sich öffnenden Thüren aufzubrechen und die nöthigen Befehle an seine draußen harrende Mannschaft zu ertheilen. Allein der Mann war einmal vernagelt und wollte vernagelt bleiben.

Während er mit den Demokraten liebäugelte, bestürmte man ihn von der andern Seite: endlich Befehle zu ertheilen, welche die Freiheit der Berathung und das Leben der bedrohten Deputirten der Rechten sicherten. Und so, nachdem der Tumult schon mehrere Stunden ungestört gedauert hatte, ließ der Commandeur Rimpler endlich den Befehl zur Räumung des Platzes durch eine Kriegslist hinausspediren. Ein Aufwärter der Versammlung, der sich vom souveränen Volke, unter dem Vorwande, frisches Wasser für die lechzenden Deputirten holen zu wollen, die Erlaubniß zum Ausgang erlistet hatte, überbrachte die betreffende Ordre unbemerkt von den Demokraten an die Bürgerwehr.

Der Aufruhr wurde gedämpft durch das Vorrücken der Bürgerwehr. Diese hatte bisher ruhig jede Beleidigung von Seiten des Pöbels ertragen müssen: als Schimpfreden, Steinwürfe, Versengen der Kleider mit den brennenden Fackeln. Jetzt aber, als sie vorrückten, warf sich eine Schaar Fabrikarbeiter zwischen sie und den Pöbel, in der guten Absicht, Blutvergießen zu verhindern; allein einer wurde getödtet. Er fiel als ein Opfer dem Götzen: Demokratie.

Der Waldeck'sche Antrag in der Nationalversammlung wurde angenommen. Wie unsinnig dieser Beschluß war, ergab ein Zwischenfall, der lächerlich gewesen wäre, wenn er nicht Abscheu hätte erregen müssen.

Der Portier aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erschien vor einer der Thüren des Schauspielhauses und bat um Einlaß, weil er eine eilige Depesche von dem österreichischen Gesandten an den Minister des Auswärtigen zu bringen habe. Da glaubten Fritz Ohnesorge und andere Gesinnungsgenossen desselben eine glorreiche Handlung zu begehen, wenn sie ihm die Depesche abnähmen.

Das geschah; das Siegel wurde erbrochen und das Schreiben öffentlich verlesen. Es lautete in lakonischer Kürze:

„Ew. Excellenz zeige ich hiermit an, daß die kaiserlichen Truppen Herren von Wien sind."

So war denn der verlangte Entsatz von Wien durch preußische Truppen, weshalb so viel demokratischer Scandal gemacht war, nicht mehr als der Kampf mit Don Quixote's Lanze gegen eine Seifenblase gewesen wäre, die schon geplatzt war.

Wüthend darüber, so vom Geschick zum Absurden geführt zu sein, warfen die Straßendemokraten den armen Thürsteher zu Boden, legten ihm die Schlinge um den Hals und wer weiß, welche ruhmvolle That der Anarchie geschehen wäre, hätte nicht die vorrückende Bürgerwehr dem verbrecherischen Attentat ein Ende gemacht. Die aus der Sitzung zurückkehrenden Deputirten der Linken, Waldeck und Temme, lasen diesen Brief,

der ihr ganzes Thun und Treiben durchkreuzte, auf offener Straße dem Volke vor.

Den Beschluß begleiteten noch andere merkwürdige Umstände, welche bewiesen, wie sehr die Kammerdemokraten der Linken mit den rechten Straßendemokraten sympathisirten. Als der Augenblick der Abstimmung in der Nationalversammlung gekommen war und es den Anschein gewann, als werde doch der gesunde Sinn einer verständigen Majorität den unsinnigen Antrag ablehnen, hatten sich Demokraten in den Saal gedrängt, die durch ihre drohende Haltung Einfluß zu gewinnen suchten. Nur mit Gewalt konnten sie von der Bürgerwehr, die im Innern des Hauses stand, entfernt werden. Sie drohten aber zurückzukehren mit 3000 Kameraden hinter sich.

Noch mehr! als es zur Abstimmung kam, wurden Signale aus den Fenstern des Sitzungssaales nach Außen hin gegeben und plötzlich erhob sich auf dem weiten Platze vor dem Schauspielhause jenes entsetzliche Mord- und Rachegeschrei, das wohl geeignet war, selbst die muthigsten von den Deputirten der Rechten einzuschüchtern. Auch der Ruf: „Es lebe die Republik,“ war gehört worden und eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, war gesehen.

Der Bannerträger der rothen Republik war ein kaum vierundzwanzigjähriger junger Mensch, der bereits

wegen wiederholt versuchten Betruges mit Verlust der Nationalkokarde und mit Gefängniß bestraft gewesen war.

Ehre der Demokratie, die solche Koryphäen hatte!

. . . .

Der ganze October hatte sich schon ausgezeichnet durch wahnsinnige Beschlüsse der jetzt herrschenden Linken, wahnsinnig, weil sie ebenso zwecklos als vernunftwidrig waren. So war am 12. October der Beschluß gefaßt worden, dem Könige das Prädicat: „von Gottes Gnaden," zu nehmen. Man griff damit nach dem Glanze der Krone und suchte sie zu einer leeren Scheinrepräsentation herabzuziehen. Man tastete frevelhaft die Heiligkeit des Gefühls an, daß das Königthum unter dem Schutze der göttlichen Gnade stehe; man griff damit die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Krone an und suchte damit den Umsturz des Throns vorzubereiten.

Am 16. October machte der Abgeordnete Jung den Antrag, die Versammlung solle die Verfassung (mit der sie beiläufig bemerkt nicht fertig werden konnten, so lange die Staatscassen noch Geld hatten, Diäten zu zahlen) allein beschließen als Vertreter des souveränen Volks, nicht mit der Krone vereinbaren, wie das Mandat ihrer Berufung sagte. Das war aber eine offenbare Anmaßung eines Souveränetätsrechts, das ihnen nicht gebührte.

Am 31. October wurde auf Berends' Antrag die

Abschaffung des Adels beschlossen. Schon waren mit Recht alle Standesvorrechte im Verfassungsentwurfe abgeschafft worden; wozu nun noch der Unsinn, in das sociale Gebiet einzugreifen, wo die Gesetzgebung alle Macht verliert? Wozu sonst, als den Adel, der schon alle höhere Bedeutung seiner mittelalterlichen Existenz verloren hatte, noch ohne Noth kränken wollen, ohne etwas Anderes damit ausrichten zu können, als die Reaction noch mehr zu erbittern und sie aufzustacheln, das jetzige Unwesen der Demokratie mit aller Macht anzugreifen?

An demselben Tage wurde auch die Abschaffung aller Orden decretirt, das Recht, treue Staatsdienste zu belohnen, ohne dem Staate dadurch Kosten zu veranlassen. Man führte dagegen an, die Verfassung dürfe der Eitelkeit keine Nahrung gewähren, als ob nicht die Demokraten selbst in verblendeter Eitelkeit um die Volksgunst, Deputirten- und Ministerstellen gebuhlt hätten. So sehr es auch wünschenswerth bleibt, daß der leider eingeschlichene Mißbrauch in Ordensverleihungen beseitigt werde, so bleibt doch Ordensverleihung immer eine Sache der Anerkennung, die im Civil- und Militärdienst des Staates Eifer und Diensttreue erweckt und fördert.

. . . .

Die Reactionäre jubelten; denn die Demokratie

hatte in der unsinnigsten Verblendung ihnen die Waffen gegen sich selbst in die Hände gegeben.

Der König hatte endlich erkannt, was jetzt Noth that, ein selbstständiges, kraftvolles Ministerium der That. Das Ministerium Brandenburg und Manteuffel trat ins Leben.

So stand die Frage: entweder Umsturz des Throns, wenn es so fortging, oder Bekämpfung der Anarchie durch einen Ausnahmezustand.

Mit jenen demokratischen Elementen im Volksleben, wie in der Nationalversammlung war es nicht mehr möglich zu regieren. Die Permanenz der Anarchie hätte unausbleiblich zur Republik geführt. Es blieb keine Wahl: die constitutionelle Monarchie konnte nur gerettet werden durch eine Dictatur. Die freieste Republik der Welt, die alte römische, hat mehr als einmal diesen einzigen und letzten Rettungsweg beschritten. Auch hier war er zu einer höheren Nothwendigkeit geworden und unser König, Friedrich Wilhelm IV. zögerte nicht gegen den Willen der von der Linken beherrschten, von der Straßendemokratie terrorisirten Kammer und zum Schrecken der Demokraten ein Ministerium der rettenden That zu ernennen, welches dem Unwesen ein Ende machte.

Die Demokraten der Linken in der Nationalversammlung glaubten dagegen protestiren zu müssen. Sie entsandten noch spät Abends eine Deputation, an

deren Spitze der zum Präsidenten der Nationalversammlung ernannte Regierungsbaurath von Unruh sich befand, zum König nach Sanssouci.

Der constitutionelle König konnte ohne die Gegenwart eines Ministers keine Deputation in Staatssachen empfangen, doch gewährte er den Abgeordneten eine Audienz als Privatpersonen. Die Deputirten der Nationalversammlung hätten doch wohl wissen sollen, daß sie damit schon die constitutionelle Form verletzt hatten.

Noch mehr! Sie erklärten dem Könige, daß das Ministerium Brandenburg das Vertrauen der Nation nicht habe und sie daher bitten müßten, die Ernennung desselben wieder zurückzunehmen.

Das war ebenfalls eine unconstitutionelle Forderung. Der König befand sich in seinem vollen constitutionellen Rechte, Minister nach seinem freien Belieben zu ernennen. Erst wenn diese vor der Nationalversammlung erschienen und Gesetzvorlagen machten, war es im Rechte und in der Form derselben, diese nicht zu genehmigen und die Minister durch die That zum Rücktritt zu bewegen.

Die Abgeordneten aber gingen noch weiter. Einer derselben, der Königsberger Joel Jacobi fügte zum Unrecht noch die Frechheit, indem er dem Könige, der die weiteren Auseinandersetzungen der Abgeordneten, ohne Beisein der Minister nicht anhören wollte, weil er kein

Recht dazu hatte, dem abgehenden Monarchen zurief: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen?“

Die Demokraten jubelten und vergötterten diesen Helden der Frechheit; im Lande aber brauchte man eben kein Reactionär zu sein, um die allgemeine Entrüstung darüber zu theilen.

Die erste That des Ministeriums Brandenburg war der Beschluß, den Sitz der Nationalversammlung nach Brandenburg zu verlegen. Kein formelles Recht stand dem entgegen. Die Bestimmung, daß die Nationalversammlung in Berlin tagen sollte, war allein auf einem Beschlusse der Regierung begründet gewesen; die Regierung mußte also auch das Recht haben, den Sitz der Nationalversammlung zu verlegen. Kein Staatsvertrag stand dem entgegen. Ja noch mehr: die Verfassung war noch nicht einmal vollendet und beschlossen, also auch nicht bindend für die Regierung. Ungehindert durch irgend ein Rechtsprincip konnte daher die Regierung der politischen Nothwendigkeit nachgeben und den Sitz der Versammlung verlegen. Daß aber eine solche Nothwendigkeit vorhanden war, wird kein ruhiger Beobachter verkennen. So viel geht aus den Thatsachen klar hervor, daß die Versammlung in Berlin nicht mehr frei war, sie stand unter dem Einflusse einer sie terrorisirenden Partei — der leidenschaftlichsten und unver-

ständigsten Straßendemokratie. Der Einfluß dieser Partei war so stark, daß die Nationalversammlung auf keinen Beschluß, der für die persönliche Sicherheit der Abgeordneten nothwendig war, mehr eingehen wollte. „Wir haben vom Volke nichts zu besorgen", erklärte Graf Banco, ein Abgeordneter der Linken, „und wenn Die von der Rechten an die Laterne gebracht werden, so geschieht ihnen sehr recht."

Und dennoch war die mit Galgenstricken bedrohte persönliche Sicherheit der Deputirten noch das mindeste Bedenken gegen das Forttagen der Versammlung in Berlin. Weit bedenklicher war der moralische Einfluß, welchen die steten demokratischen Wühlereien, unter denen sie lebten, auf ihre Gesinnungen und Entschließungen übten.

Von dieser Zeit an verkannten die Volksvertreter den Geist und Willen des Volks. Sie gingen nicht mehr mit dem gesunden Kern der Nation, sondern mit der Berliner Straßendemokratie. Ihr Weg führte durch das Klippenmeer der Anarchie in den glühenden Lavastrom der rothen Republik.

Nur die Minderzahl der Versammlung folgte dem Rufe der Regierung und begab sich nach Brandenburg. Die demokratische Mehrzahl weigerte sich diesem Rufe zu folgen. Und was hatten sie für Gründe dafür? — Keine, als: „Wir wollen nicht!" Man ist in Verlegen-

heit die Frage zu beantworten: war das ein revolutionäres Conventgelüste, oder war es kindische Eitelkeit? oder war es Selbstüberschätzung einer leeren Aufgeblasenheit, die in ihrem Uebermuthe keine Grenze kennt, wenn sie sich plötzlich vom leeren „Nichts" zu einiger Bedeutung im Staatsleben erhoben sieht?

Traurig ist es, daß wir diese Frage stellen müssen; aber von der Frage: bezweckte diese Weigerung das Wohl des Staats? — war keine Spur in den Berathungen des in Berlin ungesetzlich forttagenden Rumpfparlaments zu finden.

Dagegen gab dieses Forttagen einer Fraction der Nationalversammlung in Berlin, der Revolution und Anarchie die Permanenz. An Ruhe und Ordnung war jetzt nicht mehr zu denken. Die Bürgerwehr weigerte sich, dieses wühlerische Bruchstück der Nationalversammlung aus dem jetzt noch angemaßten Sitzungssaale im Schauspielhause zu vertreiben und andern Anordnungen zur Herstellung der Ruhe und Ordnung zu genügen. Die Stadtverordnetenversammlung wagte nicht ihr Lokal im Cölnschen Rathhause dem Rumpfparlament zu einer ungesetzlichen Sitzung zu versagen und die sonst loyale Schützengilde gab ihre Säle dazu her.

So war in Berlin Alles bis auf die tiefste Tiefe des Volkslebens aufgewühlt; selbst die Organe der gesetzlichen Ordnung waren durch die Wühlereien der Ber-

liner Straßendemokraten angesteckt worden und diese machte revolutionäre Propaganda über das ganze Land hinaus.

Das war eine schreckliche Zeit. Handel und Wandel lagen darnieder. Aller Credit war verschwunden; Tausende von Miethwohnungen standen leer; die reichsten und angesehensten Familien waren entflohen. Die Besitzenden zitterten für ihr Eigenthum. Die Wohlhabenden hatten durch Sinken im Cours aller Werthpapiere, mehr als ein Drittheil ihres Vermögens verloren, und allnächtlich rasselte die Alarmtrommel durch die Straßen und der Aufruhr tobte brüllend auf öffentlichen Plätzen und engen Gassen; die Bürgerwehr hatte wohl die Macht, nicht aber in ihrer Lauheit und Führung den Willen, dieser Anarchie zu steuern.

Das Vaterland war in Gefahr. Es gab keine andere Rettung mehr, als durch Erklärung Berlins in Belagerungszustand und Auflösung der Bürgerwehr. Und das geschah, gestützt auf eine treue Militärmacht.

Vater Wrangel führte seine Legionen nach Berlin und der Staat war gerettet. Das ließ sich freilich nicht ohne versuchten Widerstand ausführen.

Insgeheim schimpften die Demokraten, die im Clubhause, im Café de Bavière tagten, auf das dumme Volk, mit dem nichts Ordentliches, d. h. nichts Republikanisches anzufangen sei.

Wir wollen die Pläne zur Organisation eines bewaffneten Widerstandes gegen den Einmarsch der Truppen, der für den **10.** November angesagt war, nicht wiederholen, nicht an diese geheimen Sitzungen der Demokraten in ihren Bierhöhlen und im Rathskeller, in Clublokalen und Hinterstuben erinnern, wo Abgeordnete der Linken den dort brütenden Straßendemokraten mit Rath und That zur Hand gingen, wollen nicht die Mysterien der Beschlüsse, Schlachtpläne ausführlich mittheilen, die für den **10.** November bestimmten: „Alle Thore sollen verbarrikadirt werden und alle Eisenbahnhöfe werden mit fliegenden Corps besetzt, um den anrückenden Truppen den Einzug streitig zu machen. Sollten sie dennoch einrücken, so solle sich der Kampf hauptsächlich nach dem Schlosse hin fortspinnen. Dorthin solle die Nationalversammlung ihren Sitz verlegen und eine Regierungscommission ernennen; der Kern der politischen Streitmacht des Volks solle dorthin verlegt werden. Das Cölnsche Rathhaus, die Aula der Universität und das Zeughaus, sollten die vorgeschobenen Bastionen für die Vertheidigung des Schlosses bilden. Die demokratischen Sectionen sollten jede in ihrem Bezirke die Minister gefangen, die öffentlichen Cassen in Beschlag nehmen, sich der Post und aller Geldbriefe bemächtigen, dabei auch diejenigen Häuser und Privat-

personen berücksichtigen (d. h. ausrauben), wo man die meisten Geldvorräthe vermuthete."

Dann hieß es weiter: „Die Expeditionen der Voßschen und Spenerschen Zeitungen werden besetzt. Die Redaction derselben an demokratische Federhelden übertragen, um so durch die Macht der Presse die Siege der Demokratie und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, ob wahr oder erlogen, gleichviel, in die Provinzen zu verbreiten."

Noch mehr: Im Café de Bavière waren Proscriptionslisten aufgestellt von Personen, die für reactionär galten und von demokratischen Patrouillen aus ihren Wohnungen abgeholt, um vorläufig in die Aula abgeliefert zu werden. „Wer sich widersetzt," hieß es, „wird aufgehängt."

Alle Mitglieder des königlichen Hauses, die sich gerade in Berlin befanden, sollten gefangen und in die Aula der Universität gebracht werden.

„Alle männlichen Einwohner, von 18 — 40 Jahren," so war beschlossen, „haben sich zu stellen. Sie müssen in die Reihe der Kämpfer bewaffnet eintreten. Wer eine Waffe besitzt und davon keinen Gebrauch macht, wird erschossen."

Endlich: „Das Palais des Prinzen von Preußen, und die Hôtels der Minister, namentlich in der Wilhelmsstraße, sind in Brand zu stecken."

Der nicht ohne Umsicht entworfene Schlachtplan für den Tag des Kampfes, den die Demokratie, als er in den sogenannten „Enthüllungen“ veröffentlicht wurde, vergebens für ein lächerliches Lügengewebe erklärte, enthielt unter Anderem die lächerliche Bestimmung: „General Wrangel soll als Geißel behalten werden,“ versteht sich, wenn man ihn erst an der Spitze von seinen 60,000 Mann gefangen genommen haben wird.

Diese ganzen großartigen Widerstandspläne löſten sich lächerlich genug in den passiven Widerstand auf, diese Erfindung des Abgeordneten Joel Jacobi, die der Präsident von Unruh genehmigte und durch den Abgeordneten Berends der Bürgerwehr mittheilen ließ.

„Was ist das, passiver Widerstand?“ fragten die Arbeiter, „das will uns vorkommen, wie active Feigheit.“

„Nur noch eine kleine Geduld, Brüder,“ trösteten die Demokraten; „die Soldaten werden ja bei den Bürgern einquartiert und da sollen sie erst bearbeitet werden.“

Aber die Soldaten wurden massenweise in öffentliche Gebäude kasernirt. Sie waren der Verführung nicht zugänglich und die Bürger sehnten sich nach Ruhe und Ordnung und begrüßten den Belagerungszustand als Rettung von den Gräueln der Anarchie.

Das Wesen dieses passiven Widerstandes lag darin, daß die Bürgerwehr zum großen Theile mit einem oft

lächerlichen Eigensinn erklärte: „Wir bringen die abzuholenden Waffen nicht, holt sie Euch selbst, wenn Ihr sie haben wollt.“

. . . .

Der 11. November, ein Sonnabend, war noch ein Tag der Unruhe. Lügnerische Gerüchte waren verbreitet, die unsinnigsten Pläne waren gemacht. Worauf es eigentlich abgesehen war, das verrieth die vergebens bestrittene Aussage des nach Berlin entsendet gewesenen Reichscommissärs Bassermann. Nach dessen Aussage solle der Berliner Abgeordnete, der Vicepräsident Herr v. Kirchmann am 14. December in einer Unterredung mit demselben geäußert haben: „Das Ministerium und General von Wrangel seien in Anklagezustand zu versetzen; ein Ministerium der Linken müsse gebildet werden.“

Ja noch mehr: nach einer weiteren Mittheilung habe Herr von Kirchmann unter Anderem vertraulich geäußert: „daß seine Partei zum Aeußersten entschlossen sei. Sie wollten sich mit der äußersten Linken verbinden und sich der Mitglieder des Centrums sofort entledigen, um an der Ausführung energischer Maßregeln nicht mehr gehindert zu sein. Der alsdann zu constituirende Convent würde sofort den Thron für erledigt und das Haus Hohenzollern für unwürdig und unfähig zu regieren erklären. Er und seine Partei

wüßten wohl, daß eine solche Maßregel einen blutigen Bürgerkrieg hervorrufen, ihrer Partei den Scepter wieder entwinden und in blutrothe Hände bringen werde; allein sie sähen dieses als einen Uebergangszustand an, der durchlebt werden müsse. Hiernach könne von einem Vergleiche mit der Demokratie (Transaction) gar nicht die Rede sein. Herr v. Kirchmann wolle indeß auf eigene Verantwortung, jedoch ohne sichere Aussicht auf die Zustimmung der Majorität seiner Partei, nachfolgende Bedingungen proponiren:

„Der König müsse sofort die Camarilla entlassen, die Prinzen müßten ins Ausland verbannt, die Minister verhaftet, die Garden aufgelöst, alles Militär aus Berlin und im Umkreise von vier Meilen entfernt werden; ein neues Ministerium sei zu bilden mit Waldeck und Jacobi an der Spitze; endlich müsse der König in Berlin seine Residenz nehmen und an Eides Statt den Revers ausstellen, sich nie wieder in Regierungsangelegenheiten zu mischen (!!!)"

Am 15. November bethätigte sich diese Gesinnung, indem das in Berlin ohne alle gesetzliche Autorität forttagende Rumpfparlament das Verbrechen der Steuerverweigerung beging. Wollen wir auch zugeben, daß in einem constitutionellen Staate den Volksvertretern zusteht: Steuern zu verwilligen, dem das Recht der Steuerverweigerung analog ist, so bleibt es denn doch

immer ein Unterschied, die Verwilligung neuer Steuern zu verweigern, oder die Erhebung der bereits verwilligten und gesetzlich feststehenden zu untersagen. Das Letztere war hier der Fall und ist Hochverrath; denn es löset, durch eine unbefugte revolutionäre Maßregel, jede staatliche Ordnung auf und macht jede geordnete Regierung unmöglich, während die theilweise Versagung einer Steuerverwilligung nur Ersparungen im Staatshaushalt bezwecken und zur Folge haben kann.

Die darauffolgenden Aufstände in Erfurt, Naumburg, Köln, Düsseldorf, Trier u. s. w. bewiesen, daß dieses unsinnige Verbrechen die schrecklichsten Folgen für die Auflösung aller staatlichen Ordnung gehabt haben würde, hätte nicht die Regierung Kraft genug und das Heer, selbst die aus dem Volke hervorgegangene Landwehr, Treue genug gehabt, um durch Ausnahmezustände, welche die Demokraten selbst herbeigeführt hatten, mit bewaffneter Hand die gesetzliche Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Wenn aber die Volksvertreter des Rumpfparlaments wähnten, für diese Steuerverweigerung das ganze Volk hinter sich zu haben, so hatten sie sich von ihren politischen Leidenschaften furchtbar verblenden lassen. Der Erfolg bewies, daß im Ganzen der gesunde Sinn im Kern des Volks diese Maßregel mit Entrüstung erfüllte. Ueberall wurden die Steuern nach wie vor

bezahlt; zahlreiche Steuerpflichtige und ganze patriotische Vereine boten Vorschüsse auf die Steuerzahlung an und die Ergebenheitsadressen mehrten sich von Tage zu Tage.

Durch solche maßlose Ueberschreitungen verlor die Demokratie immer mehr Boden im Volksleben; ihre Vertreter hatten sich dadurch vollständig blamirt. Es würde ihnen der Fluch des Lächerlichen gefolgt sein, wäre nicht der Abscheu gegen Verbrechen, die dahin gerichtet waren, den Staat zu zerrütten, noch größer gewesen.

An demselben Abend brach in Potsdam eine in Berlin angeschürte Revolte aus. Unter Anführung des jüngeren Dortu (der neuerlich bei Freiburg, weil er als preußischer Landwehrunteroffizier unter dem Banner des Badenschen Aufstandes gegen Preußen gefochten hatte, standrechtlich erschossen ist) und mehreren Andern wurden von einem Haufen der untersten Volksclassen bei Nowawes die Schienen der Eisenbahn aufgerissen, die Leitungsdrähte des elektrischen Telegraphen abgeschnitten, Brodwagen geplündert, und der Magistrat und die Stadtverordneten terrorisirt, eine Anerkennungsadresse an die in Berlin forttagende Linke zu unterschreiben, welche mit späteren Ergebenheitsadressen derselben Behörden an den König im unvereinbaren Widerspruche stand.

In Brandenburg hatten sich endlich auch von dem Rumpfparlament, das in Berlin aus allen seinen Si=

tzungslokalen vertrieben war, so viel Mitglieder ein- gefunden, daß eine beschlußfähige Anzahl der dorthin verlegten Nationalversammlung vorhanden war.

Kaum aber bemerkten jene Parlamentsdemokraten der Linken, daß doch vielleicht die vernünftige und be- sonnene Partei bei der Präsidentenwahl die Oberhand behalten würde, so spielten sie wie die unartigen und eigensinnigen Kinder und liefen trotzend hinaus, um zu bewirken, daß die Zurückbleibenden nicht mehr beschluß- fähig seien, und das gelang vollkommen.

Was blieb nun der Regierung nach einem solchen Benehmen noch übrig, als diese Versammlung aufzu- lösen, die mehr ihrem trotzigen Eigensinn folgte, als das Wohl des Staats vor Augen hatte?

Und wie wenig diese Demokraten der Straße und des Parlaments die wahre Gesinnung des Volks ver- traten, bewies der Jubel, womit die vom Könige und dem Ministerium unter Vorbehalt der Revision durch die neu zusammen zu berufenden Kammern, am 5. De- cember gegebene Verfassung aufgenommen wurde. Ver- gebens war es gewesen, daß die Demokraten Haß ge- gen den König gepredigt hatten; am silbernen Hoch- zeitstage des hohen Königspaars zeigte es sich durch zahllose Geschenke, Adressen, Deputationen und städtische Illumination, daß die angestammte Liebe des Preußenvolks zu seinem hohen Königshause noch nicht erloschen war.

Und als die freisinnigen Bestimmungen, welche das neue Verfassungswerk aus den Verhandlungen der aufgelösten Nationalversammlung aufgenommen hatte, indem sie das Gute behielt und nur das Schlechte, Ungerechte und Unhaltbare ausmerzte, jedem verständigen Patrioten das Vertrauen gaben, daß es der König und das Ministerium ehrlich meinten mit der Erfüllung der im Sturmdrange der Revolution gegebenen Zusagen, da fühlte jeder sein Vaterland liebende Preuße mit gerechtem Stolz: daß unser König in den Büchern der Geschichte einst als eine historische Größe glänzen werde; denn groß ist es, die Macht in Händen haben und sie nicht mißbrauchen und selten, höchst selten findet sich auf den ehernen Tafeln der Weltgeschichte und selbst nicht zum zweiten Male in unsern Tagen, ein solches Beispiel von hoher Selbstverleugnung auf dem Throne.

Mit solcher Macht bekleidet, die ein treu ergebenes Heer und der mächtige Umschlag in der öffentlichen Meinung, das Wiederaufleben der alten Treue des preußischen Volks: „Mit Gott für König und Vaterland" gewährte, hätte die absolute Monarchie wiederhergestellt und die Reaction ihren vollständigsten Sieg, wie das in Oesterreich der Fall ist, feiern können, wenn nicht, wie sich aus Thatsachen annehmen läßt, unser König, treu seinem Wort und seinem Volke, es klar

erkannt hätte, daß unsere Zeit ein Anderes fordert, als die Friedrich's des Großen, daß Bildung und Reife im gesunden Kern der Nation zu weit vorgeschritten sei, um noch ein Regierungssystem zu dulden, welches ungestraft das Volk wie Unwürdige oder Sclaven zu bevormunden oder zu knechten suchen darf.

Unser König und das von ihm gewählte Ministerium Brandenburg-Manteuffel will nichts Anderes, als dem Volke die ihm gewährten Freiheiten und dessen Mitwirkung bei der Gesetzgebung grundgesetzlich feststellen und diese Feststellung mit den Volksvertretern vereinbaren; aber auch diese an mächtiger Keimkraft so reiche Schöpfung eines neuen freisinnigen Staatslebens gegen jeden Mißbrauch von Seiten einer unverbesserlichen Umsturzpartei sicher stellen.

Und mehr wollen wir auch nicht; wir Alle, die wir Gesetz, Ordnung, Freiheit, Vaterland und unsern König lieben.

Selbst das allerdings noch mangelhafte, aber mit Unrecht von den Demokraten getadelte octroyirte neue Wahlgesetz, war nur ein Act der Nothwendigkeit, um den demokratischen und communistischen Verführungen einer urtheilslosen Menge entgegentreten zu können.

Das Proletariat mit seiner überlegenen Kopfzahl bildet als Urwähler in bewegten Zeiten die Armee der Demagogen; in ruhigen Zeiten die der Reactionäre;

Jene verführen die Massen durch blendende Phrasen mit utopischen Verheißungen; Diese durch Geldspenden. Diesem ist abgeholfen durch ein Wahlgesetz, welches den Besitzenden das Uebergewicht des Einflusses giebt und der Intelligenz den Weg dahin anbahnt.

Jetzt liegt es in der Hand der so gewählten Kammern, jeden Uebergriff in das Gebiet der gesetzlichen Freiheit für immer zu hindern und dem sich so gern vordrängenden Scheinconstitutionalismus einer im Finstern schleichenden Reaction jede Hinterthür in der Verfassung für immer zu verschließen.

In der auswärtigen Politik verfolgt Preußens Adler siegreich seine Aufgabe, die Schlange der Anarchie zu ertödten und überall Recht und gesetzliche Freiheit zu schirmen.

Wenn einst Preußens König, gestützt auf die Kraft und Intelligenz seines Volks, diese Mission, zu der ihn eine große und bewegte Zeit berufen hat, Deutschlands Einheit und Freiheit fest zu gründen, erfüllt haben wird, dann wird die Nachwelt, gerechter als die Gegenwart, Preußens Friedrich Wilhelm IV. Deutschlands Washington nennen.

Elftes Buch.

Die gräfliche Familie in Potsdam. — Hausärzte. — Clara. — Rubow's Beförderung. — Standeserhöhung und Vormundschaft. — Vorstellung der Comteß Clara in der gräflichen Familie. — Roger und Jenny. — Engel und Adelaide. — Siegesjubel der Reactionäre. — Die Marquise von Bellefleur, jetzt Gräfin von Padden-Triton. — Die beiden Hausfreunde. — Eine Morgenscene. — Der Verräther. — Das Duell. — Der alte Reactionär. — Ende. —

„Was menschlich ist, nur das besteht;
Was Wahn gemacht, stets untergeht.
So in der Lieb', im Völkerglück,
Da lassen Schlacken Gold zurück.“

D. V.

1.

Der Sturmdrang der Ereignisse in Berlin war nicht ohne Einfluß auf das Leben der Familie des Grafen von Padden-Triton und aller der Personen, deren Geschick mehr oder weniger mit dieser Familie in näherer Beziehung stand.

Der alte Graf war als Mitglied der Nationalversammlung genöthigt gewesen, seinen Aufenthalt für die Zeit der Dauer derselben wieder in Berlin zu nehmen. Wir werden sehen, welche Eindrücke er daselbst

empfing, deren Rückwirkung auf die Lebensverhältnisse seiner Angehörigen nicht ausbleiben konnte.

Die Gräfin Mutter, die das Ganze regierte, war nicht zu bewegen, ihr Exil in Potsdam aufzugeben und nach Berlin zurückzukehren. Die dortigen Demokraten galten ihr gleich reißenden Thieren und Potsdam mit seinen Umgebungen ist im Sommer so schön, daß auf den Promenaden in den marmorreichen Gärten von Sanssouci mit ihren so graziös-phantastisch springenden Fontainen, auf den Spazierfahrten, welche die geebnetsten Gartenwege und landschaftlichen Parkanlagen in einem Umkreise von sechs Meilen darbieten, auf den zahlreichen Anhöhen von den Thürmen der Belvedere: am Drachenhause, auf dem Ruinenberge, dem Pfingstberge, dem Kapellenberge, dem Babertsberge, dem Brauhausberge u. s. f., die überall eine so reiche, wie reizende Umschau gewähren, und auf den entzückenden Wasserpartien, welche der Seespiegel der Havel mit ihren malerischen Ufern und anmuthigen Seeperspectiven darbietet, sich wohl Momente finden lassen, in welchen man die Welt mit ihren großen politischen Bewegungen vergessen kann.

Indeß die Stille des Hoflebens, der von den Ereignissen eingeschüchterte, ebenso zahlreiche als unvermögende, ein exclusives Casinoleben führende Adel und dann der nahende Winter mit einer Theaterunternehmung

im königlichen Schauspielhause, die durch die Permanenz des Bankerotts Potsdams Bevölkerung alljährlich mit einem Proletariat unglücklich gemachter Schauspielerfamilien bereichert, ohne dem durch die Berliner Hofbühne verwöhnten und im Allgemeinen hochgebildeten Publicum wahren Kunstgenuß gewähren zu können; dieser Winter, den hierher verschlagene Großstädter so schrecklich, so unerträglich finden, das Alles waren Verhältnisse und Aussichten, welche der Gräfin Mutter manche üble Laune machten, die nicht ohne Rückwirkung auf ihr Familienleben und ihre häuslichen Umgebungen bleiben konnten.

Die Gräfin Mutter sah Alles schwarz; sie zitterte vor der Zukunft und ängstigte sich vor der Gegenwart; denn auch in Potsdam gab es Bürgergarden, sogar uniformirte Schützencorps und Bürgerwehrschützen. Das galt ihr als eine ungeheuere Anmaßung der unteren Stände, die wegen ihres „beschränkten Unterthanenverstandes“ nur zum Gehorsam und Steuerzahlen von Gott dem Herrn geschaffen sein sollten; auch in Potsdam gab es Demokratenclubs, Bierstubenhelden, Straßenemeuten, Katzenmusiken und Soldatenkrakehl; auch in Potsdam hörte man am Abend oft die Alarmtrommel der Bürgerwehr Generalmarsch schlagen; auch dort blieben Viele von der Bürgerwehr zu Hause, Andere stellten sich auf und vertrieben die Tumult schreienden Gassenjungen von

einem Sammelplatz auf den andern. Doch war es keine große Gefährlichkeit damit, wenn auch die feinen Damen einer hohen Aristokratie zum Riechfläschchen griffen und die Demokratie in die untersten Räume von Dante's Hölle verwünschten.

Die üble Laune, die der Gräfin Mutter durch den Zeitgeist angeweht war, empfand Niemand im gräflichen Hause härter als Adelaide, die sich noch immer beharrlich weigerte, dem reichen Herrn von Kater ihre Hand zu geben; auch litt darunter ein junges Mädchen, das ihr seit Jenny's Entfernung als Gesellschafterin beigegeben war, Clara Roth, aus dem Berliner Voigtlande.

Auf den Wunsch des Dr. Rubow hatte Graf Roger sich bei seiner Schwester für die Aufnahme des aus Kater's Händen geretteten jungen Mädchens verwendet gehabt. Er selbst hatte sie seiner Schwester und darauf seiner Mutter vorgestellt, als die Braut eines ihm befreundeten jungen Mannes, des Dr. Rubow, von dem man wußte, daß er Roger's Lebensretter gewesen war und daß ihm als Dr. legens an der Universität in Berlin, bei seinen Kenntnissen und seinem Eifer für die Wissenschaft eine günstige Zukunft bevorstehe.

Das liebliche, bescheidene und sittenreine junge Mädchen gefiel der Gräfin Mutter, die auch das bräutliche Verhältniß vollkommen billigte, da man ihr gesagt hatte, die Verlobung sei am Sterbebette ihrer Mutter,

der Frau Roth geschlossen und von dieser gesegnet worden. Clara erhielt sogar Erlaubniß, jeden Sonntag Nachmittag ihren Verlobten auf ihrem Stübchen zu empfangen und mit ihm spazieren zu gehen. Roger erhielt Auftrag, ihn bei seinem ersten Besuche der Gräfin Mutter und ihrer Tochter vorzustellen. Das geschah und der junge Arzt gefiel der Gräfin, obwohl er nur ein Bürgerlicher war, so ungemein wohl, daß sie ihn sogar in Hinsicht ihrer mancherlei kleinen Nervenleiden consultirte, obwohl er weder Königlicher Leibmedicus, noch Generalarzt, ja nicht einmal Regimentsarzt war.

Es war wohl in der Ordnung, daß die gräfliche Familie einen dieser hochgestellten Aerzte ostensibel als Hausarzt reichlich besoldete, der denn auch mit zahllosen Orden geschmückt, in einer Hofequipage jeden Morgen vorfuhr, sich nach dem Befinden der Damen flüchtig erkundigte, sich die Zunge zeigen ließ, die Antwort in der Unterhaltung mit dem Papagei überhörte, Hof- und Stadtneuigkeiten mit Delicatesse in der Wahl des Ausdrucks, doch übrigens voll pikanter Medisance erzählte, ein Recept schrieb und nach fünf Minuten, denn länger dauerte solche Consultation nicht, wieder davonfuhr. Das hinderte sie aber nicht, im Geheimen noch andere von den jüngeren Aerzten, die mit größerer Geduld und höflicher Ausdauer die endlosen Klagen einer solchen gnädigen hysterischen Patientin anzuhören pflegen und

dann unerschöpflich in Tröstungen sind, die oft mehr helfen, als das kostbarste Recept.

In dieser Art wurde der Dr. Rubow, der schon um seiner Braut willen, der Gräfin Mutter die größte Aufmerksamkeit erwies, der sehr begünstigte heimliche Hausarzt in der gräflichen Familie, der jederzeit willkommen war, nur nicht, wenn der Generalarzt erschien oder Besuch kam; denn das war in der Ordnung, daß in Gegenwart von Standesgenossen ein solcher bürgerlicher Arzt, der keinen hohen Rang begleitete, ignorirt wurde.

Desto glücklicher war Rubow in seinen Verhältnissen zu seiner geliebten Clara und diese war unendlich glücklich darüber, daß sie Adelaidens Freundschaft und Vertrauen sehr schnell gewonnen hatte.

. . . .

So hatten die Revolutionsstürme in Berlin auf die Lebensstellung der jungen Mädchen keinen andern Einfluß, als daß Clara's feines Gefühl sich sehr oft von der üblen Laune der alten Gräfin verletzt fühlte. Es waren durchaus nicht Scheltworte, nicht Vorwürfe; sondern jene vornehme impertinente Nichtachtung, jenes Ignoriren der ganzen Existenz eines so untergeordneten Wesens, das ihr doch die hingebendste Aufmerksamkeit bewies, welches ein junges Mädchen, das seinen Werth fühlt, so tief kränken mußte. Mit einem Worte, es

war das Fühlenlassen der niedrigen Geburt einer dienenden Creatur der hochgeborenen Herrin des Hauses gegenüber; welches gerade um so verwundender war, als die Gräfin zu andern Zeiten, wenn sie bei guter Laune war, die arme Clara nicht selten mit Geschenken überraschte und mit freundlicher Herablassung erfreute.

So oft Rubow kam, wurde er sogleich zur Gräfin gerufen, die oft seine ihm nicht selten knapp zugemessene Zeit so in Anspruch nahm, daß er seiner Geliebten nur wenige Minuten weihen konnte. Er mußte ihr alsdann von den Excessen der Demokraten in Berlin erzählen und solche Mittheilungen versetzten dann regelmäßig die alte Gräfin in die unglücklichste Stimmung, die dann wieder auf ihre Umgebungen zurückwirkte. Um diese Störungen zu vermeiden, besuchte Rubow einigemal seine Braut des Abends heimlich, wenn die Gräfin Mutter und Comteß Adelaide vielleicht in Gesellschaft waren. Erfuhr es dann aber am andern Morgen die Gräfin, so dauerten die Stichelreden einige Tage.

Die Ausschreitungen der Demokratie über alles Maß eines vernünftigen und patriotischen Strebens hatte alle besonnenen Freunde der Freiheit zurückgescheucht und sie der constitutionellen Partei zugeführt. Diesem Zuge der Vernunft und Besonnenheit war auch Rubow gefolgt. Er hatte sich bei dem Zeughaussturm und bei andern

Tumulten an der Spitze einer Schaar von Studenten und Bürgerwehr brav benommen und vorzüglich durch verständige Reden viel zur Beruhigung der Proletarier beigetragen. Das war höhern Orts nicht unbemerkt geblieben und der Minister des öffentlichen Unterrichts hatte ihn rufen lassen und ihm eine Professur für nächstes Semester in Aussicht gestellt.

Diese Hoffnung auf baldige Versorgung, die ihm dann erlauben würde, seine geliebte Braut als Gattin heimzuführen, machte ihn unendlich glücklich; auch Clara theilte sein Glück und erklärte: gern alle Unannehmlichkeiten, welche ihr die üble Laune der Gräfin zufügte, ertragen zu wollen, weil ja das Ziel einer Rettung durch das Glück der Vereinigung immer näher rückte.

Beide aber wußten nicht, wem sie diese glückliche Wendung zu danken hatten. Daß sich der Graf von Padden-Triton bei dem Unterrichtsminister persönlich für die Beförderung des jungen Mannes verwendet hatte, sagte ihnen die Gräfin Mutter, deren Eitelkeit dadurch sich geschmeichelt fühlte, daß ihr Gemahl jetzt, seitdem er in der Nationalversammlung saß, so großen Einfluß habe. Rubow und Clara zweifelten nicht, daß sie der Verwendung der Gräfin dieses Glück zu danken hätten und diese nahm den Dank an, wenn auch mit der Bemerkung: Sie sehen daraus meine Großmuth,

indem ich mich und meine Tochter dadurch einer uns nützlich gewordenen Gesellschafterin beraube. Indeß in der Wahrheit war die Gräfin Mutter weit davon entfernt gewesen, auf Adelaidens Bitten einzugehen, sich des jungen Mannes anzunehmen, um das Glück ihrer Freundin zu fördern. Sie versprach Alles, aber dachte: ich werde keine Närrin sein, mein Haus einer Person zu berauben, die durchaus geeignet ist für den Posten, den sie bekleidet. Es taugt nichts, wenn man mit Domestiken, die dem Vertrauen der Herrschaft so nahe stehen, zu oft wechselt. Und wenn aus der ganzen Partie dieser Person gar nichts wird, desto besser; mit zerschlagenem Gemüth wird sie meinem Hause um so ergebener dienen. Am Ende ist man sich doch selbst immer der Nächste.

Dagegen aber war Hülfe gekommen, von einer Seite, woher man sie am wenigsten erwartete, vom Baron von Kater.

Es war ihm ein arger Querstrich gewesen, als der Dr. Rubow ihm das schöne Clärchen gleichsam abgejagt hatte. Noch unangenehmer aber war es ihm, als er erfuhr, daß Clara in dem Hause der Gräfin von Padden-Triton Aufnahme gefunden habe. Dort war für ihn gar keine Aussicht, um irgend einen Erfolg seiner Bewerbungen um die Gunst des jungen Mädchens, in welches er auf seine Weise verliebt war, zu gewinnen.

Dagegen wußte er als Lebemann, daß nicht selten junge Frauen dem Freunde ihres Gatten eine zuvorkommende Artigkeit erweisen, die von einem gewandten und galanten Hausfreunde sich dann weiter ausbeuten läßt. Also lag es unter jetzigen Umständen in seinem eigenen Interesse, die Heirath des jungen Paares zu fördern und sich durch Protection Rubow's dessen Versöhnung und Freundschaft zu gewinnen. Deshalb war er es, der den Grafen von Padden-Triton auf den jungen Arzt aufmerksam machte und ihn zur Beförderung empfahl, weil sein verständiger Einfluß auf die Aula der Universität, wie auf die Bourgeoisie und das Proletariat geeignet sei, für die Herstellung der Ruhe und Ordnung große Dienste zu leisten.

Rubow erhielt die Professur mit einem Gehalt von 800 Thalern.

Wer war glücklicher als die beiden Liebenden. Der Tag ihrer Vermählung wurde auf Clara's 21. Geburtstag festgesetzt. Die Gräfin Mutter war damit einverstanden; der Graf versprach ihr für treue Dienste eine Ausstattung zu geben, und wenn auch Adelaide bekümmert war, abermals eine liebgewonnene Freundin zu verlieren, so freute sie sich doch ihres Glücks und half ihr mit schwesterlicher Freundlichkeit die feine Wäsche zeichnen, welche ihr die Gräfin frisch aus dem Laden angeschafft und geschenkt hatte.

Aber hienieden hat ein allzu großes Glück selten eine bleibende Stelle.

. . . .

Zum 1. November hatte Clara ganz unerwartet eine Vorladung vor das Vormundschaftsamt des Königl. Kammergerichts in Berlin empfangen.

Es war dieser Tag ihr 21. Geburtstag; der Tag, an welchem Rubow und Clara ihre stille Vermählung in Potsdam zu feiern beschlossen hatten. Dieser beglückende Tag mußte aber noch hinaus geschoben werden. Nicht blos des gerichtlichen Termins wegen, sondern auch, weil das kirchliche Aufgebot Hindernisse gefunden hatte, da sich der Geburtsschein Clara's nicht herbeischaffen ließ. Der Invalide Roth und seine Gattin hatten, wie sich jetzt bei weiterer Nachforschung herausstellte, nie Kinder gehabt. Es mußte also wohl Clara ein angenommenes Kind sein. Aber wer waren ihre Eltern? das war ein Räthsel, dessen Lösung sich nur durch gerichtliche Eröffnung jener versiegelten Brieftasche erwarten ließ, welche die sterbende Frau Roth ihrem Beichtvater übergeben hatte. Der Tag der Eröffnung sollte bekanntlich der ihres 21. Geburtstages sein. Das war also der Grund der Vorladung vor das Kammergericht. Rubow holte seine Braut von Potsdam ab und führte das schöne junge Mädchen auf die Gerichtsstube, wo gleichzeitig noch mehrere Sachen verhandelt wurden.

Eine solche preußische Gerichtsstube nach dem alten Verfahren glich in der That dem babylonischen Thurmbau. Alle bauen sie an dem Tempel der Gerechtigkeit; aber das ist ein Chaos von Justizverhandlungen durcheinander, daß man oft kaum sein eigenes Wort versteht; da sitzen an einem oder mehreren Tischen vielleicht sechs verschiedene Gerichtscommissionen, aus Räthen, Assessoren, Referendarien, Auscultatoren, Actuarien und Gerichtsschreibern bestehend. Jede Commission hat ihre besondere Sache zu verhandeln; hier wird eine Ehestiftung aufgenommen; dort ein Ehescheidungsprozeß instruirt; da werden Gelder in das Depositum eingezahlt, dort ausgezahlt; hier wird eine Vormundschaft bestellt und dort ein Testament eröffnet. Justizcommissarien und Consulenten aller Art sprechen dort zum Gericht oder tuscheln da mit den Parteien; zehn bis zwanzig Menschen reden durcheinander, wenn auch mit gedämpften Stimmen, wie hier vorgeschrieben ist; doch nicht selten in ein lautes Gezänk ausbrechend, so daß die Donnerstimme des Instruenten Ruhe gebieten mußte.

In diesem Getümmel unter vierzig bis funfzig Menschen stehend harrte nun Clara an Rubow's Arm sich anschmiegend, gerufen zu werden, vor die Gerichtsbank zu treten. Obwohl hier Jeder mit sich selbst und seiner Rechtssache genug zu thun hatte, so erregte doch die zarte Schönheit des höchst befangenen jungen Mädchens,

sowohl unter den Parteien, als auch unter den jüngern Beamten des Gerichts ein nicht geringes Aufsehen.

Ein bärtiger Assessor erhob sich sogar von seinen Acten und näherte sich dem jungen Mädchen mit der höflichen Frage, was sie wünsche und in welcher Sache sie vorgeladen sei. Rubow gab statt ihrer die Antwort. Der Assessor entgegnete artig: „Ich habe das Glück, Commissarius in dieser Sache zu sein. Ich würde mit Vergnügen dieselbe sogleich vornehmen, wenn nur erst der Graf von Padden-Triton hier wäre, der als Ihr jetziger Brodherr mit vorgeladen ist."

Rubow und Clara sahen sich, durch diese Bemerkung überrascht, einander betroffen an. Was sollte der stolze kalte Graf, der noch nicht zwei Worte mit Clara oder Rubow gesprochen hatte, hier in einer rein persönlichen Sache des jungen Mädchens, als dessen natürlicher Beschützer sich Rubow betrachten zu dürfen glaubte?

Endlich erschien der Graf, grüßte kalt und vornehm, und wurde von dem Assessor ausnahmsweise in ein kleineres Cabinet geführt, wo nur solche Sachen verhandelt wurden, die aus Sittlichkeitsrücksichten der halben Oeffentlichkeit einer allgemeinen Gerichtsstube entzogen werden müssen. Auch Rubow und Clara wurden durch den Gerichtsdiener angewiesen, ihnen dorthin zu folgen.

Auch der Geistliche war anwesend, der die Papiere

aus den Händen der sterbenden armen Frau empfangen hatte. Die Eröffnung des versiegelten Päckchens erfolgte, nachdem die Siegel recognoscirt waren. Es ergab sich, daß eine Brieftasche das Testament eines pensionirten Majors von Liebenwalde enthielt, nebst Briefen und anderen Belegen, woraus klar und juristisch beweisend hervorging, daß Clara die ehelich geborene Tochter dieses Majors mit seiner bei der Geburt dieses Kindes verstorbenen Gemahlin, einer geborenen Gräfin Leonore von Padden-Triton war. Diese aber war die leibliche Schwester des Grafen, von der sich die Familie losgesagt hatte, weil sie sich gegen den Willen derselben mit dem damals noch bürgerlichen Major von Liebenwalde, der seine Carriere auf den Schlachtfeldern von 1813—1815 gemacht, vermählt hatte. Mit dem Verluste eines Beines hatte er Adelsrang und das eiserne Kreuz erster Classe erlangt. Aber das genügte der hohen aristokratischen Familie noch nicht, um den Makel einer niedrigen Geburt auszutilgen. Alle Beziehungen mit ihm und seiner Gattin wurden abgebrochen. Den Tod seiner Schwester und zugleich die Geburt eines Kindes aus dieser Ehe erfuhr der Graf erst durch die Zeitungen; auf gleiche Weise auch später den Tod des pensionirten Majors.

Im Grunde des Herzens war der Graf eigentlich froh, diesen Flecken im Stammbaume seines erlauchten

Hauses ausgelöscht zu sehen; allein als rechtlicher Mann hielt er sich doch verpflichtet, für seine kleine jetzt verwaisete Nichte zu sorgen. Er sandte einen Mandatar, seinen Rechtsanwalt, nach Berlin, um das Kind zu reclamiren und in eine klösterliche Erziehungsanstalt zu bringen, wo sie, im Fall sie evangelisch getauft sein würde, zu dem Glauben seiner Familie, die eigentlich aus Westphalen herstammte und dort noch große Besitzungen besaß, zurückgeführt werden sollte; dann solle sie im Kloster der Welt für immer entsagen und somit der letzte Hauch eines Fleckens auf seinem hochadligen Stammbaume für immer verschwinden.

Allein der alte Major traute seinem Schwager nicht. Und das war der Grund, weshalb er die Erziehung seiner Tochter noch auf dem Sterbebette seinem alten treuen Diener, dem Invaliden Roth übergab, der ihm heilig geloben mußte, die Existenz dieses Kindes geheim zu halten und am wenigsten davon den Grafen von Padden-Triton in Kenntniß zu setzen.

Indeß hatte er durch Testament, Taufschein und Briefe dafür gesorgt gehabt, daß dereinst sein liebliches Clärchen im Stande sein werde, die Familienrechte ihrer Geburt zu reclamiren. Und das war um so nöthiger, als der Graf Padden-Triton seiner Frau nur die Zinsen ihres Allodialerbtheils herausgezahlt hatte und sich später, nachdem die Tochter derselben ver-

schwunden war, als alleinigen Erben des Kapitals betrachtete.

Es hatte also Clara noch ein bedeutendes Kapital von **60,000** Thalern an dem Grafen von Padden-Triton zu fordern. Dieses ging aus den Papieren deutlich hervor und zum großen Verdrusse des Grafen setzte der Commissarius, der für das Geschick des jungen Mädchens sich zu interessiren anfing, denn eine Erbin von **60,000** Thalern ist keine üble Partie für einen gehaltlosen Assessor, sie davon in Kenntniß. Doctor Rubow war davon der ebenso unwillkommene Zeuge.

Leider aber war nach den Gesetzen des allgemeinen Landrechts Clara mit dem 21. Jahre noch nicht majorenn. Ihr Vater, der Major von Liebenwalde, hatte sich als geborner Rheinländer, wo nach dem dort noch geltenden französischen Rechte die Majorennität mit dem 21. Lebensjahre eintritt, bedeutend geirrt und die Folge davon war verderblich für das Verhältniß, das sich mit dem heutigen Tage für die beiden Liebenden fester knüpfen sollte.

Der Graf von Padden-Triton wurde als nächster Agnat zum gerichtlichen Vormunde für die arme Clara ernannt und eidlich verpflichtet.

Der Graf sagte kalt und gemessen: „Nun wohl! so habe ich denn in doppelter Hinsicht Vater-Rechte und Pflichten über diese meine Nichte, die ich hiermit als

solche anerkenne, übernommen; sowohl als gerichtlich bestellter Vormund, wie als Haupt der Familie."

Er griff damit nach den Papieren, die Clara's Legitimation und Ansprüche bewiesen; doch Rubow legte die Hand darauf und protestirte im Namen seiner Braut gegen die Auslieferung derselben. Er verlangte, daß diese Documente versiegelt ad depositum zurückgenommen werden sollten, da sie Ansprüche des Mündels bewiesen, die diese einmal gegen ihren Vormund geltend zu machen in die Lage kommen könne.

„Ich könnte," sprach der Graf, „gegen diese unbefugte Einmischung protestiren; indeß die Ehre meines Hauses gebietet mir, bei den erregten Zweifeln in meine Ehrenhaftigkeit, diese Gelegenheit, mich in den Besitz von Papieren zu setzen, welche die Ansprüche meiner Nichte an mich selbst beweisen, nicht zu ergreifen; doch werde ich keinen Augenblick säumen, derselben ihr Vermögen auszuzahlen, sobald sie eine, ihren jetzigen Verhältnissen entsprechende Verbindung eingegangen sein wird."

Das sprach er mit einem stechenden Seitenblick auf Rubow, der die beiden jungen Leute erschreckte.

„Dich, meine Clara," so wendete er sich nun freundlicher an das junge Mädchen, der er die Hand zum Kuß reichte, und Clara küßte zitternd die ihr dargereichte kalte Hand mit kalten Lippen; „Dich," fuhr er fort,

„als Tochter meiner Schwester, werde ich in mein Haus, wie mein eigenes Kind aufnehmen; doch eins behalte ich mir vor: Der Name Deines Vaters darf in meiner Familie niemals genannt werden; ich werde deshalb bei dem Könige, unserm Herrn, die Begnadigung für Dich nachsuchen, daß Du wieder den Rang und Familiennamen Deiner unglücklichen Mutter führen darfst. Erst wenn Das genehmigt ist, werde ich Dich in der großen Welt als Gräfin Clara von Padden-Triton einführen können.

„Jetzt, meine Nichte," schloß er, „gieb mir Deinen Arm; wir fahren zurück nach Potsdam, wo ich Dich meiner Familie vorstellen und Dich in Deine neuen glänzenden Verhältnisse einführen werde."

„Herr Graf, ich protestire feierlichst," sprach Rubow entschieden, „Clara ist meine Braut, ich fordere ihre Hand und leiste gern Verzicht auf jede Ausstattung."

„Ich selbst verzichte auf Rang und Reichthum," rief Clara schmerzlich bewegt, indem sie dem Grafen ihren Arm entzog, „ich will nicht den ruhmvollen Namen meines Vaters ablegen, will nicht von der Welt im erborgten kaltherzigen Glanze erscheinen. Mein Beruf ist stille Häuslichkeit. An diesem Herzen," und damit warf sie sich in Rubow's Arme, „ist die Stelle, wohin ich gehöre und keine Macht der Erde soll mich davon trennen."

„Keine Scenen, wenn ich bitten darf," sprach der Graf kalt, „kommen Sie, Gräfin Nichte, und Sie, Herr Rubow, sollen wissen," fügte er mit tiefer Bitterkeit hinzu, „seitdem gestern die siegende Nationalversammlung der Linken die „„Abschaffung des Adels"" beschlossen hat, ist es eine um so heiligere Pflicht für jeden Edelmann, die Reinheit seines Blutes unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Adieu, Herr Rubow, ich hoffe, wir sehen uns einmal wieder und glauben Sie Ansprüche an meine Nichte zu haben, wohlan, so wenden Sie sich an die Gerichte; ich selbst aber, für mich und mein Haus verbitte mir jede persönliche Belästigung."

„Was auch geschehe, ich bleibe Dir treu," sprach Clara feierlich, indem sie noch einmal ihrem Geliebten die Hand reichte, „jetzt folge ich meinem Geschick! — Ich vertraue auf Gott, vertraue Du auf mein Herz!"

Mit diesen Worten nahm sie den ihr dargebotenen Arm des Grafen und stieg mit demselben in den Wagen, der sie nach dem Potsdamer Bahnhofe brachte.

Von da fuhr Clara mit dem Grafen in einem Coupé erster Classe nach Potsdam. Schweigend und marmorbleich saß sie in dem einen Lehnsessel, während der Graf auf dem andern saß. Zwischen Beiden befand sich noch der dritte Sessel unbesetzt. Auch der Graf sprach kein Wort. Es mochte wohl Beiden peinlich zu Sinne sein.

In Potsdam stellte der Graf seiner Gemahlin und Tochter und seinen beiden Söhnen, die sämmtlich im Theezimmer versammelt waren, Clara, die er einführte, als seine Nichte vor. Wenige Worte genügten, das Räthsel zu lösen. Die wohlwollende und freundliche Aufnahme, die Clara von Seiten der Gräfin Mutter fand, welche ihr die Hand zum Kuß reichte und sie ma chère nièce nannte, und mehr noch die herzliche Freude, womit sie Adelaide umarmte, war Balsam in ihre Wunde, deren Tiefe und Bedeutung Niemand ahnete, als der alte Graf von Padden=Triton, der beim Thee finster und einsylbig blieb und dann sich zurückzog in seine Appartements.

Die beiden Söhne des Grafen äußerten auf verschiedene Weise ihre Theilnahme an dem Ereigniß; der ältere Graf, jetzt Regierungsassessor, mit der kalten Höflichkeit einiger verbindlichen Redensarten; Graf Roger dagegen begrüßte sie mit der innigsten Freude als eine liebe Verwandte.

Nach dem Thee entfernte sich Graf Arnold und auch die Gräfin Mutter zog sich zurück, um sich, da sie sich unwohl fühlte, auskleiden und einige erbauliche Wundergeschichten vorlesen zu lassen. Ihr Gemahl kam dazu und nachdem die Kammerfrau fortgeschickt war, hatte er ein langes heimliches Zwiegespräch mit seiner Gemahlin, das er mit den Worten schloß: „Also bleibt

es dabei, die Vermählung meiner Nichte mit dem bürgerlichen Doctor würde eine Mesaillance sein und bleibt damit unmöglich in meiner Familie. Deine Sache ist es, nun jede Verbindung zwischen Beiden aufzulösen. Ich werde ihm meine Meinung darüber schreiben. Uebrigens werde ich nach Münster schreiben, um dieser meiner Nièce eine Aufnahme in einem Klosterpensionat, unter dem Vorwande, ihre Bildung dort zu vollenden, zu bewirken. Der Beichtvater des Klosters, Pater Josephus, müßte sein Handwerk als feiner Jesuit nicht mehr verstehen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, dieses gebrochene Herz binnen Jahresfrist zum alleinseligmachenden Glauben der katholischen Kirche zu bekehren und sie zu bewegen, in das Noviziat einzutreten und später den Schleier zu nehmen. So," schloß er, „würde am besten ein Eclat vor der Welt vermieden und der Familienskandal mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt werden."

. . . .

Roger dagegen, der sich mit den beiden jungen Mädchen in Adelaidens Zimmer zurückgezogen hatte, tröstete das unglückliche junge Mädchen mit der Versicherung, daß er schon Mittel und Wege finden werde, heimliche Zusammenkünfte mit ihrem Bräutigam zu veranlassen.

„Im schlimmsten Falle," fuhr er mit steigender

Wärme fort, „würde ich selbst zu einer Entführung die Hand bieten.“

Dazu aber sollte es nicht kommen. Clara's Lage wurde immer bedenklicher. Mit äußerer Rücksicht behandelt fühlte sie jedoch immer mehr, daß sie eigentlich den aristokratisch gesinnten Mitgliedern der Familie ein Dorn im Auge war. Der Dienerschaft war sie bereits als Nichte des Grafen mit der Bezeichnung Comteß Clara vorgestellt worden, aber den Titel einer Gräfin von Padden-Triton empfing sie erst, nachdem der König, auf die Immediatvorstellung des alten Grafen genehmigt hatte, daß sie den Namen ihrer Mutter wieder annehmen durfte.

Als Comteß von Padden-Triton wurde auch Clara den adligen Besuchern in den Soiréen des gräflichen Hauses vorgestellt; auf ihren Wunsch wurde sie jedoch vorerst noch dispensirt davon, mit in Gesellschaften und an Casinobällen Theil zu nehmen und sich am Hofe vorstellen zu lassen.

„Dazu, Liebe,“ sagte ihr die Gräfin Mutter, „gehört in der That mehr feine und elegante Tournure, als Du Dir in Deinen früheren obscuren Verhältnissen aneignen konntest.“

Clara war froh, von solcher Gène einer Repräsentation in der großen Welt befreit zu sein, sie gewann dadurch freie Abende, die diese bisweilen mit ihrem Freunde theilen konnte, denn Graf Roger, der mit im

Hause wohnte, empfing einige Male heimlich einen Abend-besuch von seinem Freunde Dr. Rubow und wußte den-selben unbemerkt von der Dienerschaft in Clara's dazu günstig belegenes Wohnstübchen einzuschmuggeln. Das gab denn kurze, aber überglückselige Stunden.

Bei solchen Zusammenkünften wurden Pläne für die Zukunft berathen und beschlossen. Im Frühlinge sollte die Flucht vor sich gehen und die Verbindung zwischen Beiden um jeden Preis geschlossen werden und sollte deshalb eine Auswanderung nach Nordamerika oder eine nach Gretna-Green in Schottland nöthig sein.

Es tauchte noch einmal die Hoffnung auf, daß in Folge des Beschlusses der Nationalversammlung, wonach alle adligen Titel und Vorrechte abgeschafft werden soll-ten, das einzige Hinderniß ihrer Verbindung beseitigt werden würde; allein Roger's besonnener politischer Blick reichte weiter als Clara's kurzsichtige sanguinische Hoffnungen. Er sagte: „Die alles Maß der Vernunft überschreitende Demokratie strebt dahin, die Revolution zu verewigen; aber diese wird eine Contrerevolution her-vorrufen und die alten Standesvorrechte werden in der siegenden Partei schroffer und anmaßender hervortreten, als sie jemals wieder aufleben.

Aber auch diese so entzückenden Rendezvous fanden ihre Unterbrechung.

. . . .

Roger hatte einen Brief bekommen von seiner geliebten Jenny. Diese hatte ein frommes, d. h. ächt religiöses Gemüth, aber sie war sich selbst zu klar, um sich an die Frömmelei, die in der großen Heilanstalt von Bethanien herrschte, gewöhnen zu können. Diese dreimaligen täglichen Betstunden, das Vorbeten an den Krankenbetten; dieses Prunken mit barmherzigem Samariterthum, das kalte Gewöhnen daran, fremdes Leiden ohne wahres Mitgefühl zu sehen und sich weder durch Kranke, noch durch Tode stören zu lassen in einer behaglichen Existenz des vornehmen protestantischen Chanoinissenlebens, wollte ihrem klaren Verstande und reinen warmen Gefühle nicht zusagen. Zudem war es unmöglich, in diesen Verhältnissen ihren Geliebten zu sehen. Selbst ihre Correspondenz stand unter solcher Aufsicht, daß sie Briefe weder empfangen, noch absenden konnte, ohne daß diese von ihrer frommen Oberin, die außerdem ihre gute Portion ächt weiblicher Neugierde hatte, gelesen wurden. Nur einmal gelang es ihr durch eine entlassene Kranke, der sie mit Liebe ihre Pflege gewidmet hatte, einen bogenlangen Brief an Graf Roger befördern zu können.

Sogleich stand bei diesem lebhaft fühlenden jungen Manne der Entschluß fest, seine geliebte Jenny aus diesen Verhältnissen um jeden Preis zu befreien.

Er sprach darüber mit dem Hofmeister seiner jüngern

Brüder, dem Dr. Johannes Engel. Dieser sicherte ihm mit der wärmsten Freundschaft seinen Beistand zu. „Und dazu," sprach er, „glaube ich die Hand bieten zu können. Ich habe so eben die Vocation zu der Pfarre auf einem der Güter des Landschaftsraths von Hochherz in Schlesien erhalten. In vierzehn Tagen werde ich dorthin abgehen. Ich werde alsdann mit meinem Patron, der ein sehr aufgeklärter menschenfreundlicher Mann ist, reden und zweifle nicht, daß er in seinem Hause Ihre Jenny freundlich aufnehmen und ihr dort ein Asyl gegen aristokratische Verfolgungen gewähren wird. Sie, lieber Roger, sind jetzt ein freier Mann und werden leicht einen Vorwand zur Reise finden. Dann entführen Sie ihre Jenny aus der großen Kranken-Betanstalt, bringen sie in das Haus des Landschaftsraths, und wollen Sie auch mich glücklich machen, so bringen Sie mir meine Adelaide mit. Wir bestürmen alsdann ihren Herrn Vater schriftlich um seine Einwilligung unserer beiderseitigen Verbindungen und es läßt sich kaum denken, daß er den großen Humanitätsforderungen unserer Zeit länger wird Widerstand entgegenstellen können, besonders wenn er sieht, daß jeder Widerstand ohnehin vergebens sein würde, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich und treue Liebe überwindet Alles."

. . . .

So durchkreuzten sich die Hoffnungen und Pläne

von drei liebenden Paaren mit den Stürmen der Revolution und dem starren unbeugsamen Hochmuthe des alten Grafen von Padden-Triton.

Dieser war jetzt schwieriger geworden als jemals. Der Beschluß der Linken wegen Abschaffung des Adels hatte seinen Stolz aufs Tiefste gekränkt und ihn damit auf das Aeußerste erbittert.

„Je mehr," sprach er, „dieses Pöbelregiment der Demokraten dahin strebt, alle unsere Standesvorrechte aufzuheben, selbst uns Rang und Titel unserer im grauen Alterthum wurzelnden Adelsgeschlechter zu nehmen, um so mehr müssen wir daran festhalten."

Bei solchen Gesinnungen war es vorauszusehen, daß eher des Himmels Einsturz erfolgen werde, als daß es möglich sein würde, diesen alten Eisenkopf zu bewegen, in die dreifache Mesaillance seiner Tochter mit einem bürgerlichen Prediger, seines zweiten Sohnes mit einer bürgerlichen Mamsell und seiner Nichte mit einem bürgerlichen Professor einzuwilligen.

Sein Starrsinn in dieser Hinsicht wurde um so größer, je mehr das Ministerium Brandenburg durch Verlegung des Sitzes der Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg und endlich wegen unbeugsamer Widerspenstigkeit der Linken die Versammlung aufhob; als der Belagerungszustand in Berlin erklärt war und unter Wrangel's bedeutender Waffenmacht die

Auflösung und Entwaffnung der Bürgerwehr ohne anderen als passiven Widerstand erfolgte.

Da jubelten die beiden Reactionäre, Graf Padden-Triton und Baron von Kater: „Die gute Sache hat gesiegt," rief Jener, „die Demokratie ist vernichtet und Alles wird wiederhergestellt werden, wie es zu der Zeit war, als sich Leute von Familie so wohl dabei fühlten. Wir werden zurückkehren zu dem früheren Absolutismus der Krone, zu der Adels- und Beamtenherrschaft, und nun erst werden wir es durchsetzen, daß die so frech gemißbrauchte Preßfreiheit durch drakonische Strafgesetze oder eine tüchtige Polizeicensur niedergehalten werde, daß alle Offizierstellen, wie die höher besoldeten Staats- und Ehrenämter, die nicht allzuviel Kopfzerbrechen und Arbeit erfordern, von den nachgeborenen Söhnen der ältesten Adelsgeschlechter besetzt werden; diese können alsdann durch Majorate den Glanz ihrer Familie wiederherstellen. Der Adel wird ausschließlich die Umgebung des Königs bilden und durch eine Cabinetsregierung den Einfluß der Minister paralysiren. So war's und so wird es wieder werden. Alles mit Gottes Hülfe und durch den Sieg der Revolution. Alsdann aber würde es mehr als freventlich sein," schloß er, „wenn ein Edelmann von meinem Range in seiner Familie nur eine Spur von Demokratie und Communismus dulden wollte, diese Krank-

heiten der Zeit, die mit Gottes und unseres Königs Hülfe aus unserem Staatsleben bereits so gut als ausgetilgt sind.

„Ich habe es wohl bemerkt,“ fuhr er fort, „daß dergleichen in meiner Familie im Werke ist. Meine Nichte hat die Insolenz gehabt, es mir selbst zu sagen, daß nichts in der Welt sie von ihrem bürgerlichen Professor trennen werde; aber hier habe ich schon die Genehmigung des bischöflichen Amtes in Münster, daß meine Nichte, obwohl noch Protestantin, im Klosterpensionat der Nonnen vom heiligen Herzen Jesu Aufnahme finden wird. Und Ihnen, lieber Kater, überlasse ich es, eine Intrigue zu erfinden, um diese Widerspenstige mit guter Manier dahin abzuliefern.“

„Was hiernächst,“ sprach er weiter, „meine Tochter betrifft, deren unglückliches geheimes Verhältniß zu einem bürgerlichen Prediger, Sie lieber Baron, mir verrathen haben, so bin ich darüber ganz beruhigt. Der freche Mensch, der sein Auge so hoch über seinen Stand erhoben hat, ist fort aus meinem Hause und darf nie wiederkehren und meine Tochter, der ich wahrlich nicht so unadlige Gesinnungen zugetraut hätte, werde ich unter Aufsicht meiner Frau durch treue Domestiken schon so überwachen lassen, daß jeder briefliche und persönliche Verkehr zwischen Beiden unmöglich werden wird. Die Zeit wird auch diese Wunde heilen und dann,

nochmals mein Wort darauf, lieber Baron, werden Sie mein Schwiegersohn und ich sorge für Ihre Standeserhöhung."

Baron von Kater dankte und sprach die Hoffnung aus, daß in dieser delicaten Angelegenheit eines so erlauchten Hauses mit Vermeidung alles Eclats die Ehre der Familie sauvirt werden würde. Nur Graf Roger, mit seinen demokratischen Gesinnungen sei leider durch die Erbschaft seines Oheims so unabhängig gestellt, daß es schwer halten werde, ihn zu hindern, durch Vermählung mit jener Bürgermamsell der hohen Familie einen Schandfleck anzuhängen.

„Schweigen wir von diesem Ungerathenen," sprach der Graf mit finsterm Unmuth. „Ich würde ihn aufgeben als einen verlorenen Sohn, trüge er nicht meinen Namen. Ich würde ihm mit meinem Vaterfluch, selbst mit Enterbung bis auf den Pflichttheil drohen; aber ich fürchte, sein Unabhängigkeitssinn wird sich auch dadurch nicht abhalten lassen, sein entehrendes Ziel zu verfolgen. Zum Glücke habe ich es der Vorsicht und Umsicht meines geliebten Erstgeborenen, der die Freude und der Stolz meines Hauses ist, zu danken, daß diese bürgerliche Person im Krankenhaus Bethanien eingesperrt ist, wo sie eine pietistische Richtung empfangen wird und wo man ihr jeden Verkehr mit meinem Ungerathenen schon abgeschnitten haben wird.

„Und so, mein Freund, bin ich um so mehr beruhigt über die Zukunft meines Hauses, als mein Stammerbe Arnold, der eine so gute und standesmäßige Partie gemacht hat, und mit seiner schönen Frau so vollkommen glücklich lebt, ganz mit meinen Ansichten über die politische Wendung der Dinge, wie über diese Familienangelegenheit übereinstimmt."

So schien denn alle Hoffnung für die Liebenden verloren zu sein. — aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's! —

2.

Die junge Gräfin Padden-Triton, vormalige Marquise von Bellefleur wußte mit Anmuth und Liebenswürdigkeit ein Haus zu machen, in welchem bei conventioneller Freiheit der feinste Umgangston herrschte. Die Offiziere von den reichsten und ältesten Adelsfamilien schätzten sich glücklich, dort sich eingeführt zu sehen. Die fremden Prinzen, welche den Garderegimentern aggreirt sind, hatten in ihren Salons Zutritt. Doch nur in den wöchentlichen Soireen empfing die Gräfin solche Gäste, selten nur in engern Kreisen. In ihrem Wesen hatte sie so etwas ungemein Reizendes, dabei die feinste Koketterie, daß Jeder sich begünstigt glaubte, und doch im Grunde Niemand sich einer besondern Gunst rühmen konnte.

Natürlich war sie überall, in ihrem Hause sowohl,

wie in Gesellschaften und auf den Casinobällen von einem Schwarm von Anbetern umgeben, die ihr den Hof machten, ohne damit die Eifersucht des Grafen Arnold, ihres Gemahls, zu erwecken. Dieser fühlte sich geschmeichelt durch die Anerkennung, die seine Frau fand, zumal da es nicht so ganz an Einflüsterungen fehlte, welche die Reinheit ihres Adels in Zweifel ziehen wollten. Es wurde der Gräfin leicht, solche Insinuationen mit dem einen Worte: „Lästerungen des Neides“ niederzuschlagen. Und es ließ sich nicht leugnen, daß sie der feinen Medisance durch kleine Unvorsichtigkeiten manche Blößen bot. Indeß es giebt Frauen in der großen Welt, denen Alles erlaubt zu sein scheint. Indem sie mit allen ihren liebenswürdigen Fehlern Mode werden, stumpft die Medisance ihre Pfeile ab — besonders wenn es, wie hier, an eigentlichen Thatsachen fehlt — an einem Fait-accompli, das eine gefallene Frau zur untersten Hölle verdammt.

Und doch war das Privatleben dieser Frau nicht so ganz rein, wie wir aus ihren frühern Verhältnissen bereits erkannt haben werden.

Graf Arnold hatte selbst zwei Männer bei ihr eingeführt, auf die er durchaus nicht eifersüchtig war, weil er sie für seine besten Freunde hielt. Wir meinen den Lieutenant von Taille und den Baron von Kater.

Der Lieutenant von Taille stand in Berlin bei einem Regimente, besuchte aber das gräfliche Haus wöchentlich ein bis zweimal. Bisweilen logirte er auch acht Tage und länger dort und leistete der jungen Gräfin Gesellschaft, wenn ihr Gemahl sich auf der Regierung befand.

Um jedenfalls den Verdacht abzuleiten, war die Gräfin klug genug gewesen, eine hübsche Gesellschafterin, die sie aus frühern Verhältnissen als höchst discret und gefällig in gewissen Dingen kannte, zu sich zu nehmen und durch reiche Geschenke an ihr Interesse zu fesseln. — Dann vertraute sie ihrem Gemahl, daß der Lieutenant, sein Freund, der schönen Walli, einer geborenen Genferin, die in vornehmen Häusern einige Jahre als französische Bonne conditionirt hatte — beträchtlich die Cour mache. Sie neckte auch wohl den dann verlegen werdenden Lieutenant, in Gegenwart ihres Gatten, mit diesem Verhältnisse und bewirkte damit, daß sie ihre heimlichen Rendezvous mit dem begünstigten Hausfreunde vor jedem Verdacht sicher stellte, und wenn Bekannte und Freunde des Grafen Arnold ihn neckten mit dem schönen Lieutenant, der ein Kuckuksei in sein Nest legen zu wollen schiene, so antwortete er lächelnd: „Eine Andere, die Gesellschafterin sei der Gegenstand seiner Flamme.“

Der andere Hausfreund aber war noch gefährlicher, und dieser war der Baron Kater von Kattenhausen.

Wir wissen, daß er im Besitz eines sehr gefährlichen Geheimnisses war — wir erinnern nur an seine genaue Bekanntschaft im Hause des Fräuleins von Hackbret und an jene Nacht auf dem Maskenball in Berlin. — Der Preis, den dieser ergraute Lüstling auf seine Verschwiegenheit gesetzt hatte, war aber kein geringerer als des Glückes ihrer geheimen Gunst theilhaftig zu werden, ein Wunsch, den er sich nicht undeutlich merken ließ, zumal wenn der Zufall oder berechnende Schlauheit ihn begünstigte, die schöne Frau allein zu treffen.

Die Gräfin kannte die Gefahr, worin sie schwebte. Sie zitterte dem zudringlichen, versteckte Drohungen fallen lassenden, widrigen Menschen gegenüber. Wir glauben gern, daß sie gegen ihren liebenswürdigen Freund, den Herrn von Taille, nicht eben die Spröde spielte; allein dieser alte gelbhäutige und knochendürre Satyr mit seinem weißlichen Haar und der im Nacken gebogenen hohen Gestalt, mit seinem leise auftretenden Gange, seiner süßlichen Freundlichkeit, den kalten zitternden, mit Ringen bedeckten Händen und den lüsternen grauen Augen war denn doch der lebensfrischen jungen Frau allzusehr zuwieder, um ihm nur die geringste Gunstbezeigung gewähren zu können.

Offen zu widerstreben und ihm ihren vollen Abscheu zu zeigen, wagte sie nicht. Sie suchte daher vorerst Zeit zu gewinnen. Erfahren in allen Künsten der feinen Koketterie und im höchsten Grade gewandt, heuchelte sie ihm Freundschaft und benahm sich so, daß Herr von Kater von einem Tage zum andern hoffen durfte, sein Ziel zu erreichen. — Doch endlich hinderte selbst die entschiedenste Eitelkeit und Eigenliebe den welterfahrenen Mann nicht länger, zu erkennen, daß er von der schlauen Schönen furchtbar an der Nase herumgeführt werde. Sein ganzer Stolz und seine Eigenliebe empörten sich dagegen; seine Leidenschaft, die eben durch den Widerstand gereizt war, verblendete ihn so, daß er zu einem ganz unsinnigen Wagniß schritt. — Er hatte mit zehn Goldstücken die Kammerfrau der Gräfin zu bestechen gewußt, und diese bewogen, ihm eines Morgens, als der Graf auf zwei Tage verreist war und die Gräfin noch im rosigen Morgenschlafe lag, ihm Zutritt in ihr Schlafgemach zu verschaffen.

Die Gräfin, durch sein Eintreten aus dem Schlummer geweckt, erschrak heftig, und griff nach der Klingel, aber Tages zuvor war diese wie durch Zufall abgerissen worden und noch nicht wiederhergestellt.

Wir wollen nicht verrathen, was zwischen Beiden geredet und gehandelt wurde; aber so viel ist gewiß,

daß die Gräfin endlich empört durch seine Frechheit ihm die Wasserflasche, die vor ihrem Bette stand, an den Kopf warf. Das Blut rann ihm von der Stirn; über und über begossen, erstarrte der entsetzliche Mensch und mitten zwischen den umhergestreuten Glasscherben stehend, sprach er mit ernster drohender Stimme: „Dieses Blut fordert Blut — meine verschmähte Liebe ist erloschen, aber heiße Rache glühet in meiner Brust.“

„Ich verlache Ihre Drohungen,“ entgegnete die Gräfin. „Ich selbst werde meinem Gemahl Ihren frechen Ueberfall erzählen. Ihre Wunde wird die Wahrheit beweisen, und für Ihre Verläumdung wird Ihnen mein Arnold eine Kugel durch den Kopf jagen, und fehlt seine Kugel, so wird Herr von Taille besser zu treffen wissen.“

„Weil er gewohnt ist, mit seinen Liebespfeilen ein schönes Herz zu treffen,“ höhnte Kater. „O ich fürchte mich nicht, auch ich bin im Pistolenschießen geübt. Morgen werde ich dem Herrn Grafen Dinge erzählen, daß ihm über ein gewisses Verhältniß die Augen aufgehen werden.“

„Er wird Ihnen nicht glauben.“

„Gut, daß Sie mich daran erinnern, ich werde mir also Beweise zu verschaffen suchen müssen!“ Darauf ging er zu dem zierlichen Damensecretair, der im Schlafgemach stand, in dessen Schubfach der Schlüssel steckte.

„Was wollen Sie machen?“

„Nichts von Bedeutung! — eine Kleinigkeit — Liebesbriefe suchen.“

„Unterstehen Sie sich nicht, Sie sind verloren.“

Die Gräfin konnte nicht aufstehen, da sie nicht angekleidet war, sie rief um Hülfe, die Kammerfrau, den Bedienten, Niemand hörte. In eiliger Geschäftigkeit hatte indeß der Baron ein paar Briefe von der Hand des Herrn von Taille gefunden, die in einem verborgenen Schubfach steckten, welches er, bekannt mit dem Mechanismus solcher Mysterien, zu öffnen gewußt hatte.

„Gefunden!“ sprach er höhnend, und blickte hinein. „Das genügt vollkommen. Guten Morgen, Madame!“

„Halt! noch einen Augenblick, machen wir Frieden; geben Sie die Briefe zurück, ich bin die Ihrige — Entsetzlicher!“

„Zu spät,“ sprach er kalt, „diesen Dank, Dame, begehre ich nicht mehr.“

Damit schlang er sein rothseidenes Taschentuch um seine zum Glück nur leicht geritzte Stirn, verneigte sich kalt und höhnisch und zog sich zurück.

Die Kammerfrau sollte natürlich fortgejagt werden, allein sie wußte zu viel, und das ist eben die Strafe des bösen Gewissens, daß es vor jedem Mitwisser zittern muß.

Die Gräfin war außer sich. Sie vernichtete alle

übrigen Briefe ihres Geliebten, aber das half nichts mehr! Sie schrieb ihm, daß er kommen möge, um mit ihr zu überlegen, was geschehen könne, um den Verräther für ewig stumm zu machen. Sie hatte das Wort stumm unterstrichen, seinen Ueberfall erzählt, aber sie wagte nicht den Brief abzugeben und zerriß ihn wieder.

Am Abend war ihre Soiree, eine glänzende Versammlung, in welcher Uniformen und Orden und rauschende Damenkleider den Salon füllten. Der Baron Kater erschien dabei mit seinem stereotypen Lächeln, und bewies der Gräfin seine gewöhnlichen Galanterien. Für seine Stirnwunde, die ein Pflaster bedeckte, fand er bald eine Erzählung. Er spielte seine Rolle so täuschend, daß selbst die Gräfin sich einige Augenblicke der Hoffnung hingab, er werde es in seiner Indiscretion nicht zum Aeußersten treiben. Sie überhäufte ihn mit den freundlichsten Aufmerksamkeiten, kredenzte ihm eigenhändig die erste Tasse Thee, in welche sie mit der kleinen Hand, welche mit den zartesten Glacéhandschuhen bekleidet war, Zucker warf. Sie hatte für ihn die süßesten Blicke, und der Frieden schien vollständig wiederhergestellt zu sein. Da traf sie einer der tückischen Blicke des boshaften Menschen. Ihr Blut erstarrte zu Eis. — Nach einer schlaflos durchquälten Nacht kam der Tag, an welchem sie ihren Gemahl zurückerwar-

ten durfte. Sie beschloß, ihm Alles zu entdecken und dann seine Entscheidung abzuwarten, möge sie lauten auf Trennung der Ehe, oder auf Versöhnen und Verzeihen.

Aber der Verräther war vorsichtiger gewesen. Er war dem von Dresden zurückkehrenden Grafen entgegengereist und begleitete ihn, Beide in einem Coupé sitzend, nach Potsdam zurück. Auf der drei Viertel stündigen Fahrt nach Potsdam hatte er Zeit genug, seinem Freunde, dem Grafen Arnold, das Gift der furchtbarsten Eifersucht Tropfen für Tropfen einzuflößen.

Anfangs weigerte sich die edle Natur des Grafen, an solche Nichtswürdigkeit, an einen so entsetzlichen Verrath der Gattenpflicht und Freundschaft zu glauben.

„Es ist nicht möglich!" rief er einmal über das Andere, „können Sie nicht die volle Wahrheit Ihrer Insinuationen beweisen, so werde ich Sie für einen Verläumder erklären und meine Kugel wird den Frevel ahnen."

„Hier die Beweise," sprach Herr von Kater kalt und überreichte ihm die schon erwähnten Briefe.

Graf Arnold las sie mit Aufmerksamkeit. Kein Zug seines marmorkalten Gesichts verrieth, was er dabei empfand.

„Es ist gut," sprach er, indem er die Briefe wieder zusammenlegte und in seine Brieftasche schloß, „ich danke Ihnen für die Entdeckung."

„Was werden Sie thun, lieber Graf?“

„Was mir die Ehre gebietet,“ antwortete er kalt.

„Sich von Ihrer Gattin scheiden lassen?“

„Ich bin Katholik.“

„Oder Trennung der Ehe von Tisch und Bett?“

„Wir sind schon getrennt.“

„Ihre Gemahlin hatte Sie schon früher betrogen. Sie ist eine Abenteurerin .... ich könnte Ihnen Dinge erzählen ....“

„Behalten Sie solche Bemerkungen für sich. Melanie ist ein Weib; damit ist Alles gesagt und entschuldigt.“

„Aber ihr erlogenes Vermögen liegt im Monde. Sie ohne Mittel in die Welt hinausstoßen, würde die für sie empfindlichste Revange sein.“

„Meine Rache ist edler Natur. Ich werde die Undankbare beschämen, indem ich die Veranlassung der Trennung mit Discretion behandle, sie selbst aber mit Wohlthaten überhäufe. Das Gut, das ich ihr zum Wittwensitz verschrieb, möge sie behalten.“

Da man die Rückkehr des Grafen erwartete, so hielt seine Equipage auf dem Bahnhofe.

„Nach dem Einsiedler,“ gebot er.

Der Einsiedler ist der bedeutendste Gasthof in Potsdam, welcher in der Nähe des Schlosses liegt.

Als der Wagen unter einer der hohen Linden vor

der Hausthür des Gasthauses hielt und der Leibjäger des Grafen die Thür des Wagens öffnete, sprach derselbe im devoten Tone:

„Aber der Herr Graf wissen vielleicht nicht, daß Sie Besuch zu Hause haben; der Herr Lieutenant von Taille sind mit dem vorigen Bahnzuge von Berlin angekommen.“

„Es ist gut, der Wagen soll hier warten und Du“, sprach er zum Jäger, „ersuche sogleich den Herrn Lieutenant von Liebhaben, der hier in der Nähe am Schloß wohnt, sich gefälligst zu mir zu begeben.“

Die äußere Ruhe des stolzen und charakterfesten jungen Mannes ließ den Sturm der Empfindungen nicht ahnen, der in seinem Innern tobte. Der Graf ließ sich ein Zimmer geben, forderte Schreibmaterialien und schrieb:

„Madame!“

„Es bedarf wohl nicht der Angabe der Gründe, die mich veranlassen, den Wunsch auszusprechen, daß Sie morgen früh mein Haus verlassen wollen. Bis Mittag wird die Ehrensache, die ich Ihrer gütigen Vermittlungf zu danken habe, abgemacht sein. Sie werden sich au mein Gut Rosenhain begeben, das ich Ihnen auf Lebenszeit zum Wittwensitz verschrieben habe. Wer weiß, ob Sie nicht dessen Rente jetzt schon als Wittwe zu genießen haben werden. Wo nicht, so bleibt es Ihnen

auch als separirte Frau. Um die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen, lege ich Ihnen hier einen Wechsel auf 100 Friedrichsd'or bei. Den Administrator dieses Guts werde ich mit weiterer Anweisung versehen. Leben Sie glücklicher, als Sie es verdienen; das ist der letzte Wunsch

Madame

Ihres ergebenen
Graf Arnold."

Dann schrieb er mit derselben Ruhe eine Anweisung an seinen Rechtsconsulenten in Berlin, die Gräfin in den Besitz der Nutzungen dieses Guts für ihre Lebenszeit zu setzen, jedoch ohne alle Ansprüche auf das Eigenthum desselben und darauf ein kurzes Billet an den Lieutenant von Taille, worin es hieß:

„Herr Baron! Die Ehre meines Hauses fordert gebieterisch von mir, Sie zu ersuchen, mir die unter Ehrenmännern übliche Genugthuung zu geben. Der Ueberbringer Dieses wird Ihnen meine Wünsche in Hinsicht auf Zeit, Ort und Waffen mittheilen."

Kaum hatte er dieses Billet unterzeichnet und geschlossen, so trat der Gardelieutenant von Liebhaben ein; eine schöne, edle und martialische Gestalt.

Der Graf sagte ihm nicht mehr, als daß er mit dem Herrn von Taille eine Ehrensache abzumachen habe und an ihn, den Lieutenant die Bitte ergehe, die Stelle

eines Cartellträgers und Secundanten dabei zu übernehmen.

Betroffen sagte es ihm Herr von Liebhaben zu und äußerte den Wunsch und die Hoffnung, daß die Sache wohl noch in Güte beigelegt werden könne.

„Denken Sie nicht daran. Keine Macht der Erde wird mich zwingen, die Veranlassung zu enthüllen; ebensowenig würde ich die Hand der Versöhnung annehmen können. Einer von uns Beiden muß fallen.“

„Das ist ja entsetzlich; aber das Ehrengericht . . . .“

„Vom Ehrengericht will ich nichts wissen. Ich bin nicht mehr Militär, also auch nicht an das Offiziercorps gebunden. Mein Ehrengericht trage ich in der eigenen, verschwiegenen Brust und das verlangt das Duell. Mein Wagen steht vor der Thür. Wollen Sie mich dankbar verpflichten, so bitte ich um schleunigste Besorgung meines Auftrags. Soll mein Wunsch etwas gelten, so schießen wir uns morgen früh 10 Uhr auf der Höhe von Baumgartenbrück.“

„Sie aber, Herr von Kater, werden Zeuge des Ereignisses sein und später meinen Vater davon in Kenntniß setzen. Falle ich, so bereiten Sie ihn möglichst vorsichtig vor. Ich bin sein Stolz und sein Liebling; es wird ihn schmerzen, den einzigen Sohn, der seine Gesinnung theilt, zu verlieren; indeß, wie Gott will. Fällt mein Gegner, so gehe ich auf Reisen, stelle mich

dann freiwillig vor Gericht und büße auf der Festung das Unrecht ab, das man mir gethan hat. Sie aber, mein Herr, sind ein Judas Ischariot. Ich verachte Sie."

„O, ich bitte ......"

Mit diesen abgebrochenen Worten zog er sich zurück; der Graf setzte sich an den Schreibtisch.

. . . .

Am andern Morgen halb 9 Uhr fuhren bald nach einander zwei Miethwagen zum Brandenburger Thore hinaus. In dem einen saß Graf Arnold und sein Secundant, der Gardelieutenant von Liebhaben. Auf dem Rücksitz stand ein elegantes Pistolenkästchen. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß der Leibjäger des Grafen.

Im zweiten Wagen sah man zwei Offiziere schweigsam neben einander sitzen, den Lieutenant von Taille und seinen Secundanten. Im dritten Wagen befanden sich zwei Militärärzte und zwei Zeugen: der Baron von Kater und ein höherer Gardeoffizier, eine martialische Gestalt mit einem schon grau werdenden Schnurrbart.

Sie fuhren auf der Brandenburger Chaussee nach dem einsam, aber reizend am weiten Havelsee neben der Brücke über die Havel belegenen Gasthof und besuchten Vergnügungsort Baumgartenbrück. Dort wurde erst in demselben Saale gemeinschaftlich, aber in mehrern Gruppen gesondert, ein Frühstück eingenommen. Der

Ernst, der dabei herrschte, hatte etwas Feierliches, Vorbereitendes auf den großen Moment.

Nochmals wurden Versuche gemacht, die Sache mit Ehren für beide Theile beizulegen. Da ebensowenig der Graf, wie der Herr von Taille zu bewegen war, sich über die Ursache des Streites zu erklären, so war die Vermittlung um so weniger von Erfolg, als Graf Arnold auf das Bestimmteste seine Erklärung wiederholte, an eine Ausgleichung sei nicht zu denken. Einer von Beiden müsse fallen.

Alsdann stieg die ganze Gesellschaft in zwei Gruppen getheilt, den steilen Berg hinauf, der hinter dem Hause und Weinberge dieses Etablissements sich erhebt.

Es war der fünfte December, ein heller, freundlicher, aber kalter Wintertag.

Oben angelangt, blieb Graf Arnold stehen und sah sich noch einmal um. Es gewährt dieser Punkt eine der herrlichsten Aussichten in den schönen Umgebungen Potsdams.

Man übersieht von dort die weiten Krümmungen der Havel und vier von diesem still wogenden breiten Flusse durchschnittene reizende Landseen. Das Panorama ringsum bietet überall ein landschaftliches Rundgemälde, das mit Wäldern, Anhöhen und wie Silber blitzenden Seespiegeln geschmückt ist. Unten in der Tiefe lag das Städtchen Werder auf seiner Halbinsel,

ein betriebsames Paradies, welches den Berlinern Fische, Kirschen, Aprikosen und Weintrauben liefert. Jetzt war es Winter; das dürre Reisig der Anpflanzungen auf diesem Höhenzuge und in den Wäldern und eine leichte Decke von Reif und Schnee, welche die nördlichen Abhänge noch bekleideten, harmonirten mit der ernsten Stimmung, die das hier still betriebene Geschäft in allen Gemüthern erzeugen mußte.

Graf Arnold sah sich noch einmal das Rundgemälde an.

„Gott, mein Gott, wie schön ist Deine Welt!" rief er sich selbst vergessend aus, „und dennoch machen sie Deine Menschen, o Gott, zur Hölle."

„Herr Graf," sprach Herr von Taille herantretend und legte seine Hand auf dessen Schulter. „Reden Sie wenigstens ein Wort der Verzeihung, wenn Sie Versöhnung für unmöglich halten."

„Hugo!" rief der Graf aus mit einer Wärme des Gefühls, wie man sie nie zuvor an ihm erlebt hatte; aber es war ein großer Moment, der auf sein Inneres einstürmte.

„Verzeihung," rief dieser; „sie ist keines Tropfens so edlen Blutes würdig!"

„Ich verzeihe Dir; denn die Natur eines Mannes ist zu schwach, den Lockungen dieser Sirene zu widerstehen; das habe ich selbst empfunden und habe daher kein

Recht, dem Feinde zu zürnen, daß er ebenso schwach war. Leb' wohl, und falle ich, so biete ihr Deine Hand; es ist der einzige Weg die Ehre zu retten."

Damit ergriff er die ihm dargebotene Hand, doch hingerissen vom überwallenden Gefühl, umarmte er den gewesenen Freund und rief ihm noch ein „Lebewohl!" zu.

„Versöhnuug!" jubelten die Secundanten und Zeugen.

„Sie befinden sich im Irrthum, meine Herren," sprach der Graf stolz und kalt; „ich bitte, uns auf die Mensur zu stellen."

Die Landleute, die von einem vorhabenden Duell gehört hatten und unten am Berge standen, hörten schnell hinter einander drei Schüsse fallen. Oben auf der Höhe sah man Getümmel. Möglichst schnell kam ein hochgewachsener, magerer, gelbhäutiger Herr den Berg herab gestiegen. Es war Herr von Kater, der in einen Wagen stieg und gebot, wo möglich im Galopp nach Potsdam zu fahren. „Einer ist todt!" rief er den Umstehenden zu und verschwand.

3.

Es war der Tag, an welchem die neue octroyirte Verfassung vom 5. December zum ersten Male in der Voß'schen und Spener'schen Zeitung abgedruckt erschienen war.

Der Graf von Padden-Triton war von der auf-

gelösten Nationalversammlung, der er bei ihrer Verlegung nach Brandenburg gefolgt war, zurückgekehrt nach Potsdam.

Sein reactionäres Herz war voll Freude und Glückseligkeit.

„Nun ist Alles wieder gewonnen," sprach er vor sich hin; „die Anarchie besiegt, die Demokratie durch den Belagerungszustand erdrückt, die Nationalversammlung aufgelöst und dazu bringt uns der Herr auf der Spitze von Wrangel's Bajonnetten eine octroyirte Verfassung. Noch kenne ich sie nicht, aber so viel wird es keinen Zweifel leiden, der Absolutismus wird damit wiederhergestellt sein und die Aristokratie wird wieder ihren alten Familienglanz gewinnen."

„Ha! die Zeitungen, die Verfassung!"

Mit diesem Ausruf entriß er die Blätter den Händen seines Kammerdieners, warf sich in den schwellenden Fauteuil am Fenster, setzte die goldene Brille auf und las mit zitternder Hast, als wolle er jedes Wort verschlingen.

Nachdem er so mit steigender Unruhe eine Spalte nach der andern gelesen hatte, ließ er das Blatt aus seinen Händen fallen; sein Kopf sank hinten über und man hörte nur, wie er mit gepreßter Stimme die Worte sprach: „Alles ist verloren!"

Ueber den Ton dieses Ausrufs erschreckt, trat die

Gräfin Mutter aus dem Nebenzimmer, dessen Thür offen stand. Sie fand ihren Gemahl todtenblaß, mit geschlossenen Augen gegen den Rücken des Sessels gelehnt.

„Was ist Dir, um Gott!“ rief sie. Ob Schlagfluß, ob Ohnmacht, ließ sich für diesen Augenblick nicht unterscheiden. Sie hielt ihm zitternd das Riechfläschchen vor. Graf Padden-Triton kam wieder zu sich.

Die Gräfin wiederholte ihre Frage.

„Alles ist verloren!“ wiederholte er, „unser Herr ist der Demokratie in die Hände gefallen, seine octroyirte Verfassung ist freisinniger, als jemals eine gegeben ist; mit dem Siege in der Hand hält er sein dem Volke in der Bedrängniß der blutigen Märztage gegebenes Wort. Es ist entsetzlich, es ist schrecklich! unsere Hoffnungen sind für immer dahin! Der Adel ist zwar nicht mit Worten, aber der Sache nach abgeschafft; Standesvorrechte werden nicht mehr gelten; die Canaille des Bürgerstandes und der gemeinste, versoffene Kerl vom Proletariat soll mit dem erlauchten Haupte einer standesherrlichen Familie gleiches Stimmrecht haben. O, nun giebt es vor dem Gesetz keine Mesalliancen mehr. Ein Glück wenigstens, daß ich meine Familie rein gehalten habe von bürgerlichem Geblüt! Keiner soll mir es wagen . . . . . .“

„Drei Briefe!“ unterbrach ihn der eintretende Kammerdiener, legte die Briefe auf den Tisch und zog sich zurück.

„Hat Zeit," sprach Graf Padden-Triton. „Ich bin jetzt nicht in der Stimmung ......"

„Aber sie sind von unsern abwesenden Kindern," entgegnete die Gräfin, indem sie die Adressen betrachtete.

„Nun, dann lies Du sie selbst. Mir gehen jetzt größere Dinge durch den Kopf, um mich für solches Familienmisère, wie diese larmoyanten Briefe enthalten werden, noch zu interessiren. O Zeiten, Zeiten, Welt und Schicksal! jede Reaction ist unmöglich geworden!"

Die Gräfin hatte indeß einen dieser Briefe nach dem andern geöffnet und schnell gelesen.

„Da liegt der Glanz unsers Hauses," sprach sie, die Briefe in den Schooß sinken lassend; „der Himmel will uns heimsuchen. Drei Mesalliancen auf einmal und wir werden nicht die Macht haben, sie zu hindern."

„Was ist es damit?" fragte der Graf tonlos. Und die Gräfin Mutter berichtete:

„Unser Roger hat seine bürgerliche Mamsell Jenny aus dem Krankenhause Bethanien entführt; unsere Adelaide, die Erlaubniß erhalten hatte, eine befreundete Familie in Berlin zu besuchen, ist mit dieser Jenny, begleitet von Roger und dem Doctor Rubow nach Schlesien gereist, wo sie auf dem Gute des Landschaftsraths von Hochherz eine gastliche Aufnahme gefunden haben. Dort ist Herr Engel Prediger, und nun erklären sie sämmtlich feierlich ihre Absicht, sich zu vermählen. Roger

mit jener Bürgermamsell Jenny, Adelaide, eine Comteß von Padden-Triton; o Gott, daß man so etwas erleben muß, o Welt, o Zeiten! eine Gräfin Gemahlin eines evangelischen Predigers und endlich Deine saubere Nichte, Comteß Clara, diese Prinzeß von Habenichts aus dem Bettellande, mit ihrem frühern Verlobten, dem bürgerlichen Professor Dr. Rubow. Und dabei haben alle diese bürgerlichen Personagen noch die Frechheit, die Briefe unserer Kinder und Nichte mit zu unterschreiben, worin sie um unsern elterlichen Segen bitten, und im Fall der Versagung ihren Entschluß erklären, sich heimlich zu vermählen und nach Amerika auszuwandern.

„Den Vater- und Mutterfluch können sie haben," rief der Graf empört. „Noch sind wir nicht so tief gesunken, um selbst in unserm Hause Demokratie und Communismus in den Mariagen zu dulden!"

In diesem Augenblick meldete ein Diener den Baron von Kater. Dieser aber folgte dem Meldenden schon auf dem Fuße und rasch eintretend, sprach er fast athemlos:

„Entschuldigen Sie meine Eile, meine Zudringlichkeit; aber in der That, ich bin noch ganz außer mir, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht; aber solch ein Unglück, erschrecken Sie nur nicht, es ist unerhört. Graf Arnold . . . . . ."

„Was ist mit ihm?“ fragte die Gräfin aufschreiend.

„Doch nicht todt?“ rief der Graf.

„Ja, Freund, fassen Sie sich; ich weiß nicht, wie ich es Ihnen schonend genug anbringen soll, er ist im Duell erschossen!“

Die Gräfin Mutter sank in Ohnmacht; der Graf ließ den Kopf auf die Brust sinken und faltete die Hände.

Nachdem die Frauen um die Gräfin beschäftigt, dieselbe in ein anderes Zimmer getragen hatten, um die Ohnmächtige dort wieder zum Bewußtsein zu bringen, ergriff der alte Graf die Hand des Herrn von Kater und sagte: „Das ist Gottes Finger. Er nahm mir den Lieblingssohn, den Stolz meines Hauses und ließ mir die Kinder, die einen höhern Werth darauf legen, Mensch zu sein, als Edelmann.“

„Und mit unsern Strebungen, die alte Zeit wiederherzustellen, lieber Freund,“ sprach er aus dem Sessel aufstehend, „ist es vorbei. Eine Reaction ist nicht mehr möglich, seitdem dieses Gesetz (auf die octroyirte Verfassung deutend) gegeben ist. Der Adel hat seine Privilegien und Vorrechte damit verloren; sein Familienglanz ist erloschen, sein Vermögen wird sich zersplittern durch gleiche Theilung unter den Erben, durch Aufhebung der Majorate, der Lehne, der Steuerfreiheit, der ungemessenen Dienste und Lasten, des Jagdrechts,

des privilegirten Gerichtsstandes und der Patrimonialgerichtsbarkeit. Alle andern Stände streben nach Reichthum und jener höheren Bildung, die früher gleichsam ein Erbtheil und Vorrecht des Adels war. Machen wir uns darüber keine Illusionen mehr: der Adel hat damit auch seine sociale Bedeutung verloren. Und wenn unser Herr diese heillosen Neuerungen auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung gebilligt hat und sie als unvermeidliche Concessionen, die einer neuen Zeit gemacht werden müssen, anerkennt und ins Leben einführt, was bleibt dann einem wahren Edelmann von reinem Geblüt und echt royalistischer Gesinnung übrig, als Schweigen, Dulden und, wenn auch mit tiefem Schmerz in der hochadligen Seele, den Willen seines Herrn und Königs ehren."

Herr von Kater äußerte noch Hoffnungen, daß bei dem Sieg der Bajonnette und der Einführung der Ausnahmszustände, bei dem Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Krone, sich durch patriotische Agitation der Rückschritt durch Scheinconstitutionalismus erlangen lasse; damit aber sei der Weg angebahnt zur Rückkehr zum Absolutismus. Man müsse also noch nicht verzweifeln. Die Macht, die jetzt in die Hände der Regierung gelegt sei, werde nach dem Ausweis geschichtlicher Erfahrungen und selbst aus psychologischen Gründen zum Mißbrauch der Gewalt führen; denn auf

die Leidenschaft der Herrschsucht findet im höchsten Grade Anwendung, was das französische Sprichwort sagen will: „L'appetit vient en mangeant!“

„Täuschen wir uns nicht mehr, mein Freund, mit leeren Hoffnungen. Lesen Sie diese octroyirte Verfassung und Sie werden erkennen, daß unser Herr den Forderungen der neuen Zeit, seinem Worte getreu, ehrlich und offene Rechnung getragen hat. Und auf diesem Wege wird sich unabweislich eine gewisse Mündigkeit der Völker, ein Nivelliren aller Stände verwirklichen, dem auch wir am Ende unser Haupt beugen müssen.“

Wir sehen, der furchtbare Schlag des Todes seines Erstgeborenen, hatte ihm, wie jedes große Unglück die Eitelkeiten der Welt vernichtet, auch seinen Stolz gebrochen, seine Vorurtheile vernichtet und seine Philosophie umgewandelt.

„Der Himmel,“ fuhr er nach einer Pause fort, „nahm mir meinen Erstgeborenen, den Erben meines Stammes und meiner Gesinnung, das ist ein fait accompli, welches mir mit Donnerworten zuruft: sic transit gloria mundi.“

„Der Edelmann ist in mir ausgetilgt, der Mensch ist in meinem Herzen geblieben. Vor dem Gesetze giebt es keine Mesaillance mehr, vor dem Richterstuhle der Humanität sind sie schon längst verschwunden. So

mögen sie denn kommen, meine Kinder mit ihren bürgerlichen Inclinationsheirathen; ich werde sie segnen und mit ihnen als Mensch unter Menschen ein patriarchalisches Familienleben führen, bis sie dereinst in Liebe und Thränen dem von seiner Thorheit bekehrten alten Vater die lebensmüden Augen zudrücken werden."

„Der ist incurable der Demokratie verfallen," murmelte Herr von Kater, „ich bleibe Reactionär um jeden Preis!"

. . . .

Die Gräfin Mutter war bald nach ihrem Erwachen aus der Ohnmacht von der Umwandlung des alten Grafen in Kenntniß gesetzt worden. Nun war auch in ihrem stolzen aristokratischen Herzen die starre Rinde eines eitlen Vorurtheils gebrochen, und die jedem weiblichen Herzen so natürliche Mutterliebe vollendete den Sieg der Humanität in ihrem Innern.

Beide Eltern schrieben liebevoll an ihre Kinder, daß sie ihre Verbindungen segneten. Sie schickten alle dafür nöthigen Bescheinigungen mit und forderten nur, daß sie ihre Verbindung beschleunigen und dann als glückliche Gatten in ihre Arme zurückkehren möchten. Sie wollten sich dann aus der großen Welt, die nur Spott und Hohn für rein menschliche Regungen habe, zurückziehen und auf einem ihrer Güter, in dem reizend belegenen Stammschloß ein glückliches Familienleben führen.

Als diese Briefe auf dem Gute des Landschaftsraths von Hochherz eintrafen, war Freude in Israel.

Schon am andern Tage standen in der Schloßkapelle drei glückliche Paare vor dem Altar, das waren Graf Roger und Jenny, der Pfarrer Johannes Engel und Gräfin Adelaide, und die Gräfin Clara mit dem Professor Dr. Rubow.

Dann reisten sie nach Potsdam ab. Glücklichere Menschen hat es noch nie in dem Coupé eines Eisenbahnwagens gegeben als diese drei neuvermählten Paare. Ihre Eltern empfingen sie mit offenen Armen; da gab es nichts, als Thränen des Glücks und Küsse der Liebe.

Von Potsdam reiste die Familie des Grafen von Padden-Triton ab und ging auf ein in der schönsten Gegend des Landes liegendes Gut, dessen palastartiges Schloßgebäude Raum genug gewährte für das so schön bereicherte Familienleben.

Der Prediger Engel tauschte mit dem Inhaber der Pfarre auf jenem Gute, so daß er gleichzeitig Sohn und Seelsorger dort wurde.

Graf Roger wurde Gutsherr. Der alte Graf hatte sich von der Verwaltung dieser in der Mark und in Westphalen liegenden Herrschaft seines Hauses zurückgezogen und diese seinem jetzt noch ältesten Sohne übergeben. Roger und Jenny aber kannte kein größeres

Glück, als Freude und Wohlstand in den Hütten ihrer Gutsangehörigen zu verbreiten, denen Johannes Engel ein getreuer, aufgeklärter, aber doch wahrhaft frommer und väterlich theilnehmender Seelenhirte wurde.

Dr. Rubow mit seiner geliebten Clara kehrten nach Berlin zurück, wo er mit Ehren den academischen Lehrstuhl betrat.

Der bevorstehende Winter wird diese glücklichen Familien in Berlin vereinigen, wo sie aber fern von den Bewegungen der großen Welt ein heiteres, herzliches, gemeinsames Familienleben führen werden.

. . . .

Die minder achtbaren Persönlichkeiten dieses Romans erfüllten so ziemlich Alle im Laufe des folgenden Jahres 1849 ihr Geschick.

Die Gräfin von Padden-Triton, geborene Marquise von Bellefleur, verschwand aus Potsdam, ohne von ihren Verwandten Abschied zu nehmen. Mit ihr war der Lieutenant von Taille von Berlin verschwunden. Er hinterließ bedeutende Schulden und wurde aus der Armeeliste gestrichen.

Beide führten in Paris einige Monate ein verschwenderisches Leben. Bald war das Geld, welches der Graf Arnold seiner Gattin angewiesen hatte, auch ein bedeutendes Kapital, das sie als Gutsbesitzerin auf

Handschrift angeliehen hatte, verzehrt. Herr von Taille tauchte wieder auf im ungarischen Kriege unter Kossuth. Neuerlich nach der glorreichen Knutenpacification Ungarns wurde er gefangen und als Ausländer, der an der Insurrection unberufen Theil genommen hatte, standrechtlich erschossen.

Die Gräfin hatte sich einem reichen Engländer in die Arme geworfen, war mit diesem nach Italien gegangen; dann von ihm verlassen hatte sie sich als Sängerin bei dem Theater in Mailand engagiren lassen und sich an den politischen Bewegungen betheiligt. Die Folge davon war, wie die Zeitungen im Monat August 1849 berichteten, daß die österreichische Humanität, die durch Reaction in das barbarische Mittelalter, oder vielleicht auch durch Ansteckung vom russischen Knutenregiment sich auf die Höhe unseres Jahrhunderts geschwungen hatte, sie und noch eine andere Sängerin mit Ruthen aushauen ließ, andere Compromittirte aber öffentlich mit Stockschlägen regalirte.

Madeleine überlebte diese Schandthat unseres Jahrhunderts nicht. Man fand am andern Morgen ihre Leiche in den Wellen in einem der großen Canäle, die den Ticino mit der Adda in Verbindung setzen.

Fritz Ohnesorge konnte nicht ruhen in Berlin, seitdem die Republikaner und selbst die Demokratie dort

verspielt hatten. Er war zum Militärdienst einberufen; allein er desertirte, ging nach Baden, focht als Freischärler gegen die Truppen seines Vaterlandes, wurde gefangen genommen und standrechtlich erschossen.

Die übrigen Demokraten nahmen ein mehr oder weniger klägliches Ende. Einige wechselten die Farbe und ließen sich in den Treuebund, an dessen Stiftung Herr von Kater einen bedeutenden Antheil hatte, aufnehmen, Andere von Geschworengerichten verurtheilt, bevölkern die Festungen und Zuchthäuser, Andere wieder verkümmern in Noth und Bettelhaftigkeit; Andere endlich setzen ganz heimlich ihre demokratischen Wühlereien fort. Auch sie werden ihrem Geschick nicht entgehen, wie Herr von Kater, der für seine reactionäre Richtung nicht einmal einen Orden bis jetzt hat erschleichen und erheucheln können.

Eine furchtbare Strafe für einen Reactionär.

. . . .

Und so war das Jahr 1849 noch nicht vergangen, als sich jedem aufmerksamen und vorurtheilsfreien Beobachter seiner Zeit die Wahrheit einprägte:

„Das Glück der Völker gedeihet nicht in den Extremen idealer Theorien und unverständiger Leidenschaften demokratischer Wühlereien; ebensowenig aber auch in dem schnöden Egoismus engherziger Reac-

tionsversuche. Nur Aufklärung, gereifte Erfahrung, besonnene Staatsweisheit, ein warmes Herz für Menschenliebe und ein fester Sinn für Gesetz und Ordnung führen zum Heil der Völker."

Gebe Gott, daß dieses gedeihe!

Ende des zweiten und letzten Theils.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage sind erschienen:

Belani, H. E. R., Die Erbschaft aus Batavia. Volksroman. 3 Bde. broch. 4 ₰

— — Marie Antoinette. Aus dem Leben einer Königin. 2 Bde. 1846. broch. 2 ₰ 15 ngl

— — Constantine. Das Geheimniß. Zwei Novellen. 8. geh. 1 ₰ 7½ ngl

— — Ein Deutscher Michel vor hundert Jahren und der Deutsche Michel von heute. Ein Lebensbild. 1 ₰ 10 ngl

— — Der Schatz des letzten Jagellonen. Roman aus der Zeit der neuesten Polenbewegung. 3 Bde. 1848. broch. 4 ₰

— — So war es. Politisch-socialer Roman aus der Zeit vor und während der Märzereignisse in Berlin. 2 Bde. 1849. broch. 2 ₰ 20 ngl

— — † † † in der Schweiz. Ein historischer Roman aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibung in den Jahren 1844—47. 3 Bde. broch. 4 ₰ 15 ngl

Charles, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ₰

— — Die Erbsünde. Roman. 2 Bde. broch. 2 ₰

Chownitz, J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 ₰ 22½ ngl

Krebs, Julius, Passifloren. Novellen und Erzählungen. geh. 1 ₰ 15 ngl

Mühlbach, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ₰ 15 ngl

— — Justin. Ein Roman. geh. 1 ₰ 15 ngl

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ₰ 15 ngl

Rudolphi. Johannes (Verfasser des Stephano Carini) Waldrosen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ₰ 10 ngl

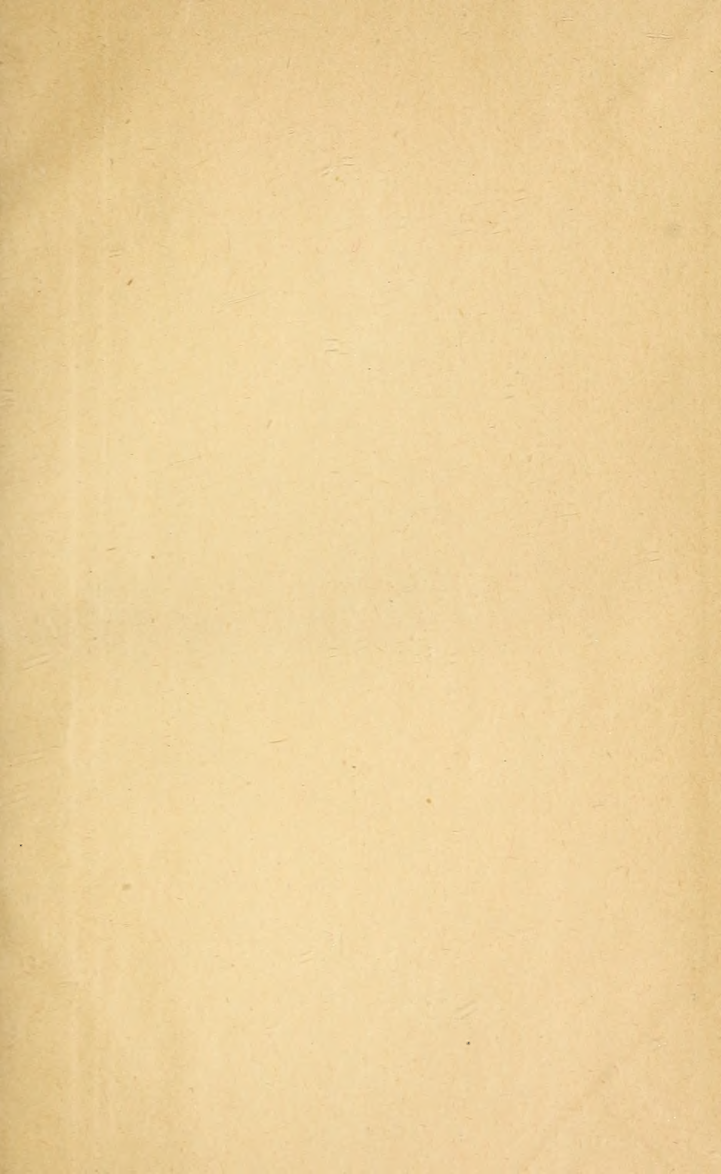
Schoppe, Amalie, geb. Weise, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ₰ 15 ngl

Van der Meulen, L., Die Separatisten. Novelle. 2 Bde. broch. 2 ₰ 15 ngl

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ₰ 15 ngl

— — Allerlei Geschichten. 2 Bde. broch. 2 ₰ 15 ngl

— — Was Euch beliebt. Novellen. 2 Bde. broch. 2 ₰ 15 ngl





Part II, 77 - America mentioned
129 - an "Amerikanerin"
introduced who becomes an
important character
292 - George Washington
mentioned

Am

